

Zeiten sprünge

Interdisziplinäre Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2013



Jahrg. 25, Heft 2, August 2013, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: „Dann nahmen sie Jona und warfen ihn ins Meer, und das Meer hörte auf zu toben. [...] Der Herr aber schickte einen großen Fisch, der Jona verschlang.“ [Buch Jona]. Szene aus dem theodorischen Mosaik der Südaula von Aquileia, um 318 [Marcuzzi, 20]. Vgl. S. 360 f.

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit:

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

nach Anmeldung über andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2013 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1998-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2012 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),

Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 25, Heft 2
August 2013

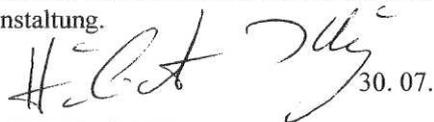
Editorial

Verblüffend ist es für den Herausgeber jedes Mal, wenn von ganz unterschiedlichen Seiten aus gleiche Themen aufgeworfen werden. Allein R. Zuberbühler hat in den *Zeitensprüngen* (2008 und 2010) das Thema *Emergenz* berührt. Diesmal macht er es zu einem Hauptthema. Und an ganz anderer Stelle taucht plötzlich ein 27 Jahre alter K.-Popper-Vortrag auf, der den Darwinismus behandelt, aber mit Gedanken zur Emergenz endet. Hier wollte der Philosoph wohl improvisieren, denn aus der zweiten Kommentierung durch H.-J. Niemann geht hervor, dass im Nachlass dafür nur Stichworte vorliegen (vgl. S. 459). Aber es tritt zusammen, was zusammen gehört.

Das betrifft auch die Frage nach den *monotheistischen Religionen*, deren Ursprünge im vorletzten wie im jetzigen Heft kritisch untersucht und hinterfragt werden. Auch hier haben sich die Urheber, wie H. Bangerter, J. Gießauf, K. Günther, W. Kaufmann oder der Herausgeber, in keiner Weise abgesprochen. Themen liegen einfach in der Luft.

Keineswegs in der Luft lag für mich ein Neubeginn der Debatte um das erfundene Mittelalter. Aber plötzlich sollte an der Universität Graz eine Podiumsdiskussion durchgeführt werden. Wer gedacht hat, dass so etwas niemanden mehr vom Hocker reißen könne, sah sich getäuscht. Zum einen stürzte ein Diskutant tatsächlich fast vom Stuhl, zum anderen zeigten sich ca. einhundert Studierende lebhaft interessiert. Offenbar galt das auch für die Uni selbst, denn es waren – überraschend für mich, der aus dem Urlaub anreiste – Scheinwerfer und mehrere Kameras aufgebaut, damit diese Debatte von der Uni ins Internet gestellt werden könne. Nach der Veranstaltung erfährt ich – überraschend für mich –, dass die erzielte Tonqualität (bislang) einer Präsenz im Internet entgegen stehe. Da es aber zumindest Mittschnitte gibt, kann hier die gesamte Argumentation der fachwissenschaftlichen Seite protokolliert werden – ein absolutes Novum. Ein weiteres Novum war die Teilnahme eines Archäologen an einer derartigen Veranstaltung.

Insofern kann und darf Ihnen eine interessante Lektüre wünschen :



30. 07.

Neue Pyramidenbauvorschläge

Bücher von Horst Leidel und Frank Müller-Römer

Rezensionen von Heribert Illig

1. Horst Leidel – Der Drehkran

[L.=] Leidel, Horst (2013): *Neue Gedanken über den Bau der Cheops-Pyramide*; Projekte-Verlag Cornelius GmbH, Halle, 160 S., 52 schwarz-weiße (in einer Auflage auch farbige) Abbildungen

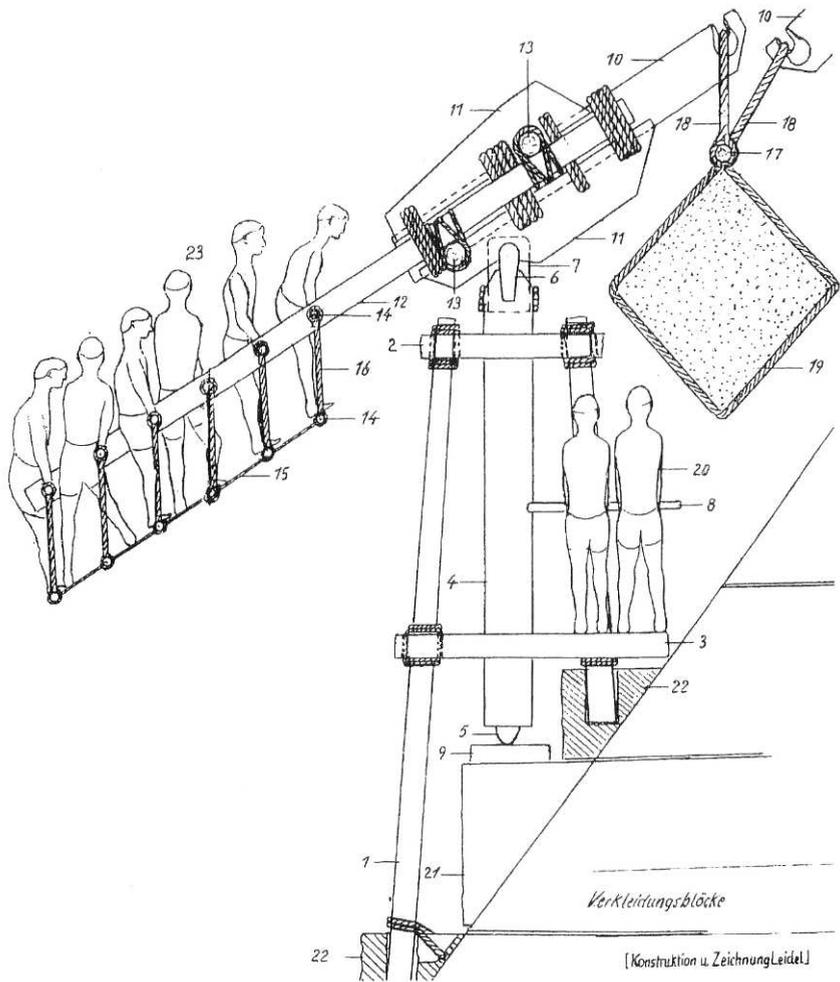
Der Verfasser schickte mir sein aktuelles Buch zu, worauf vorab ein Kompliment zu machen ist. Wenn ein Mensch im 93. Lebensjahr sein erstes Buch verfassen kann, so ist das gesundheitlich eine Gnade und wissenschaftlich eine gemeisterte Herausforderung, da Leidel vom Handwerk her kommt, hat er doch Feinmechanik gelernt und ab 1958 im Physikalischen Institut der Universität Halle-Wittenberg als Leiter der Feinmechanischen Werkstatt gearbeitet. Er ist also ein Praktiker.

Bei einem solchen ‘Spätberufenen’ sind kleine Fehler ohne Belang, so das fehlerhafte Durchnummerieren der Abbildungen oder die unvollständige Literaturliste, bei der durchwegs die Erscheinungsjahre fehlen, aber z.B. auch der ihm wesentliche Artikel von Walter Stender (nicht Steuder [L. 104] aus dem Vorläufer der *Zeitensprünge*, 1994).

Nachdem Leidel sich mit verschiedenen Baumethoden und vielen Details unseres Buches auseinandergesetzt hat, beurteilt er Löhners Seilumlenkrolle „immer noch als das Nonplusultra“ [L. 27] in Sachen Pyramidenbau. Doch anschließend stellt er ein „Hebeschwenkwerk“ vor, das aus dem ägyptischen Schaduf, dem Wasserschöpfgerät abgeleitet ist: also kurzer Hebelarm für die Last, langer Hebelarm für den Bediener, hier erweitert um horizontale Drehbarkeit [L. 120-139]. Die bei Illig/Löhner [118, 121] behandelten Vorläufer von Louis Croon und Olaf Tellefsen – dieser wollte bereits die Last mit Gegengewichten austarieren [Tompkins, 249] – werden nicht genannt.

Leidel baut damit gleichsam eine jener ‘Maschinen’, von denen Herodot für den Bau der Pyramide gesprochen hat:

„Zunächst ist sie stufenförmig, treppenförmig oder wie man es nennen will, gebaut worden; die zur Ausfüllung des Treppendreiecks bestimmten Steine wurden mittelst eines kurzen Holzgerüsts hinaufgewunden. So hoben sie sie von der Erde auf den ersten Treppenabsatz; dort legten sie sie auf ein anderes Gerüst, durch das sie auf den zweiten Treppenabsatz



Hebeschwenkwerk nach *Horst Leidel*: 1-3) Gestell, 4) drehbar gelagertes Rundholz mit 5) Dolerit-Lagerstein auf 9) Hartsteinplatte. 6) Hartstein für Hebebalken. 8) Stangen zum Drehen des Rundholzes. 10) Kopfteil des Hebebalken, 23) Ballastteil des Hebebalken mit Griff- und Trittholmen für 30 Mann. 18) zwei gleiche, steife Aufhängebügel [Leidel, 139].

hinaufgewunden wurden. Soviel Stufen, soviel solcher Hebevorrichtungen waren vorhanden [...] So wurde zuerst die Spitze fertiggestellt, dann abwärts bis schließlich zu den untersten Stufen herab“ [*Historien*, II:125].

Die These von der zum Schluss angebrachten Verkleidung lehnt Leidel [23 f.] ab, konstruiert aber – an Herodot angelehnt – eine **Kette von Kränen**: Jeder enthält in der Mitte seines massiven Stützgerüsts ein drehbares Rundholz, darauf einen kippbarer Hubarm, der an einem Haken einen Quader von mehreren Tonnen Gewicht tragen kann. Das entsprechende Gegengewicht am langen Hebelarm bilden bis zu 40 Arbeitern, von denen so viele zusteigen, bis sich der Quader hebt. Weitere Arbeiter drehen den Kran, bis sein Haken fast den Haken des nächst höher postierten Krans berührt. Nun wird die Last umgehängt, angehoben, geschwenkt und so fort. Um die Reibung beim Drehen und Heben auf ein Minimum zu reduzieren, lagert Leidel das unten mit einer Dioritkugel bestückte Rundholz auf einer Hartsteinplatte, während an seinem oberen Ende eine Doleritkugel im Hartholz des Hubarms steckt, um das Wippen zu erleichtern. Die Reibungswerte werden nicht betrachtet.

Seine Reihe von 64 Kränen postiert Leidel auf einem Pyramidengrat [L. 127]. Er misst ‘bei Cheops’ 218 m, woraus sich ein Schwenkdurchmesser von vielleicht 3,60 m und ein Höhengewinn von ca. 2,15 m je Kran ergibt.

Zu dieser Lösung ist Leidel gekommen, weil er aufgefundene Doleritkugeln nicht als Hilfe zum Lastenrollen, sondern als Kugellager für die drehbaren Rundhölzer in der Mitte interpretiert. Diese Verwendung bleibt – wie bislang praktisch alles an *jeder* Rekonstruktion – hypothetisch, wurden doch solche Doleritkugeln nicht direkt bei den Pyramiden, sondern unter Sarkophagen in Gizeh gefunden [L. 123-128]. Aber hierzu stellt Leidel pointiert fest: Wer derartige Pyramiden baute, wollte nie mehr übertroffen werden.

„Die einfachste Methode, einen »Urheberrechtsschutz« in damaliger Zeit zu sichern, bestand darin, alle Baumaschinen und Gerätschaften zu vernichten“, die beim Bau zum Einsatz gekommen sind [L. 8, auch 128].

Gemäß Leidel genügt eine einzige Krankette. Da er von „bis zu 1 Stein/ min.“ ausgeht [L. 31, dito 27, 54, 133], lässt sich seine Kranstafette nachrechnen. Für einen Steinhub muss jeder Kran samt Mannschaft binnen einer Minute folgendes Pensum absolvieren:

- Das Aufhängen des mit Seilen umgurteten Quaders am Haken,
- das Aufsteigen von bis zu 40 Personen in die Halterungen des Tragarms,
- das Schwenken des schweren Krans um ca. 160°,
- das Einhängen der zweiten Tragschlaufe beim nächsthöheren Kran,
- das Zurückschwenken des Krans um ca. 90° und
- das Absteigen des ‘menschlichen Ballasts’.
- (Seinen Aufstieg um gute vier Höhenmeter, um für den nächsten Quader bereitzustehen, kann Leidel ihm ersparen.)

Diese sechs Teilschritte können nicht innerhalb einer Minute geschehen, zumal hier ja Tonnen bewegt werden und die für den Schwenk notwendigen Stangen mehrmals umgesteckt werden müssen (s.u.). Sollten zumindest vier Minuten ausreichen, dann bedeutet das – gegen Leidel –, dass die vierfache Kapazität an Kränen bereitstehen müsste, ergo eine Krankette auf jedem Pyramidengrat. Sollte es länger als vier Minuten dauern, dann verliert die Methode ihren Sicherheitsvorteil: Solange die Kräne nur auf dem Grat stehen, fällt bei Havarie eines Krans er selbst und/oder seine schwere Last direkt die Pyramidenseite hinunter, also wahrscheinlich nicht auf den nächsttieferen Kran. Würden aber zusätzliche Kranstafetten senkrecht an der Seite hinaufgebaut, könnten sie stürzen wie weiland die Seilbahn von Alexis Sorbas.

Es ginge ohnehin nicht mit einer einzigen Kranreihe. Denn wenn an einem einzigen ihrer 64 Kräne auch nur ein Arbeitsunfall oder Verschleißschaden auftritt – vom simplen Seilriss bis hin zur Zerstörung des Hubarms durch das Steinlager –, dann steht die gesamte Baustelle bis zum Ende der Reparatur, also oft tagelang. Außerdem gibt es ein vermessungstechnisches Problem. An den Graten müssen regelmäßig Verkleidungssteine herausstehen, um den Kränen als Stützen zu dienen (s. Abb.). Wie das Pyramidion richtig aufsetzen, wenn erst danach die schweren Kräne von oben nach unten abgebaut und die Verkleidungssteine abgeschlagen und geglättet wurden? Gerade das sieht Leidel [23] eigentlich als nicht möglich an.

Kann die Kranstafette funktionieren? Im gegenwärtigen Stadium gäbe es noch Probleme. So würde das Drehen des Krans dauern, weil die Stangen des ‘Gangspills’ beim Drehen gegen das Stützgerüst stoßen würden und mehrmals umzustecken sind (deshalb müsste die Schwenkbewegung bei einem Standardgewicht von mehr als 5 t wiederholt mühsam gestartet werden (das verlängert die einzelne Hebephase deutlich über 4 min.) Außerdem müsste der Tragarm länger sein, damit die Last beim Schwenken nicht mit dem Kran kollidiert. Schließlich ist der Haken zu kurz angeflanscht und würde sich bei der schweren Belastung senken. Das Kipplager ist noch unverständlich, weshalb die Reibungsverluste schwer kalkulierbar sind.

Doch unterm Strich könnten Leidels Hebeschwenkwerke funktioniert haben, da die Kritikpunkte beim praktischen Betrieb beseitigt werden könnten. Aber die Arbeiterzahl: Gehen Löhner und ich von 880 Arbeitern an der Pyramidenflanke aus [I/L 200], bräuchte Leidel bei 50 Mann je Kran [L. 121] und fünf Kranstafetten bis zu 16.000 Arbeiter! Das würde die Logistik auf der Baustelle eminent erschweren, ja, ihren Betrieb unmöglich machen.

Zur Technik ist anzufügen: Kugellager der beschriebenen Art sind im alten Ägypten bislang nicht gefunden worden, weshalb sie bei der Cheopspyramide nicht eingesetzt werden dürfen [vgl. Prämissen bei I/L 33].

Nun zu den übrigen der im Titel angekündigten *Neuigkeiten*. Da die Wasserwaage für das Gesamtplateau noch nicht erfunden ist, schlägt Leidel zur Nivellierung den oft wiederholten Einsatz eines Winkels mit Senkblei vor, der stolze 2,40 m misst, nicht wie ein aufgefundenes Gerät nur 0,50 m [L. 16].

Er setzt sich ausführlich mit diversen Rampenbaualternativen auseinander, die er alle verwirft, um eine neue Variante zu präsentieren, die dem Grundsatz 'Die Ägypter lösen Probleme auffälligerweise immer mit möglichst geringem (Kraft-)Aufwand' [L. 46] entsprechen soll. Er lässt für die ersten Pyramidenschichten alle Steine auf eine Höhe von ca. 14 m hieven, um sie von da mittels einer Konterrampe auf die allmählich heranwachsenden Schichten herabzulassen. Das bedeutet zunächst einen Standardhub von 14 m und anschließend ein Absenkmanöver von maximal 12 m Höhe, die mit voranschreitender Arbeit allmählich auf Null schrumpft [L. 48-52]. Sicher eine zusätzliche Möglichkeit, aber sicher keine kraftsparende, zumal auch alle Konterrampen erst gebaut werden müssen.

Arg bekümmert ihn der 105 m lange absteigende Gang, der in den Fels hineingetrieben worden ist. Bei seinem Querschnitt von 1 x 1,20 m erscheint ihm der Arbeitsaufwand unlösbar [L. 83], obwohl in praktisch allen prähistorischen Bergwerken ähnliche Bedingungen herrschten. Weiter unterzieht er die sog. Belüftungsschächte nach den Robotererkundungen durch Gantenbrink und Hawass einer kritischen Nachschau [L. 36-43] und kritisiert die Tunnelrampe von Jean-Pierre Houdin [L. 51-55; vgl. Illig 2007, 731 f.].

Er moniert, dass Löhner und ich weder das Beladen der Zugschlitten mit den Quadern noch den Rücktransport der Schlitten vom Pyramidenplateau zum Steinbruch hinreichend überdacht hätten und bessert in beiden Fällen nach [L. 61-68]. Viel Raum gibt er der Herstellung von gehärteten Eisenwerkzeug, weil wir gegen den Einsatz von Kupfermeißeln an Granit „einen regelrechten Feldzug in Gang“ gesetzt hätten [L. 80]. Zu den Werkzeugen steuert der einstige Feinmechaniker viele kluge Details bei und schlägt vor, bei den behauenen Steinen nach Metallabrieb zu suchen, um so den Beweis für oder gegen einen eisenzeitlichen Bau zu führen [L. 101-104]. Die ägyptische Chronologie ist ihm ansonsten kein Thema.

Die Überprüfung der Arbeiten geht mittlerweile bis ins kleinste Detail. So lässt Leidel die Quadern in hochkanter Position meißeln, um die rechten Winkel besser kontrollieren zu können [L. 81] oder moniert, dass Kérisel die Granitriegel über der Königskammer lautstark brechen lässt, während es in Wahrheit allenfalls geknistert habe [L. 152; vgl. I/L 148], oder er stellt richtig, bei einer Kernbohrung sei der verbleibende Kern nicht erst zum Schluss abgeschlagen worden, sondern wiederholt in kleinen Teilen [L. 110].

Dieses Problem der Kernlochbohrungen in Hartgestein hat mit dem Pyramidenbau nicht unmittelbar zu tun [L. 104-120]. Es wurde von uns [I/L 164 f.] ab

der dritten Auflage [1998] im Zusammenhang mit Granitbearbeitung erwähnt, weil uns nun Walter Stenders Aufsatz in dieser Zeitschrift vorlag. Hier geht es bei Leidel durcheinander: Während sein vermeintliches Stender-Zitat [L. 106] keine Vorlage hat, zitiert er uns fast eine Seite lang ohne Kennzeichnung des Zitats [L. 104 f.]. Dafür sind die Angaben zum Bohren, zum verwendeten Schleifpulver, zur Zählung der Rohre und zum verwendeten Rohr von praktischem Wert. Allerdings wird gerade wegen dieser Ausführungen und wegen der von ihm entworfenen Kernlochbohrmaschine [L. 115] die Existenz altägyptischer Kernlochbohrungen eher noch rätselhafter. (Wir berichteten [I/L 164], dass das Ägyptologen-Geologen-Ehepaar Klemm auch noch 100 Jahre nach Entdeckung durch Flinders Petrie nichts von deren Existenz wissen wollte; hierzu aber unten bei D. Stocks.)

Insgesamt ein Buch, dem es gut getan hätte, wenn sein Autor schon früher Kontakt zu und Austausch mit uns gesucht hätte, nachdem er [L. 26] unser Buch als den für ihn „überaus bedeutsamen ‘Bestseller’“ sieht. Auf jeden Fall hat er unsere Arbeit kritisch geprüft. Außerdem hat er uns auf die Bücher von Frank Müller-Römer hingewiesen, die nun spezielle Affinitäten aufweisen.

2. Frank Müller-Römer – Umlenkrollen an Transportrampen

[M-R =] Müller-Römer, Frank (2011): *Der Bau der Pyramiden im Alten Ägypten*; Herbert Utz, München, 447 S., weitgehend dem Vorgängerbuch von 2008 ähnlich, aber mit neuer Bauhypothese

- (2008): *Die Technik des Pyramidenbaus im Alten Ägypten* („Zugl.: Dissertation »Pyramidenbau mit Rampen und Seilwinden – ein Beitrag zur Bautechnik im Alten Reich«, Ludwig-Maximilians-Universität München“); innerhalb der Reihe *Münchner Studien zur Alten Welt* Band 4); Herbert Utz, München, 228 S. [= M. 2008]

Endlich ein Ingenieur in den Reihen der Ägyptologen. Allerdings kommt Frank Müller-Römer (* 1936) nicht vom Bau, sondern von der Nachrichtentechnik bei Siemens und beim Bayerischen Rundfunk. 1996 erhielt er eine Honorarprofessur, studierte parallel dazu Ägyptologie und schloss 2008 sein Studium mit der Arbeit über die Technik des Pyramidenbaus ab. Er ist demnach in Natur- wie in Geisteswissenschaften zu Hause.

Seine Dissertation schilderte zunächst die Grundzüge der Bautechniken, stellte einige Pyramiden des Alten Reichs vor und referierte die vorliegenden Bauhypothesen, um schließlich im Detail einen eigenen Vorschlag vorzulegen. Doch nur drei Jahre später legte er die Studie erneut vor, nunmehr mit einer grundsätzlich anderen Bauhypothese. Hat er damit, nachdem das

Referieren anderer Bauvorschläge eher eine Fleißaufgabe ist, den Kern seiner eigenen Dissertation widerrufen?

Wir kommen dem Sachverhalt näher, wenn wir seine erste Wertung von Franz Löhners Seilrolle heranziehen [M. 2008, 161 f.]:

„Die Vorschläge Löhners für den Pyramidenbau lassen verschiedene problematische bautechnische Aspekte wie z.B. die Konstruktion der Schlitten für den Transport der Steine auf einer Fläche mit dem Neigungswinkel von über 50°, an die Pyramidenflanke angelegte Leitern mit der dabei auftretenden Reibung unberücksichtigt. Löhner lässt auch die heute im Allgemeinen nicht mehr bestrittene Stufenbauweise des Kernmauerwerks sowie das Glätten der Außenverkleidung nach deren Fertigstellung von oben nach unten außer Betracht.

Die Pyramiden können daher nicht in der von Löhner beschriebenen und teilweise recht komplizierten Art gebaut worden sein. Eine Kapazitätsberechnung des Transportsystems und eine Ermittlung der Bauzeit nach dem vorgeschlagenen Verfahren liegen nicht vor.

Zutreffend ist sicherlich die Annahme Löhners, wonach die Funktion einer Seilumlenkwalze (bzw. Rolle, wie von Löhner bezeichnet) bereits im AR bekannt war und auch beim Pyramidenbau eingesetzt wurde, allerdings nicht in der von ihm beschriebenen Art und Weise. Auch mit Blick auf die in Kapitel 7.2 »Grundsätzliche Lösungsansätze für den Pyramidenbau« genannten Prämissen und deren teilweise Nichtbeachtung erscheint die Hypothese Löhners für den Bau von Pyramiden nicht schlüssig.“

Das ist die erste ägyptologische Kritik, die sich mit Löhners zentraler Idee und unserem gemeinsamen Buch nach 15 Jahren beschäftigt, noch dazu aus jenem Münchner Institut kommend, das 1991 das Buch von Gunnar Heinsohn und mir: *Wann lebten die Pharaonen?* nicht in seiner Bibliothek geduldet hat [vgl. Illig 1991]. Die schlecht konstruierten Schlitten und vor allem die Reibung an Leitern wirken eher wie Routinekritik am Außenseiter, auf die „im Allgemeinen nicht mehr bestrittene Stufenbauweise des Kernmauerwerks“ und die Glättrichtung wird zurückgekommen. Das monierte Fehlen einer Kapazitätsberechnung des Transportsystems muss überraschen: Immerhin versuchte unsere Studie konsequent die Anzahl aller Menschen zu ermitteln, die beim Pyramidenbau beschäftigt sein mussten. Die Übersicht auf S. 200 legt davon Zeugnis ab, mitsamt allen Rückgriffen innerhalb des Buches bis zu S. 38 zurück. Sie können eigentlich nicht überlesen werden.

Müller-Römer begründet sein „nicht schlüssig“ mit den von ihm selbstformulierten Prämissen, die ein Lösungsansatz zu erfüllen habe. Sie werden hier komplett zitiert [und vom Rezensenten nummeriert]:

„-Es dürfen nur Werkzeuge, Transport- und Bauverfahren zugrunde

gelegt bzw. berücksichtigt werden, die den archäologischen Befunden aus der Zeit des AR entsprechen. [1]

- Die archäologischen Befunde an den Pyramidenbauten des AR sind zu berücksichtigen. [2]
- Die vorgeschlagenen Bauhypothesen müssen die Errichtung der kompletten Pyramide einschließlich Aufsetzen des Pyramidions und Glättung der Außenverkleidung ermöglichen. [3]
- Die Vorlage einer Berechnung der sich aufgrund der Bauhypothese ergebenden Bauzeit für die betrachtete Pyramide ist für eine Bewertung unerlässlich. [4]
- Bau- und sicherheitstechnische Aspekte für den Bau und die Glättung der Außenverkleidung sind zu berücksichtigen. [5]
- Die vorgeschlagenen Bauhypothesen müssen regelmäßig durchzuführende Messungen am Baukörper während der Bauzeit ermöglichen. [6]

Erfüllt eine Bauhypothese vorstehend aufgeführte Prämissen nur zum Teil oder überhaupt nicht, besitzt sie keine Beweiskraft und sollte in der künftigen ägyptologischen wissenschaftlichen Diskussion nicht weiter in Betracht gezogen werden“ [M. 2008, 126 f.].

Ein elegant-maliziöser Versuch, alle früheren Lösungsansätze ein für alle Mal zu erledigen – denn es bliebe allein der von Müller-Römer, sofern er sich an seine eigenen Vorgaben hielte. Er kann sich nun nach Belieben bei allen abqualifizierten Vorgängern bedienen. Er entschied sich gegen große Rampen und für das Spill, das 1981 erstmals von Oskar Riedl als vertikaler Bratspill vorgeschlagen wurde, in verbesserten Form von Herbert Pitlik als horizontaler Gangspill [vgl. I/L 66, 120-123]. Müller-Römer bezieht sich bei seinem Bratspill auf Arysio dos Santos, 1997. Er verstieß damit unmittelbar gegen seine Regel 1, denn das Spill ist im AR nirgends nachgewiesen, nicht einmal bei der Schifffahrt (er räumt das in Bezug auf Konkurrenzverfahren sogar ein [M-R 334]). Nach seiner einstigen Meinung wird es von jeweils 4 Mann pro Speiche bedient; weil bei ihm links und rechts je ein Speichenrad angebracht ist, können 8 Mann gleichzeitig drehen. Da er die Reibung des Spills für vernachlässigbar hält [M-R 193], genügen ihm diese 8 Mann.

Lassen wir 4 Mann an einer Speiche eines senkrecht angebrachten Spills nach unten ziehen, so mag das für eine Vierteldrehung gut gehen – aber die nächste Gruppe findet keinen Platz am Spill, um die nächste Speiche zu bedienen. Zwangsläufig stoppt die Maschine und muss mühsam wieder angefahren werden. Wir brauchen dies nicht zu vertiefen [vgl. I/L 122], denn Müller-Römer hat dieses promotionstaugliche Modell durch ein vielleicht tauglicheres Modell ersetzt und 2011 in einem neuen Buch präsentiert, das nun auch die bekannteren Pyramiden des Mittleren Reichs in Kurzform vorstellt.

Seine Wertung von Löhners Modell blieb unverändert „nicht schlüssig“, aber er hat den letzten Absatz seiner Kritik (vgl. S. 266) überraschend um zwei Sätze ergänzt:

„Durch die abwärtsgerichtete Zugkraft können mit gleicher Zugmannschaft wesentlich größere Lasten nach oben bewegt werden (siehe Kapitel 4.3.1.3 »Über eine Walze abwärtsgerichtete Zugkraft«). Der Vorschlag der Kraftumlenkung ist ein sehr innovativer Ansatz für den Steintransport beim Pyramidenbau“ [M-R 310].

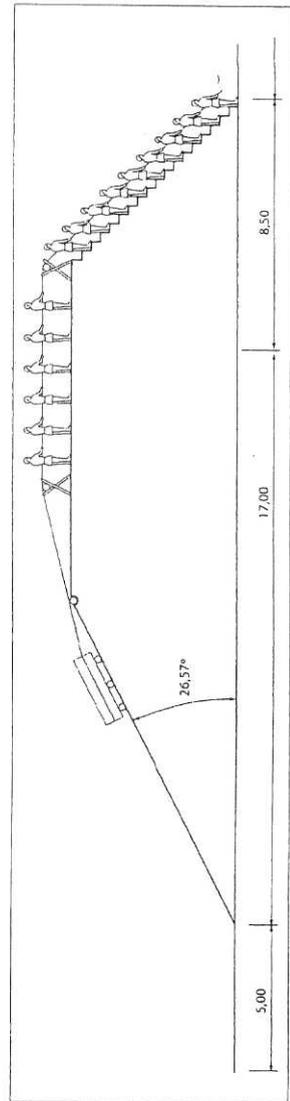
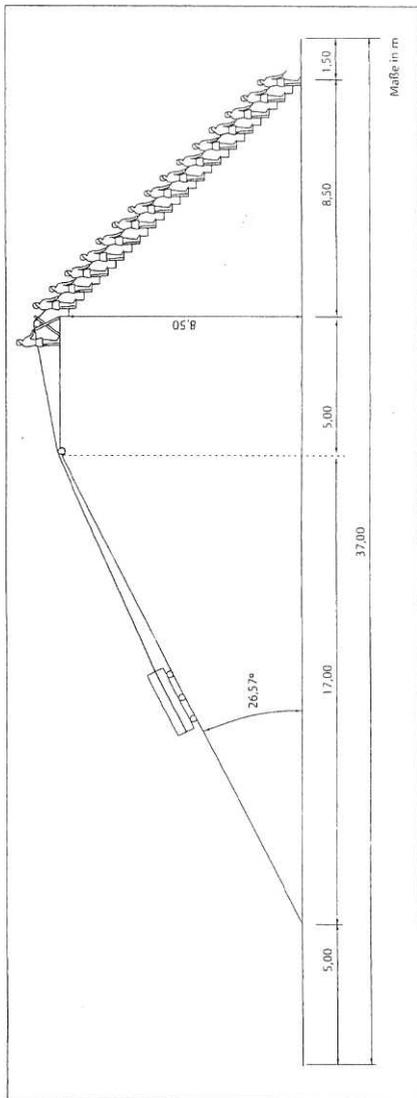
Auf S. 355 hat er auch die Grundlagen seiner eigenen Hypothese um den Satz ergänzt: „Einsatz von Walzen einschließlich Umlenkwalze und Seilumlenkstein (Öse)“ [M-R 355], hier – 45 Seiten weiter – bereits unter strikter Vermeidung von Löhners Namen. Nunmehr ist die erste seiner beiden Grundideen „der Bau des stufenförmigen Kernmauerwerks über tangential angeordnete Rampen mit dem Neigungsverhältnis 2:1 unter Einsatz von Umlenkwalzen und abwärtsgerichteter Zugkräfte“ [M-R 356]. (Tangenten sind freilich nur an Kreise und andere Kurven anlegbar; gemeint sind Rampen, die parallel zu den Pyramidenseiten geführt werden und sich an sie anlehnen.) Der Buchrückseite ist zu entnehmen:

„Die hier beschriebene Bauweise – mit Rampen und Seilumlenkrollen – stützt sich, im Gegensatz zu den bisherigen Hypothesen, ausschließlich auf archäologische Befunde und auf den Stand der damaligen Bautechnik.“

Damit ist auch für den Interessenten an seinem zweiten Buch klargestellt, dass kein früherer Lösungsvorschlag Müller-Römers Ansprüchen genügen kann – sein eigener Dissertationsvorschlag mit der Spill-Lösung allerdings inbegriffen. Wie sieht nun sein neues Modell aus, das er wiederum an der Mykerinospyramide exemplifiziert?

Es geht von einem Kernmauerwerk aus sechs übereinandergestufteten Kuben über jeweils quadratischem Grundriss aus, deren Wände nicht ganz senkrecht, aber mit ca. 80° doch sehr steil stehen (ähnlich einer Ziggurat). An sie werden **Transportrampen** angelehnt, die bei wachsender Kubenhöhe mitwachsen. Sie bestehen aus einer Außenwand aus exakt behauenen Steinen und einer Füllung aus Steinen, Schotter und Lehmziegeln [ebd. 364]. Auf ihnen werden die Quader auf einer Schräge von 26,5° hochgezogen; das Seil führt über zwei Umlenkrollen zu der Zugmannschaft, deren Arbeiter auf Treppen mit einer Neigung von 45° hinabsteigen. Die Zugrampen sind demnach fast doppelt so lang wie die Treppen.

Hier muss Kritik einhaken. Müller-Römer hat sich nur mit dem Fall beschäftigt, dass auf einer bereits langen Treppe die ersten Schlepper den flachen Boden erreichen, während der Quader erst die gute Hälfte bis zur Ar-



Frank Müller-Römers Vorschlag für seine Transporttrampen mit zwei Umlenkrollen. Die jeweils linke ist zu tief angebracht und verhindert die Ankunft des Steinblocks auf der Arbeitsplattform; rechts ist vor allem bei niedrigen Höhen der Abstieg zu kurz, um die Mannschaft mit dem Körpergewicht ziehen zu lassen [Müller-Römer 2011, 365].

beitsplattform zurückgelegt hat. Ab diesem Moment könnten sie nicht mehr mit ihrem Eigengewicht, sondern müssten mit ihrer Kraft ziehen. Er kann das mit Zusatzpersonal vermeiden, indem er oben so viele zusätzliche Arbeiter in die Zuggruppe treten lässt, wie unten den Boden erreichen. Wie aber sieht es anfangs aus? Wenn es erst wenige Stufen hinabgeht, müssten praktisch alle Schlepper nebeneinander gehen, was natürlich nicht möglich ist. Insofern gäbe es in diesem Fall den leichten Transport durch Einsatz des Körpergewichts nicht. Die Arbeiter würden allein mit Muskelkraft waagrecht ziehen.

Bei Müller-Römers Entwurf würde allerdings der Steinschlitten gar nicht auf das Plateau kommen, weil die erste Umlenkrolle am Boden befestigt ist und so die zu flache Seilführung das Heraufziehen des Lastenschlittens über sie hinweg verhindert. Damit er diese 'Klippe' bewältigen kann, muss auch diese Umlenkrolle aufgeständert sein. Das hat Löhner längst durchdacht [UL 135], kann also ebenfalls übernommen werden. Hier wird Müller-Römers oben zitierte Kritik an Löhner zum Bumerang: der habe in „teilweise recht komplizierten Art gebaut“ – aber was notwendig ist, muss sein [M. 2008, 161; M-R 310].

Die zu kurzen Abwärtstreppe gefährden die Zeitkalkulation. Müller-Römer taxiert das *Ziehen eines Quaders* über eine Rampe mit 5 min, das Hantieren mit den Seilen und das waagrechte Verschieben des Quaders ebenso lang, so dass bei der Mykerinospyramide **10 min** als *Grundeinheit* in Ansatz kommen [M-R 382]; bei der Cheopspyramide sind es **12 min** [M-R 398]. Bei dieser winzigen Einheit, aus der eine Bauzeit von über 24 Jahren resultiert, ist Vorsicht geboten. Wenn die Schleppzeiten nur um eine 1 min differieren, kann sich die Gesamtdauer um ± 2 Jahre verändern. Außerdem schlägt der Autor vor, die Quader auf frei liegenden [M-R 367 f.] oder auf befestigten Dioritkugeln [M-R 365] zu schieben und zu drehen. Zwar sind solche Kugeln für das AR nachgewiesen, derartige Kugellager aber nicht; bislang ist nur eine einzelne Kugel im Mörtelbett gefunden worden [M-R 108]. Hinter dieser Interpretation steht wegen seiner Prämissen [1, 2] noch ein großes Fragezeichen.

Weiter mit der Modellvorstellung: Über solche Arbeitsrampen wandern die Quader auf alle sechs *Kernmauerstufen* der Pyramide. Nach deren Fertigstellung werden alle Rampen abgebaut. Danach geht es erneut los, diesmal

- mit dem *Verkleidungsmauerwerk* (es vermittelt vom Kernbau zur Pyramidenform),
- der eigentlichen *Außenverkleidung* (die geglätteten Verkleidungssteine aus Kalkstein oder Granit) und
- der zwischen beiden vermittelnden *äußeren Verkleidungsschicht*, den sog. backing stones.

(Die Lagen können in ihrer Höhe differieren, nicht aber die Höhe der drei verschiedenen Verkleidungssteine einer Lage [M-R 30-33, 372].)

Zum zweiten Mal werden Transportrampen an den Bau angelehnt, außerdem Arbeitsplattformen errichtet [M-R 373], die stetig mitwachsen und ein massives Vermessungsproblem mit sich bringen (s.u.). Mit diesen Transportrampen und Plattformen, die das Bauvolumen merklich steigern, ist das schlussendliche Aufsetzen des Pyramidions problemlos: Es wird einfach waagrecht in seine Endposition geschoben.

Nun werden Arbeitsplattformen und Transportrampen rückgebaut, während über die ganze Breite der Pyramide die Glätter und Polierer stehen und am Kalkstein je Arbeitsgruppe und -tag einen Quadratmeter der Kalksteinoberfläche bewältigen (= *1 Arbeitstakt*). Bei Granit gilt ein Zehntel dieser Fläche [M-R 387]. Das Glätten geschieht mit Kupfermeißeln, deren Leistung mit 50 % heutigen Werkzeugs angesetzt wird; für Granit sieht er überraschenderweise kein anderes Werkzeug vor [M-R 387], obwohl er sich in beiden Fällen auf Denys Stocks beruft (s.u.).

Die Methode erzwingt eine beträchtliche Menge an Zusatzmaterial: etwa 21,9 % des pyramidalen Gesamtvolumens (bei der Mykerinospyramide etwa 15,6 % [M-R 403]). Wenn man bedenkt, dass es nicht nur weg-, sondern vor allem erst hinaufgeschafft werden muss, steigt das gesamte Arbeitsvolumen um fast 44 %. Müller-Römer hat für dieses Material, das zu einem Gutteil aus ungebrannten Lehmziegeln bestehen soll, keine Behältnisse vorgeschlagen, obwohl bei amorphen Stoffen Schlitten mit Behältern benutzt werden müssen – heute wären es Kipploren.

Der Ägyptologe präsentiert einen detaillierten Zeitplan. Er taktet alle Arbeitsschritte und legt über die Stockwerke des Kernmauerwerks eine genaue Rechnung vor. Im Detail wird sie wiederum für die Mykerinospyramide erstellt und dann auf zwei weitere Bauten übertragen. Aus einer Arbeitszeit von 300 Tagen im Jahr, 10 Stunden je Tag [M-R 384] und einer Vorbereitungszeit von 1 Jahr für die Mykerinos- [M-R 382], von 2 Jahren für die Cheops- pyramide [M-R 406] erhält er

<i>eine Bauzeit für die</i>	<i>von</i>	<i>bei einer Regierungsdauer von</i>
Cheopspyramide	24,5 Jahren	23 Jahren
Mykerinospyramide	5,8 "	6 (28) "
Rote Pyramide Snofrus	20,7 "	35 " [M-R 415].

In Anbetracht dessen, dass allein bei der Vorbereitungsphase für die Cheops- pyramide ein Jahr abgezogen, aber auch mehrere Jahre hinzugefügt werden können, in Anbetracht dessen, dass allein der in seiner Größe unbekannte Felssporn im Fundamentbereich der Pyramide die Zeitschätzung um 0,8 Jahre verändern kann [M-R 402], ist davon auszugehen, dass die tradierten, aber keineswegs gesicherten Regierungszeiten, insbesondere aber Herodots Angabe [I:124] von 20 Jahren Bauzeit für die Cheopspyramide als Maß gedient haben.

Daraus errechnet sich die Durchschnittsleistung: jede Minute ein Steinblock auf die Pyramide, wie von Löhner und mir angesprochen [I/L 23]. Müller-Römer möchte hier keine Varianten durchrechnen, sondern konstatiert:

„Mehraufwand findet nicht in der zum Bau benötigten Zeit, sondern in einer größeren Zahl eingesetzter Arbeitskräfte seinen Niederschlag“ [M-R 382].

Bleibt damit die Zeitabschätzung stabil? Sicher nicht, weil ein Mehrbedarf an Zeit um z.B. 50 % – das wäre die vorstellbare Ausweitung der Grundeinheit von 10 auf 15 min – gar nicht ausgeglichen werden könnte, da sich die Arbeiter auf den Füßen stünden. Oder: Wie will man das Glätten von einer 0,30 x 0,30 cm großen Granitfläche steigern, wenn nur jeweils 1 Mann daran arbeiten kann? Indem alle 10 min eine frische Kraft ans Gestein tritt und somit am Tag bis zu 60 Arbeiter für dieses eine Team gebraucht würden? Wie groß würden die logistischen Probleme, wenn – wir wollen nicht übertreiben – ein Team nicht aus 1, sondern aus 4 Schleifern, dazu 2 Mann für das kontrollierende Messen der entstehenden Fläche und den dringend benötigten Nachschub an ständig stumpf werdenden Kupfermeißeln oder Feuersteinen bestünde? Sie alle wollen gepflegt und untergebracht sein. Müller-Römer lässt diese Fragen unbeantwortet.

Dafür gibt es dank der ausgegrabenen Arbeiterstädte Richtwerte. Die der Chephrenpyramide gab zwischen 4- und 8.000 Personen Unterkunft, die der Cheopsyramide 3- bis 30.000 Personen (die obere Schätzung stammt von dem wie immer grandiosen Zahi Hawass), wobei hier auch Frauen und damit wohl auch Kinder gewohnt haben [I/L 201 f.]. Das Gros der Beschäftigten sollte also größtenteils im vierstelligen Bereich zu suchen sein.

Müller-Römer [246 f.] rekapituliert frühere Vorschläge, die zwischen 14- und 47.000 für das erste Baujahr liegen, lässt jene weg, die unter 10.000 liegen oder von 70.000 bis über 1 Million reichen [I/L 201 f.] und fügt dann seine eigene Berechnung an. Für Stufe 1 des Kernbaumaauerwerks der Cheopsyramide setzt er

11.200 Arbeiter im Steinbruch,

6.800 für den Transport und

1.400 für den Bau an, insgesamt also 19.400 [M-R 251].

„Weitere Personen für Aufsicht und Organisation, Sicherheit, Gesundheitswesen, Versorgung, Werkstätten etc.“ werden grob geschätzt mit 30 % angegeben [ebd.], das ergäbe weitere 6.400 Personen. Da für den Kernbau noch keine Verkleidungssteine jenseits des Nils, sondern aus nahgelegenen Steinbrüchen zu holen waren [M-R 406], mussten diese 19.400 Arbeiter nicht auswärts, sondern in der Arbeiterstadt untergebracht werden. Die von Löhner und mir errechneten 6.650 [I/L 1993, 200] oder rund 6.700 Beschäftigten [Löhner/Zuberbüh-

ler 2006] hat Müller-Römer ignoriert. Dabei haben wir 32 Gruppen an 9 Orten, einschließlich der Schiffer von Assuan und von Tura, detailliert untersucht und beziffert [I/L 200]. Dieser Ansatz ist der einzige, der ohne Mühe mit der Arbeiterstadt in Einklang zu bringen ist.

Vermessung

Eine wesentliche Schwachstelle der Hypothese von Müller-Römer ist die Vermessung der entstehenden Pyramide (seine Prämisse [6]). Zwar ist sie bei Aufrichtung des gestuften Kerns noch nicht entscheidend, wohl aber beim Außenbau. Bei ihm ist jeweils nur eine einzige, gerade im Bau befindliche Quaderreihe zu sehen, Ecken, Grate und Schrägen stehen für die Kontrolle und Justierung der Vermessung *nicht* zur Verfügung! So genau kann kein vielfach reproduziertes Holzmaß zur Kontrolle der Schräge je eines einzigen Verkleidungssteins sein, dass es nach Anwendung an über 200 Schichten 'im Blindflug' zur gewünschten Steigung der Pyramidenseiten führen würde. Frühere Vorschläge haben deshalb auf dem Kernbau eine hohe, präzis fixierte Stange gefordert, um mit ihr die zukünftige Spitze anvisieren zu können. Müller-Römer verzichtet darauf.

Die Grate bestehen bei ihm zunächst aus weit vorstehenden Steinen, die erst beim Glätten die Form erhalten. Aber wie erreicht man die Form, wenn alle tieferen Punkte, vor allem aber die Fußeckpunkte der Grate mit hohen Arbeitsplattformen überbaut sind? Müller-Römer schlägt vor, die Seitenlänge einer fertiggestellten Steinschicht zwischen den Ecksteinen mit Messstäben zu kontrollieren, dazu ihre horizontale Lage. Jede Steinlage allein und separat kontrollieren – bei insgesamt ca. 210 Schichten? Er versucht sich in einen scheinbar einleuchtenden Satz zu retten:

„Die Errichtung der Cheopspyramide als größtes Bauwerk im Alten Reich zeigt, dass trotz des im Inneren vorhandenen Felssporns – also ohne Möglichkeiten einer Diagonalmessung – die Festlegung der Basis und die Herstellung der Außenflächen mit großer Genauigkeit unter Zugrundelegung der erläuterten Messverfahren möglich war.“ [M-R 138]

Spürend, wie schwach diese Erklärung ist, wiederholt er sie bekräftigend:

„Die exakte Vermessung der Basis der Cheopspyramide zeigt trotz des im Inneren vorhandenen Felssporns – also ohne die Möglichkeit einer Diagonalmessung –, dass die exakte Vermessung offensichtlich beherrscht wurde“ [M-R 377].

Soviel ist klar: Auch wenn das Bauwerk für die exakte Vermessung bürgt, bürgt es nicht automatisch für die von Müller-Römer vorgeschlagenen Methoden. Zudem stehen sie im harten Widerspruch zu seiner oben zitierten Prämisse Nr. 6: „Die vorgeschlagenen Bauhypothesen müssen regelmäßig durch-

zuführende Messungen am Baukörper während der Bauzeit ermöglichen“ (s. S. 267). Bei ihm gibt es keine Visiermöglichkeit zur Basis oder zur Spitze.

Außerdem: Wenn die Pyramide für sich bürgen könnte, bräuchte es ohnehin keine Erklärungsversuche mehr für die angewandten Bautechniken und damit auch das Buch von Müller-Römer nicht.

3. Denys Stocks – Hartsteinbearbeitung

[St. =] Stocks, Denys A. (2003): *Experiments in Egyptian Archaeology. Stone working technology in Ancient Egypt*; London · New York [im Internet verfügbar]

Die drei Pyramiden von Gizeh galten zusammen als eines der sieben antiken Weltwunder; sie sind als einzige erhalten. Abgesehen davon, dass ihre Perfektion zu viele Rätsel birgt, interessiert uns der chronologische Aspekt. Hier spielt die Granitbearbeitung eine maßgebliche Rolle. Müller-Römer spricht von gehärtetem Kupfer, obwohl er weiß, dass antike Kupfermeißel nicht härter sind als heute verwendete [M-R 45]:

„Eine Härtung des Kupfers durch Hämmern ermöglichte es, Steine zu sägen und Bohrungen herzustellen. Aus der 5. Dynastie ist dazu eine Darstellung auf einem Relief in der Mastaba des Wepemnofret bekannt. Die immer wieder geäußerte Behauptung, es müsse bereits im AR spezielle Härtungsverfahren für Kupfer gegeben haben, wodurch dieses mit der Härte von Eisen vergleichbar sei, ist nicht belegt. Gleiches gilt für Aussagen, dass es bereits zu Cheops' Zeiten Eisenwerkzeuge gegeben habe“.

Die Passage wirkt in sich widersprüchlich und mag heißen: Kupferhärtung ja, aber nicht bis zur Eisenhärte. Auch derartige 'ein-bisschen' gehärtete Meißel sind nicht bei Granit und anderem Hartgestein einsetzbar. Die dem letzten Satz des Zitats zugeordnete Fußnote Nr. 74 lautet:

„Illig, Cheopspyramide, S. 142; Herodot (Quelle: v.Bissing, Diodor, S. 15).“

Wir haben aber die Eisenwerkzeuge nicht erfunden, sondern Herodot [II: 125] hat angemerkt: „welche Unsummen müssen dann erst für die eisernen Werkzeuge [...] ausgegeben worden sein“. Das wird nicht dadurch falsch oder nicht belegt, dass wir uns darauf bezogen haben, allerdings nicht auf S. 142, sondern auf S. 26. Müller-Römer [M-R 256 f.] zitiert Herodot auf zwei Seiten, lässt aber die Erwähnung des Eisenwerkzeugs bewusst weg.

So bleibt ihm gegen 'verfrühtes' Eisen nur noch der Hinweis von Lepsius, demzufolge im AR das Metall der Waffen ausschließlich in roter oder hellbrauner, nicht in blauer Farbe wiedergegeben worden sei [M-R 45]. Doch das ist bestenfalls ein Hinweis, weil die Ägypter sehr schematisch voringen und

z.B. Männer immer rothäutig und damit dunkler als die Frauen darstellten. Da müssen Bronzeteile, die es nachgewiesenerweise bereits in Chephrens Taltempel gab [I/L 64 f.], nicht in einer anderen Farbe dargestellt worden sein, so wenig wie Eisenwaffen.

Aber Müller-Römer bezieht sich auf sechs Publikationen von Denys Allen Stocks (geb. 1941), der seit rund 30 Jahren einschlägige Experimente im *Department of Archaeology* der *University of Manchester* durchgeführt und ab 1986 publiziert hat. Sie bezogen sich auf Probleme der Reibung beim Einpassen von Steinquadern oder auf das Bewegen schwerer Steinobjekte. Hier interessiert sein Buch von 2003, das sich mit der altägyptischen Verwendung von Kupferwerkzeugen beim Meißeln, Sägen und Bohren befasst.

Zu den *Meißeln* stellt Stocks fest, dass solche aus Kupfer oder Bronze zwar durch Hämmern gehärtet werden können [St. 43], aber trotzdem nur für weichen Sandstein, Kalkstein, Gips und Steatit (Härte ≤ 3) taugen [St. 64, 69]. Für die Arbeiten an Gestein der Härte 7 (Granit, Diorit, Basalt) soll hingegen Flint (Feuerstein; dito Härtegrad 7) benutzt worden sein, den er als Werkzeug mindestens bis in die 25. Dyn. in Einsatz sieht [St. 18]. Er präzisiert später, dass im -7. Jh. aus Schmiedeeisen vergüteter Stahl („making wrought iron into quenched and tempered steel“) erzeugt wird, aber Flint und Hornstein (chest) auch danach Werkzeuge für Hartsteinbearbeitung bleiben [St. 81]. Er nennt dafür experimentelle Arbeitsergebnisse, die ihm Recht gäben. Aber nachdem Flint nicht härter als Granit ist [St. 17], ist von einer überaus mühsamen Arbeit auszugehen. Aus einer Kurzzeitstudie von 45 min errechnet er fürs Granitabtragen eine Stundenleistung von $5,3 \text{ cm}^3$, entsprechend einem Würfel mit Kantenlänge 1,5 cm [St. 89 f.]. Wie viele der scharfkantigen Flinte dabei verschlissen worden sind, bleibt unerwähnt. Um hier überhaupt voranzukommen, geht er bei den einstigen Profis vom knapp Dreifachen aus (15 cm^3) [St. 91].

Müller-Römer spricht für die Glättung der Verkleidung mittels Kupfermeißeln [M-R 387, Fn 1030]; ein Werkzeug für die Glättung der Granitlagen nennt er nicht, setzt nur die zehnfache Zeitdauer gegenüber Kalkstein an [M-R 387]. Andernorts postuliert er bei Abbau und Weiterbearbeitung von Granit gemäß Klemm und Klemm Dolerithämmer [M-R 45], ebenfalls Härte 7.

Nach Stocks' Meinung haben sich *Kupfersägen* von 6 mm Dicke auch an Granit bewährt. Er benutzte eine solche, zahnlose von 1,8 m Länge und 15 cm Höhe mit einem Gesamtgewicht von 14,5 kg, die er auch maschinell betrieben hat [St., 129; Abb. der Säge auf S. 171]. Das Sägeergebnis sei sogar besser als mit eisernen Sägeblättern, weil sich die Schleifkörner leichter ins Kupfer eindrücken und damit besser wirken [St. 116]. Allerdings lässt Eisen ein viel breiteres Bearbeitungsspektrum als Kupfer zu: elastisch, zäh, ultra-hart,

weich, spröde – ganz nach Gegebenheit und Bedürfnis. Bei der Dauer der Sägeexperimente ist Stocks eher schweigsam; einmal spricht er von 12 cm³ je Stunde [St. 131]. Das lässt sich umrechnen: Bei einem Schnitt von 100 cm Länge und 0,6 cm Sägeblattbreite entsprechen 12 cm³ an granitene ‘Säge-spänen’ gerade einer Schnitttiefe von 0,2 cm pro Stunde oder 2 cm an einem langen Arbeitstag. Entsprechend ließe sich eine Granitscheibe von 2,5 m x 1 m Größe, also Sarkophagformat, binnen 1.250 Stunden absägen, sprich binnen ca. 5 Monaten. Bei sechs Seiten, die meist separat gesägt werden müssen, kommen 1 bis 2 Jahre zusammen (vgl. Löhners Hinweise ab S. 282).

Müller-Römer berichtet, der in den Bau eingeschlossene, also nicht irgendwann später produzierte Cheopssarkophag sei mit derartigem Werkzeug erstellt worden:

„Ausführliche Untersuchungen von Stocks am Sarkophag des Cheops, der erstmal in der Geschichte des AR aus Granit bestand, ergaben, dass für die äußere Formgebung Kupfersägen unter Beimischung von Sand als Schleifmittel verwendet wurden. Stocks führte darüber hinaus verschiedene eigene Untersuchungen mit Sägen durch. Eine sehr ausführliche und mit vielen Darstellungen sowie Belegen versehene Veröffentlichung seiner Versuche und Beobachtungen beinhaltet umfangreiches Material zur Steinbearbeitung.

Moore zeigt in einer hypothetischen Darstellung die Bedienung einer Steinsäge aus der Zeit der 4. Dynastie. Allerdings dürfte eine derartige Säge aus einem Kupferblatt ohne Sägezähne bestanden haben. Die Weichheit des Kupferblattes, die die Sandkörner in dem Metall sich festsetzen ließ, begünstigte dieses Schneidverfahren. Die Aushöhlung des Sarkophages des Cheops geschah durch den Einsatz von Rohren aus Kupfer, wie von Stocks nachgewiesen wurde. [...]

Röhrenbohrer bestanden aus einem Zylinder aus Kupfer. Dabei umschlingt ein Seil das Kupferrohr und wird an beiden Enden in einen Bogen eingespannt. Als Schleifmittel wurde trockener Quarzsand verwendet.

Die Konstruktion der Bohrer zeigt, dass bereits im AR die Prinzipien der Kurbel sowie der Walze und damit die Kraftübersetzung bekannt waren und eingesetzt wurden“ [M-R 46-48].

Löhner hatte in dem Abschnitt „Granitbearbeitung mit Kupfer?“ bereits konträre Aussagen getroffen, etwa:

„Denn Kupfer ist nicht steif-elastisch genug, um hier dienen zu können. Ein langes kupfernes Sägeblatt wäre schon beim ersten Versuch, beim ersten Verhaken im Stein ein verbogenes Stück Blech, das niemals mehr als Säge gebraucht werden könnte. Das spröde, wenig elastische Kupfer kann nicht in die Ursprungsform zurückgebracht werden, ohne alsbald zu reißen“ [I/L 153].

Ob der altägyptische Arbeiter solches vermeiden konnte – denn die maschinelle Führung ist eine andere als die ruckelige mit zwei oder vier Händen –, soll dahingestellt bleiben.

Stocks' Versuche mit kupfernen und bronzenen Rohren reichten im Durchmesser von 10 bis 80 mm, bei einer Wandstärke von 0,6 bis 5 mm [St. 117]. Beim Sägen wie beim Bohren ist auf jeden Fall der Verschleiß beträchtlich. Da das Gewicht des beim Sägen zerstörten Granit bei sehr guter Sandkörnung ungefähr dem Kupferabrieb entspricht, würden beim Schnitt entlang des Sarkophags mehr als 15 kg Kupfer verschlissen [St. 115].

Sofern Stocks' Resultate Bestand haben, wäre Hartsteinbearbeitung und Pyramidenbau auch in der Kupferzeit möglich gewesen. Es ist aber im Bewusstsein zu halten, was für Volumina bearbeitet worden sind. Für die unvollendete, eigentlich kaum begonnene Pyramide des Bicheris (Nebka), Enkel des Cheops, Neffe des Chephren und Cousin des Mykerinos, wurde „die Fundamentierung der Grabkammer mit 4,5 m dicken Granitplatten“ gestaltet [M-R 188]. Wurden solche Volumina mit Flintkratzern bearbeitet? Natürlich konnten sich Gefangene im Château d'If oder im Alcatraz binnen Jahrzehnten allein mit einer Hutnadel oder dergl. durch Festungsmauern hindurcharbeiten. Wenn aber eine Pyramidenanlage zu Lebzeiten des Auftraggebers fertig werden soll, dann muss geklotzt, nicht gekratzt werden. So bleibt die Arbeit mit Flint nur 'im Prinzip' zielführend.

Wichtiger ist allerdings etwas Anderes. Unverändert steht die Generationenabfolge Snofru – sein Sohn Cheops – dessen Sohn Chephren – dessen Sohn Mykerinos. Unverändert bleibt auch die Erkenntnis, dass Snofru überhaupt kein Hartgestein verwendet, Cheops bereits Hunderte von Tonnen Granit. Chephren lässt mindestens die erste, vielleicht auch zweite und dritte Verkleidungsschicht aus Granit gestalten [M-R 186 f.], was eine 860 bis 2.500 m lange Reihe aus Granitquadern ergibt. Die 16 Granitlagen bei Mykerinos ergeben, ganz abgesehen von der Granitaukleidung der Grabkammer, eine entsprechende Reihe von fast 6.000 m. Das wirft die Frage auf, ob die Ägypter, die doch seit prädynastischer Zeit kupferne Meißel und Sägen produziert haben, exakt zur Zeit Cheops' lernten, Kupfer auch bei Granit einzusetzen, um dann durch Mittleres und Neues Reich bei dieser Technik zu verharren, obwohl größere Bronzeile bereits unter Chephren eingebaut wurden [I/L 64 f.]? Also Flint bis zumindest zur 25. Dynastie als einziger Meißel gegen Granit? Oder doch Eisenmeißel, die die Granitbearbeitung wesentlich beschleunigten? Der wachsende Granitanteil spricht für den wachsenden Einsatz von Eisen. (Ein Wechsel bei Snofru hin zum großformatigen Kalksteinmauerwerk des Cheops [M-R 220 f.] wird später von Müller-Römer konterkariert [M-R 399, Fn 1055], ist also nicht verwertbar.)

4. Müller-Römer – weitere Baustellenprobleme

Müller-Römer weiß, dass die von ihm vorgeschlagene Technik den Transport der großen **Granitriegel** nicht ermöglicht. Er referiert lediglich, dass man sie hochhebeln oder auch querliegend an der Pyramidenaußenseite hochziehen könnte [M-R 309; I/L 150-153]. (Dabei ergibt sich, dass Eckart Unterberger [2004] wohl Löhners Ideen aufgegriffen hat, als Variante lediglich mit Treppenstufen in der Verkleidung anstelle von aufgelegten Leitern [M-R 340 f.].) Immerhin möchte Müller-Römer für das Schleppen von 60 t schweren Bauteilen auch Ochsengespanne einsetzen [M-R 410]. Die für sie angesetzten 1.500 kp (eigentlich kg) überraschen [M-R 89]: Heute ist ein Ochse von 1.100 kg Gewicht eine überaus stattliche Erscheinung; im AR müssen wir von viel kleineren Haustieren ausgehen, von Ochsen mit vielleicht 500 kg. Aber vielleicht ist zumindest ein Gespann gemeint. Auf jeden Fall sieht er hinsichtlich der Granitbalken, „dass ein Transport dieser Materialien über den Aufweg und eine Verlängerung dieser Rampe auf die Ostseite der Cheopspyramide am wahrscheinlichsten ist. Eine eindeutige Lösung für diese Transporte kann ohne weitere genaue Kenntnisse der eingesetzten Techniken und Verfahren wohl auch in Zukunft nicht beschrieben werden“ [M-R 412].

Das ist zum einen eine Provokation: Nachdem schon keine vor ihm entstandene Modellvorstellung Bestand hat und nicht mehr diskutiert werden soll (s.o.), wird es wohl niemals eine bessere Hypothese als seine eigene geben! Und es ist seine Kapitulation: Eine lange Rampe auf die Pyramide erledigt seine Hypothese, bei der auf allen vier Seiten gearbeitet wird, und erschwert die Vermessung zusätzlich.

Gestuffer Kernbau

Wie gewichtig ist die Argumentation mit dem gestuften Kernmauerwerk? Vorab ist festzuhalten, dass Löhners Umlenkrolle auch bei den ca. 80° Neigung des Kernbaus einsetzbar ist, also auch hier zeit- und arbeitssparend einzusetzen wäre! Bei der von Müller-Römer behandelten Mykerinospyramide ist ein Kernbau nachgewiesen, weil Sultan Saladins Nachfolger am Ende des 12. Jh. die Pyramiden abreißen lassen oder – als sich das als sinnlos erwies – zumindest mit einer großen Bresche den Zutritt zur Mykerinospyramide erzwingen wollte. Dort lässt sich Kernmauerwerk erkennen. Müller-Römers Versuche, auch innerhalb der Cheopspyramide verschiedenes Mauerwerk nachzuweisen [M-R 173-178], wirken nicht zwingend. Nachdem diese Pyramide das zehnfache Volumen der von Mykerinos besitzt, könnte sie auch ganz anders gebaut worden sein. Sie muss es wohl sogar sein. Denn bei Cheops' Bau ergibt sich ein spezielles Problem. Die äußere Schicht von Kernbaustufen besteht aus eben behauenen Steinen.

„Die Zwischenräume zwischen den Außenmauern der Stufen werden mit nur grob behauenen bzw. nicht bearbeiteten Steinen aufgefüllt. In die Zwischenräume zwischen diesen werden Bauschutt, Schotter, Lehm (Tafla) oder Mörtel eingebracht“ [M-R 30].

Genauso gut oder schlecht sieht Müller-Römers seine temporären Transportrampen: Für die Außenmauer „exakt behauene Steine“. „Im Inneren können weniger exakt zugehauenen Steine, grober Schotter und Lehmziegel verbaut werden“ [M-R 364], also Provisorien, nicht für die Ewigkeit gebaut.

Anders als in der Mykerinospyramide, deren Kammern alle aus dem Felsuntergrund herausgemeißelt worden sind (nur der Eingangsschacht beginnt 4 m über der Grundfläche), liegen in der Cheopspyramide zwei Kammern und die Große Galerie im Bau selbst. Hier präsentiert sich die ägyptische Steinmetzkunst in unübertroffener Weise. Nachdem auf die Wände der Königskammer auch noch die Granitmauern der fünf Entlastungskammern drücken (die gewaltige Giebelbedachung und die darüberliegende Pyramide wohl nicht), müssen diese bestens fundiert sein. Es ist unvorstellbar, dass man unter Königskammer und Galerie bis zu 40 m hoch minderwertiges Material als Fundament aufgehäuft hätte, zumal die Königinnenkammer zum Teil unter der Königskammer liegt. Es ist also die mehr als berechtigte Frage zu stellen, inwieweit der vom Volumen her zehnmal so große Bau des Cheops den gleichen Plänen entspricht wie der des Mykerinos. Doch ein sauber gebauter Kernbau würde Müller-Römers Zeitplan massiv tangieren.

Der Ägyptologe hat drei Pyramiden durchkalkuliert: die von Cheops, die von Mykerinos und die rote von Snofru. Für letztere zitiert er Stadelmann, dass „... *Kernbauschichten und die Verkleidung ineinander verzahnt sind, d.h. gleichzeitig gebaut und geglättet wurden* ...“ [M-R 146]. Er bringt später noch ein zweites Stadelmann-Zitat von dessen gleicher Buchseite, demzufolge die geglättete Kalksteinverkleidung

„aufgrund der Befunde an den untersten Verkleidungsschichten »... *in einem Zug mit dem Kernmauerwerk verbaut und verlegt worden ist* ...«.“ [M-R 165; beide Male seine Hvhg.]

In der zugehörigen Fußnote 543 erläutert Müller-Römer zum Kernmauerwerk: „Gemeint sind die horizontal verlegten Steinschichten des Verkleidungsmauerwerkes.“ Ist diese Präzisierung beim ersten Zitat unterlassen worden? Insofern scheint die kompromisslose Vorgabe eines Kernbaus beim Cheopsbau keineswegs ‘alternativlos’ zu sein. Und tatsächlich: In einer Fußnote [M-R 357] räumt er ein:

„Eine schichtweise und zeitgleiche Verlegung des Kernmauerwerks und des Verkleidungsmauerwerks einschließlich der Außenverkleidung ist aufgrund der archäologischen Befunde unwahrscheinlich, kann jedoch letzten Endes auch nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden.“

Diese Aussage bezieht sich auf die Mykerinospyramide. Angesichts des 'Innenlebens' der Cheopspyramide ist mit hoher Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass für sie kein Kernbau vorab aufgeführt worden ist, sondern dass das gesamte Volumen Schicht für Schicht gebaut worden ist. Damit entfällt ein gewichtiger Punkt von Müller-Römers Ablehnung von Löhners Hypothese.

Restliche Baustellenprobleme

Für die Mykerinospyramide musste der anstehende Felsen um bis zu 3 m abgearbeitet werden [M-R 188], damit die Verkleidung bis ganz unten durchgehend laufen kann und etliche Meter Abstand zum Felsplateau bleiben. Vielleicht, weil niemand weiß, wie weit diese Abarbeitung unter die Pyramide hineinreicht, hat sie Müller-Römer nicht in seiner Kalkulation berücksichtigt.

Das *Wölbungsproblem* hat Müller-Römer nicht beschäftigt. Das Auftreten falscher Gewölbe ausschließlich bei Snofru und Cheops, Merkmal megalithischer Bauten in vielen europäischen Bauten, kommentiert er nicht; das gestemmte falsche Gewölbe bei Mykerinos, das unten tonnenförmig ausgehöhlt ist, wird von ihm „als Tonnengewölbe“ [M-R 189] bezeichnet, obwohl es nur ein Tonnengewölbe imitiert [Heinsohn/Illig, 81]. Und den raffiniertesten Grabkammerschutz, in der zweiten Pyramide Amenemhets III. in Hawara mit horizontalen Deckblöcken, darüber gestemmtem Gewölbe aus Monolithen und darüber auch noch fünfschaligem, echten Parabolgewölbe aus Ziegeln [Heinsohn/Illig, 84, 86] erwähnt er nur unzureichend [M-R 218].

Die Frage, ob Pyramiden überhaupt Grablegen sind [I/L 224], wird von Müller-Römer nicht gestellt; er geht wie selbstverständlich davon aus [etwa M-R 163].

Man muss nicht so weit gehen und verlangen, dass auch Müller-Römers zweiter Entwurf „in der künftigen ägyptologischen wissenschaftlichen Diskussion nicht weiter in Betracht gezogen werden“ sollte, aber „schlüssig“ ist er nicht. Doch aus jedem Entwurf ist Neues für das Rätsel Pyramide zu lernen. Den Rezensenten erfreut, dass Franz Löhners Umlenkrolle (Seilrollenbock) eine bereits angenommene Dissertation über den Haufen werfen konnte und der Promovierte anschließend auf dieses Gerät zurückgegriffen hat. Das beweist *cum grano salis*, dass schon Löhners Hypothese von 1993 zusammen mit der weitergreifenden Beschreibung dissertationswürdig war.

Weitere Literatur

- Goyon, Georges (1987): *Die Cheopspyramide. Geheimnis und Geschichte*; Herrsching
- Illig, Heribert (2007): *Kaleidoskop; Zeitensprünge* 19 (2) 527-538
- (1991): *Offener Brief an einen Ägyptologen [Prof. Winfried Barta]; Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 7-10
- I/L = Illig, Heribert / Löhner, Franz (⁶2003): *Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit*; Gräfelfing (¹1993, letzte Veränderung ³1998)
- Löhner, Franz / Zuberbühler, Teresa (2006): *Pyramidenbau*;
<http://www.cheops-pyramide.ch/index.html>
- Stadelmann, Rainer (1985): *Die ägyptischen Pyramiden. Vom Ziegelbau zum Weltwunder*; Mainz
- Stender, Walter (1994): *Technik im alten Ägypten; Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* Jg. 6 (2) 8-19
- Tompkins, Peter (1975): *Cheops. Die Geheimnisse der Grossen Pyramide - Zentrum allen Wissens der alten Aegypter*; Bern u. a.
- Unterberger, Eckart (2008): *Die Tricks der Pyramidenbauer*; Innsbruck

*

Pyramidenbau hat Konjunktur. Seit 1998 (damals erschien die dritte und zuletzt erweiterte Fassung von I/L) sind zumindest folgende Vorschläge hinzugeetreten:

- 1998: Nairi Hampikian / Arysio dos Santos / Rosemarie u. Dietrich Klemm [M-R 290 / 310 / 280],
- 1999/02: Hartwig Munt [M-R 318],
- 2001: Rudolf Winkler [M-R 337],
- 2002: Uwe Dorka / Nikolaus Willburger [M-R 269 / 300],
- 2003: Erhart Graefe [M-R 284],
- 2004: Alfred Höhn / Dick Parry [M-R 271 / 328],
- 2004/13: Josef Borrmann [M-R 324],
- 2007: Jean-Pierre Houdin [M-R 269; vgl. Illig 2007]; Heinrich Keyssner [M-R 333],
- 2008: Eckart Unterberger [M-R 340],
- 2010/11: Hendrik Jan de Haan [M-R 343].

Kupfer gegen Granit?

Eine Anmerkung von Franz Löhner

Nachdem Frank Müller-Römer dank der Referenz von Denys Stocks altägyptischen Granit erstaunlich leicht unter Kupferwerkzeug dahinschwinden sieht, möchte ich mit diesen Kennern noch einmal die Sarkophagherstellung durchgehen (Literaturangaben s. S. 281).

Lochbohrer und Sägen sind soweit bekannt und werden in den Experimentalwerkstätten gut nachgebaut. Aller Anfang ist schwer, aber mit etwas Übung lassen sich etwa $5,3 \text{ mm}^3$ Granit pro Stunde zermahlen, allerdings auch fast dreimal so viel an Kupfer. Darauf gehe ich gleich ein.

Für das Bohren eines ca. 15 cm tiefes Loch benötigt man etwa 100 Stunden. Um den Block, aus dem der Sarkophag in der Königskammer der Cheopspyramide entstehen soll, aus dem anstehenden Fels zu brechen, braucht es 47 Löcher, sofern eine Längs- und eine Breitseite bereits frei liegen.

Aus Platzgründen können (nicht immer) 3 Bohrteams am Block arbeiten, so dass ein Team nur 7, die beiden anderen 10 Löcher bohren müssen. Die Bohrzeit dauert also ca. 2.000 Stunden.

In die Löcher werden dann Keile zwischen seitliche Hartholzbrettchen, sog. Federn, gesteckt und die gut geschmierten Keile alle möglichst gleichmäßig eingetrieben. Wenn man alles richtig gemacht hat, spaltet der Granit bis zur Quarzschicht durch. Granit ist ein Lagengestein, und die einzelnen Lagen sind durch dünne Quarzschichten getrennt. Dann können Sie den abgespaltenen Block mit Hebelkraft auf ein schräg angehäuften Sandbett kippen, aus der Wand herabbefördern und zur Bauhütte schaffen.

Da der Block sicher dicker als der spätere Sarkophag ist, bräuchte es nochmals 15 Löcher, um ihn entsprechend abspalten zu können. Weil hier die Teams von zwei Seiten arbeiten können, muss jeder nur 5 Löcher bohren. Anschließend wird abgespalten wie im Steinbruch.

Allerdings glaubt Sir Flinders Petrie Sägespuren am Sarkophag des Cheops entdeckt zu haben. Laut den Zahlen bei Stocks [131] hätte eine Granit-‘Scheibe’ ca. 5 Monate gedauert, und auch dieser Block hat 6 Seiten.

Aus dem Granitblock soll nun ein Sarkophag mit den Außenmaßen $2,28 \times 0,98 \times 1,05 \text{ m}$ werden; seine Innenmaße scheinen bei $1,98 \times 0,69 \times ,81$ zu liegen (die Angaben bei Stadelmann [120] und Goyon [180] sind nicht eindeutig). Aufgrund von Messungen Petries schlägt Stocks [173] Lochbohrungen mit einem Durchmesser von 11 cm vor. Davon sind für den inneren Umfang 44 Bohrungen notwendig, Loch an Loch gesetzt. Weitere 18 sind zum Schwä-

chen und anschließenden Ausschlagen der restlichen inneren Masse notwendig – insgesamt 28.000 Mannstunden bzw. mindestens 10 Mannjahre für ca. 1 m³ Granit. Aus Platzgründen können auch hier nur zwei Bohrteams tätig werden. Jedes muss also 31 Löcher anfertigen. Natürlich werden die Löcher nicht in einem Stück durchgebohrt, sondern man hat zwischendurch immer wieder vorsichtig die stehengebliebenen Steinteile herausgebrochen. Wie man allerdings ohne hartgeschmiedeten Eisenmeißel die glatten Wände und vor allem die exakt ausgearbeiteten Innenkanten zustande gebracht haben soll – mit Flintkratzern? –, entzieht sich meinem Verständnis.

Stocks hat Versuche mit Kupferrohren durchgeführt. Das reduziert sicher das ausgebohrte Steinvolumen und den Kupferverschleiß, kann ihn aber keineswegs vermeiden. Dieses Kupfer verbleibt im Bohrloch respektive in der Sägerille und bildet mit dem Schleifsand und dem Steinabrieb eine streichfähige Paste mit hoher Haftfestigkeit. Bis heute ist Kupferpaste ein hervorragendes Schmiermittel; Bremsbacken und Radnaben unserer Autos werden durchwegs mit Kupferpaste geschmiert – Auskunft erteilt jede Werkstatt.

Stocks [176] errechnet einen Kupferverbrauch von 434 kg für den Sarkophag und kommt beim benutzten Sand zu geradezu astronomischen Zahlen: für das Sägen des Sarkophags 14,5 t, für das Bohren 22,5 t! Das sind Mengen, die eine eigene Logistik verlangen und insgesamt Tausende von Tonnen Sand erwarten lassen, sind doch in der Cheopspyramide mehr als 200 bis 6 m lange und bis 50 t schwere Granitriegel verbaut worden, bei Chephren und dann bei Mykerinos noch mehr Hartgestein.

Das nährt einen Verdacht: Je feiner das Kupfer zerrieben wird, umso besser ist seine Schmierwirkung. Gerade sie behindert aber das Sägen und Bohren. Anfangs, die ersten 4 bis 5 cm, lässt sich noch der Kupfer- und Steinstaub aus dem Bohrloch blasen oder mit einem kräftigen Wasserstrahl herauswaschen, aber dann geht das nicht mehr, weil das Kupfer zu schwer ist. Auch Herauswischen geht nicht, weil gerade dadurch der feinste Kupferstaub in die kleinsten Gesteinsriefen förmlich hineingetrieben wird.

Ein Pflasterstein lässt sich natürlich umdrehen, um den Kupferabrieb herausrieseln zu lassen. Bei einem Sarkophag von anfänglich mehr als 3 t oder bei einem ganzen Steinbruch ist das nicht mehr so einfach. Das könnte ein Grund sein, warum im Experiment ungen eine ganze Granitscheibe abgèsägt wird, sondern lieber aus einem kurzen Arbeitsintervall auf monate- oder jahrelange Dauer hochgerechnet wird. Um auf den Verdacht zurückzukommen: Eigentlich könnte man ja den Sand so lange verwenden, bis er zu schleifunfähigem Staub zermahlen ist. Die Tonnen an Sand lassen sich dagegen nur damit erklären, dass der alles verschmierende Kupferabrieb den benutzten Sand zum Sägen oder Bohren unbrauchbar macht, weshalb ständig Nachschub bereitgehalten werden muss.

Als ich in den 90er Jahren von den ersten experimentellen Resultaten Stocks' erfahren habe, wollte ich sie nachvollziehen – mit originalem Granit aus Assuan, mit einem Kupferstab und mit Hilfe eines batteriebetriebenen LKW-Scheibenwischermotors. Damit konnte ich den Bohrer nächtelang laufen lassen – doch nur allzu bald stellte ich fest, dass die Abschableistung bei längerem Betrieb rasch abnahm und gegen Null ging – eine Folge der Kupferschmiere. Insofern ist es mir nicht gelungen, auch nur halbwegs jene Bohrresultate zu erzielen, die Stocks vorweist.

Inbrünstiger Glaube an Kupfer in allen Ehren. Aber es geht hier um die rasche Fertigstellung einer Pyramide zu Lebzeiten des Pharaos – der nicht weiß, wie lange er leben wird. Bei geduldigem Kupfereinsatz würde dem Herrscher die Zeit schnell knapp werden. Insofern werden weder Cheops noch Chephren noch Mykerinos ohne Stahlmeißel selig oder gar unsterblich geworden sein.

Franz Löhner, 82377 Penzberg, Sophie-Scholl-Str. 1

Echnaton und Nofretete

Tutanchamuns mögliche Eltern

Otto Ernst

Die an Mitgliedern des Amarna-Königshauses durchgeführten DNA-Analysen und ihre Deutung waren in der Ägyptologie sicher das Hauptthema der letzten Jahre, wobei der publikations-wirksamste Punkt die Abstammung Tutanchamuns war. Meist wurde dieser aufgrund der DNA-Ergebnissen als ein Inzestkind bezeichnet, gezeugt von Echnaton mit einer Vollschwester, konkret mit der in in Grab KV 35 gefundenen und als *Younger Lady* bezeichneten Mumie.

In dieser wird – zuerst vorgebracht von Marianne *Luban* und dann insbesondere von Joann *Fletcher* – meist *Nofretete* gesehen, mit der Echnaton ja auch offiziell verheiratet war, seine Große Königliche Gemahlin.

Anfangs von ihm vehement abgelehnt, hat sich dieser Ansicht schließlich auch Zahi *Hawass*, der damals in Ägypten noch federführende Archäologe, angeschlossen. Er präsentierte schließlich eine Abstammungslinie über fünf Generationen, angefangen von Tutanchamuns Urgroßvater Juja bis hin zu zwei im Grab Tutanchamuns gefundenen Föten, also zwei frühgeborenen Kindern Tutanchamuns und seiner Gemahlin Anchesenamun. Als Eltern für Tutanchamun nannte er ganz konkret Nofretete und Echnaton.

Zu den veröffentlichten Ergebnissen der DNA-Analysen hat in den *Zeiten-sprünge* neben mir insbesondere auch Klaus Weissgerber Stellung genommen; so wir beide im gleichen Heft [1/2010]. Weitere Veröffentlichungen von mir erfolgten [2/2011; 3/2012]. Auch wenn Weissgerber und ich nicht in allen Details übereinstimmten, war unser wichtigstes Resümee, dass die postulierte Abstammung Tutanchamuns nicht so eindeutig ist, wie es von Hawass dargestellt wurde, insbesondere nicht in *weiblicher Linie*, denn die vom Hawass-Team der Nofretete zugeordneten DNA-Abfolgen können unserer Auffassung nach auch von einer Schwester Nofretetes oder einer ihrer Töchter stammen. Diesbezüglich sind sogar noch andere Lösungen möglich, nämlich ein mehrfaches Heiraten von Vettern und Cousinen, was Maciejewski als Kreuzcousinen-Heiraten bezeichnete. Dadurch können bei einem DNA-Vergleich verschiedener Mumien nämlich auch Verwandtschaftsgrade und damit Abstammungen vorgetauscht werden, die *nicht* der Wirklichkeit entsprechen, was natürlich auch bei der Deutung Tutanchamuns als Inzestkind berücksichtigt werden muss. Mehr Übereinstimmung herrschte bei uns bezüglich der von Hawass veröffentlichten *männlichen Linie*, konkret bei der Vaterschaft Echnatons, als dessen Mumie inzwischen überwiegend die in Grab KV 55 gefun-

dene gilt; eine Auffassung, die ich schon seit vielen Jahren vertreten habe. Aber auch hier sind zumindest theoretisch andere Vaterschaften möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich.

Unserer Ansicht nach dürfte also weder Nofretete eindeutig als Mutter Tutanchamuns gesichert sein, noch ihre Identität mit der *Younger Lady*. Habicht hat in seinem interessanten Artikel *Das Geheimnis der Amarna-Mumien* [2012, 25] dazu geschrieben:

„Nach gegenwärtigem Forschungsstand ist daher die Identifikation der »Younger Lady« aus KV35 mit der schönen Königin Nofretete zu befürworten. Die daraus folgende Theorie ist kulturell stimmig: Amenhotep IV. heiratet eine seiner Schwestern, deren ursprünglicher Name zurzeit nicht sicher bestimmt werden kann, möglicherweise eine der vier namentlich bekannten Töchtern von Amenhotep III. (Sat-Amun, Isis, Henut-tau-neb oder Nebet-ah).

Der Name der Nofretete taucht erstmals im Zusammenhang mit dem ersten Aton-Tempel in Theben auf (3. Regierungsjahr unter Amenhotep IV.). Sie nennt sich Neferneferuaton Nefertiti. Offenbar hatte die neue Königin ihren Namen in Nofretete geändert. Dieser muss als theologisch motiviert angesehen werden und wurde speziell für die neue Sonnenreligion konzipiert. Wenige Jahre später folgte Amenhotep IV. dem Vorbild seiner Frau und wechselte ebenfalls seinen Namen in Echnaton.“

Habicht ist mit völliger Sicherheit darin zuzustimmen, dass Echnaton eine seiner Schwestern heiratete, die dann ihren Namen in Nofretete änderte. Damit handelt es sich eindeutig um Satamun, weil diese auch die **Erbprinzessin** war. Die Möglichkeit, dass *Satamun* in der Zeit Echnatons zu *Nofretete* wurde, hatte auch ich schon vor Jahren erwogen und auch gebracht [2011, 275], allerdings damals nur als *eine* von verschiedenen genetisch möglichen Deutungen; jetzt wurde diese Identität für mich zur Gewissheit.

Es ist eigentlich unverständlich, dass in der gesamten Ägyptologie meines Wissens noch keiner auf die mögliche Identität von Nofretete mit Satamun gekommen ist (sollte sie doch vorgebracht worden sein, dann hat sie sich in keiner Weise durchgesetzt). Man hätte sich eigentlich fragen müssen, warum Echnaton zur Sicherung seiner Thronansprüche keine Erbprinzessin geheiratet hat, obwohl diese mit Satamun präsent war.

In der üblichen Thronfolge wurde normalerweise derjenige zum Pharao erhoben, der die sogenannte Erbprinzessin heiratete, also die älteste Tochter des bis dahin amtierenden Pharaos und seiner Großen Königlichen Gemahlin. Das normale Pharaonen-Paar bestand somit in der Regel aus Geschwistern bzw. aus Halbgeschwistern, wenn der frühere Pharao von seiner Großen Königlichen Gemahlin zwar eine Tochter, aber keinen Sohn von dieser hatte. Dann sprang in der Regel natürlich der Sohn einer Nebenfrau ein, von irgend-

einer Frau aus dem Harem. Und natürlich hat auch sehr oft der Tod eine Rolle gespielt, wenn ein ursprünglich als Nachfolger vorgesehener Sohn oder die einzige Erbprinzessin plötzlich starben. Auch dann musste natürlich eine Frau zur Großen Königlichen Gemahlin erhoben werden, die eigentlich keine Erbprinzessin war, sondern 'nur' aus dem Harem stammte oder sogar nur aus einer besonders prominenten Familie, wie es bei Aમેophis III. mit Teje der Fall war.

Exkurs

Eine unkonventionelle Art der Thronerlangung erfolgte zum Beispiel bei Amenophis III., sogar in mehrfacher Hinsicht. Schon sein Vater Thutmosis IV. war nach eigenen Angaben auf ungewöhnliche Weise auf den Thron gelangt, weil er nämlich auf einen Traum hin den Sphinx von Gizeh, der von Treibsand zugedeckt war, wieder freigelegt und so den Gott erfreut hatte.

Dann waren ihm zwei ursprünglich als Thronfolger vorgesehene Söhne weggestorben, wodurch erst der spätere Amenophis III. zum neuen offiziellen Nachfolger wurde und dann – als etwa Sechsjähriger – zum Pharao.

Weil er in diesem Alter natürlich noch nicht regierungsfähig war, wurde seine Mutter Mutemwija sogar zur faktischen Regentin des Landes. Auf keinen Fall war sie eine den Thron bringende Erbprinzessin, sondern sie kam nur durch ihren Sohn Amenophis III. an die Macht. Später wurde sie dann dadurch noch weiter erhöht oder aufgewertet, dass Amenophis III. in dem von ihm erbauten Luxor-Tempels darstellen ließ, sie hätte ihren Sohn sogar von *Gott Amun* empfangen, genau so, wie es zuvor schon Hatschepsut bezüglich ihrer Herkunft darstellen und damit behaupten ließ.

Und genau wie seine Mutter Mutemwija stieg dadurch natürlich auch Amenophis III. selbst weiter auf, wurde er doch aus dem Sohn seines Vorgängers Thutmosis' IV. zum Sohn des damals noch wichtigsten Gottes.

Im höheren Alter wandte er sich jedoch von diesem ab, indem er sich selbst als eine Inkarnation Atons, also eines solaren Gottes bezeichnete, wobei seine Tochter Satamun als Nofretete sicher auch eine wichtige Rolle spielte (s.u.).

Satamun

Über Satamun ist im *Lexikon der Ägyptologie* [484] u.a. zu finden:

„Älteste Tochter Amenophis' III. und der Teje. Am Ende der Regierungszeit Amenophis' III. wird Satamun gegenüber dem Kronprinzen Amenophis stark hervorgehoben; es gibt sogar Hinweise auf einen Machtkampf zwischen ihren Anhängern und denen des zukünftigen Pharaos Amenophis' IV. Nach dem Tode Amenophis' III. wird Satamun nicht mehr erwähnt.“

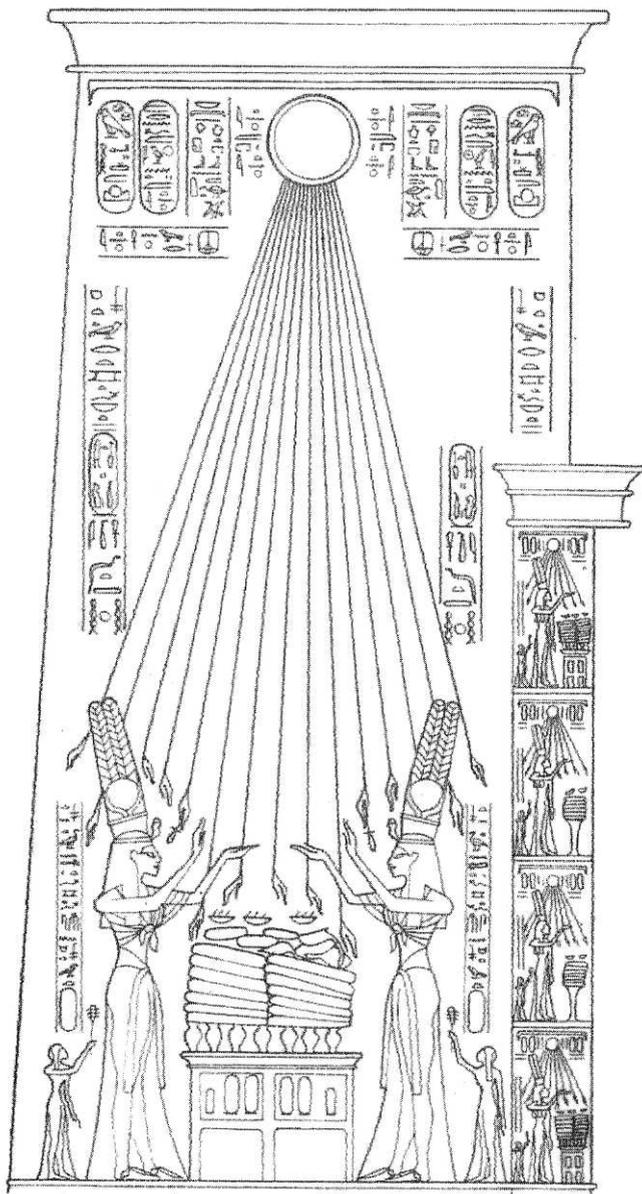
Letzteres ist natürlich problemlos dadurch zu erklären, dass sie damals zu Nofretete wurde. Auch alle anderen zu ihrer Person überlieferten Fakten passen bestens: Zunächst war, wie schon angeführt, Satamun als älteste Tochter von Amenophis III. und Teje die Erbprinzessin, die Echnaton heiraten musste, um seine Thronbesteigung zu legitimieren. Schon unter Amenophis III. trug Satamun den Titel einer „Großen königlichen Gemahlin“, was sie dann auch für Echnaton war. Warum dies schon unter Amenophis III. der Fall war, ist nicht sicher zu beantworten. Vielleicht wollte ihr Vater, unter dem sie schon eine große Rolle gespielt haben musste, sie damit aufwerten, oder sie hat den Titel bekommen und beibehalten, weil sie als Gemahlin von Echnatons älterem Bruder Thutmosis vorgesehen war, der dann frühzeitig verstarb, wodurch Echnaton an seine Stelle trat und sie als Erbprinzessin übernahm.

Auch altersmäßig passt diese Annahme, weil meist angenommen wird, dass Nofretete einige Jahre älter als Echnaton war und deshalb in den ersten Jahren ihrer Ehe die bestimmende Person gewesen sein konnte. So wäre auch zu erklären, dass bei den neuen Bauten im Umfeld des Karnak-Tempels Nofretete und nicht Echnaton als Aton opfernde Person dargestellt wurde, dass sie also beim frühen Aton-Kult dominierend war. Sie könnte also sogar die verantwortliche Person für den Wechsel von Amun zu Aton gewesen sein. Auch später war sie bekanntlich eher eine *Mitregentin* Echnatons als eine untergeordnete Gemahlin.

Durch die Identifikation Nofretetes mit Satamun entfällt natürlich Maciejewskis Behauptung, Nofretete entstammte dem Haus Juja und ihre Verheiratung mit Echnaton sei als ein Schritt des Hauses Juja zu deuten, im Endeffekt die bisherige Dynastie, die Thutmosen, zu verdrängen und selber die Herrschaft zu übernehmen, was ihnen in der Person des Eje schließlich sogar gelingen sollte. Es entfallen auch Maciejewskis postulierten „Kreuzcousinen-Heiraten“, wodurch bei einem Kind in der dritten Generation (hier Tutanchamun) eine DNA-Abfolge entstehen kann, die einer Heirat zwischen Geschwistern entspricht bzw. so gedeutet werden kann.

Und erst recht entfällt Maciejewskis Annahme, dass sich hinter Satamun auch Echnatons spätere „Ehefrau und Große königliche Geliebte“ *Kija* verbergen würde, die etwa seit dem zehnten Regierungsjahr Echnatons erscheint. Sie dürfte, wenn sie ebenfalls dem Königshaus entstammt, eher eine bedeutend *jüngere Schwester* Echnatons und Nofretetes gewesen sein. Auch in diesem Falle, bei einer möglichen Mutterschaft Kijas, würde sich Tutanchamun als Inzestkind ergeben.

Dass das Auftreten einer neuen und sogar offiziellen Geliebten, die dann Echnaton vielleicht sogar noch einen Sohn gebar, natürlich zu Hass- und Rachegefühlen seitens Nofretete und ihrer Töchter führte, dürfte selbstverständlich ein. So geschah es dann auch in diesem Fall – das lässt sich



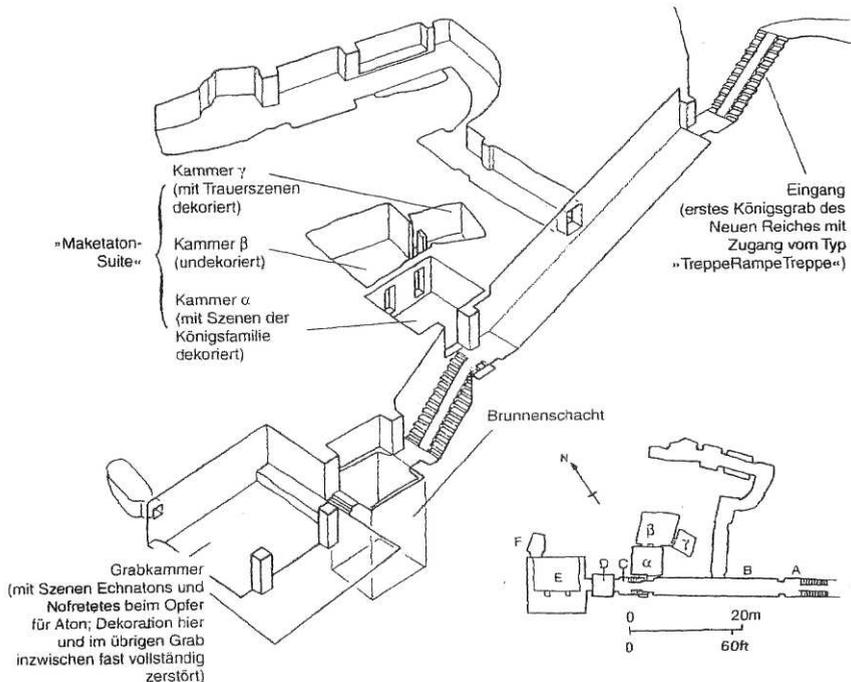
Nofretete beim Opfer im Haus des Benben-Steins, das war das Allerheiligste im Aton-Tempel zu Tell el-Amarna (Achet-Aton) [Maciejewski 2012, Abb. 7, S. 31].

sogar noch archäologisch beweisen. Inzwischen ist es nämlich gängige Auffassung, dass der Namen der Kija später fast immer getilgt und durch den der Meritaton ersetzt wurde, der ältesten Tochter Nofretetes, die später als Große Königliche Gemahlin Semenckeres eine große Macht errungen haben musste und vielleicht sogar nach dem Tode ihrer beiden Eltern zur regierenden Pharaonin wurde.

Eine weitere mögliche Mutter

Habichts Annahmen erklären natürlich problemlos, dass Tutanchamun sich genetisch als Inzestkind erwies. Allerdings bedeutet das nicht zwingend, dass Nofretete deshalb auch mit der *Younger Lady* gleichzusetzen ist; Habicht schreibt ja auch nur, dass diese Identität zu befürworten ist.

Neben Kija kann noch eine andere Frau, diesmal eine *Tochter* Echnatons, als mögliche Mutter Tutanchamuns nicht völlig ausgeschlossen werden: die relativ früh verstorbene zweite Tochter **Maketaton**. In Echnatons Königsgrab von Amarna zweigen vom Hauptgang nämlich zwei Raum-Komplexe ab, von denen einer in der sogenannten Kammer *Gamma* eine Trauerszene um Maket-



Echnatons Grab in Amarna [Reeves/Wilkinson, 11]

aton enthält. Dementsprechend wird der gesamte Komplex, in dem die Kammer *Beta* undekoriert geblieben ist, oft auch als Maketaton-Suite bezeichnet. Völlig unfertig und deshalb auch unbenutzt geblieben ist der andere Raum-Komplex.

In Raum *Gamma* gibt es noch eine weitere Szene, die die Geburt eines Kindes zeigt, und in Raum *Alpha* gibt es außerdem eine ähnliche Darstellung [Abb. ZS 2012, 526]. Sie zeigt in der unteren Spalte die Trauer um eine Verstorbene, und in der Spalte darüber ist eine Dienerin zu sehen, die ein Kind trägt. Beide Szenen zusammen lassen eigentlich nur den Schluss zu, dass eine junge Frau nach einer Geburt im Kindbett gestorben ist. Wenn diese Maketaton war, dann kommt als Erzeuger des Kindes eigentlich nur ihr eigener Vater Echnaton in Frage, wie auch Maciejewski schreibt.

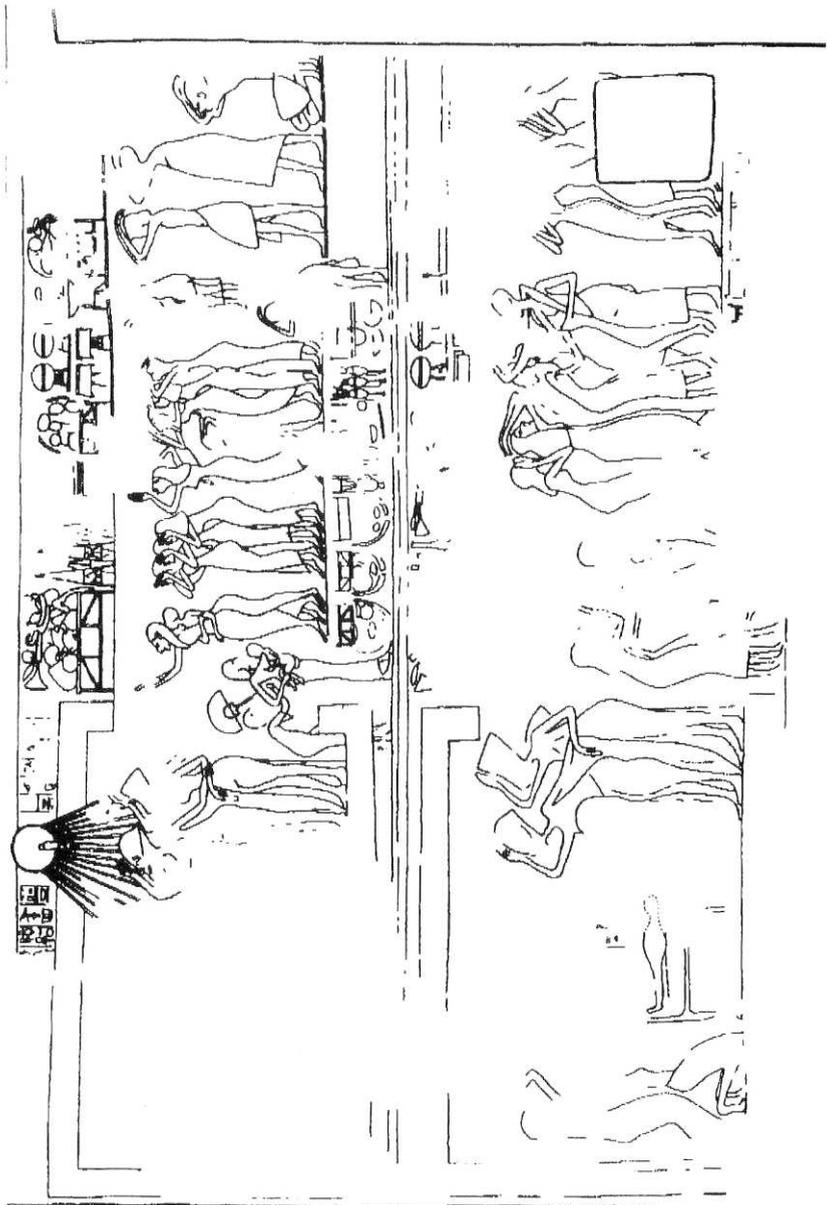
Problematisch ist dabei jedoch, dass nach der Größe des für Maketaton angefertigten Sarges diese klein wie ein etwa 10-jähriges Kind gewesen sein muss. Deshalb wird von etlichen Ägyptologen, auch von Schlögl, angenommen, sie sei doch nicht die Mutter des ominösen Säuglings gewesen.

„Außerhalb des Sterbezimmers [der Maketaton] sieht man den kleinen Kronprinzen Tutanchamun mit seiner Amme inmitten des klagenden Hofstaates. Sie waren im Sterbezimmer gewesen, und der [zuvor hereingetragene] Säugling wurde jetzt hinausgetragen. [...] Die Beischrift lautet: »Der leibliche Königssohn, den er liebt, Tutanchaton, geboren von der großen Königsgemahlin Neferneferuaton [Nofretete], die leben möge für immer und ewig« (Übersetzung und Ergänzung von Marc Gabolde)“ [Schlögl 2008, 85].

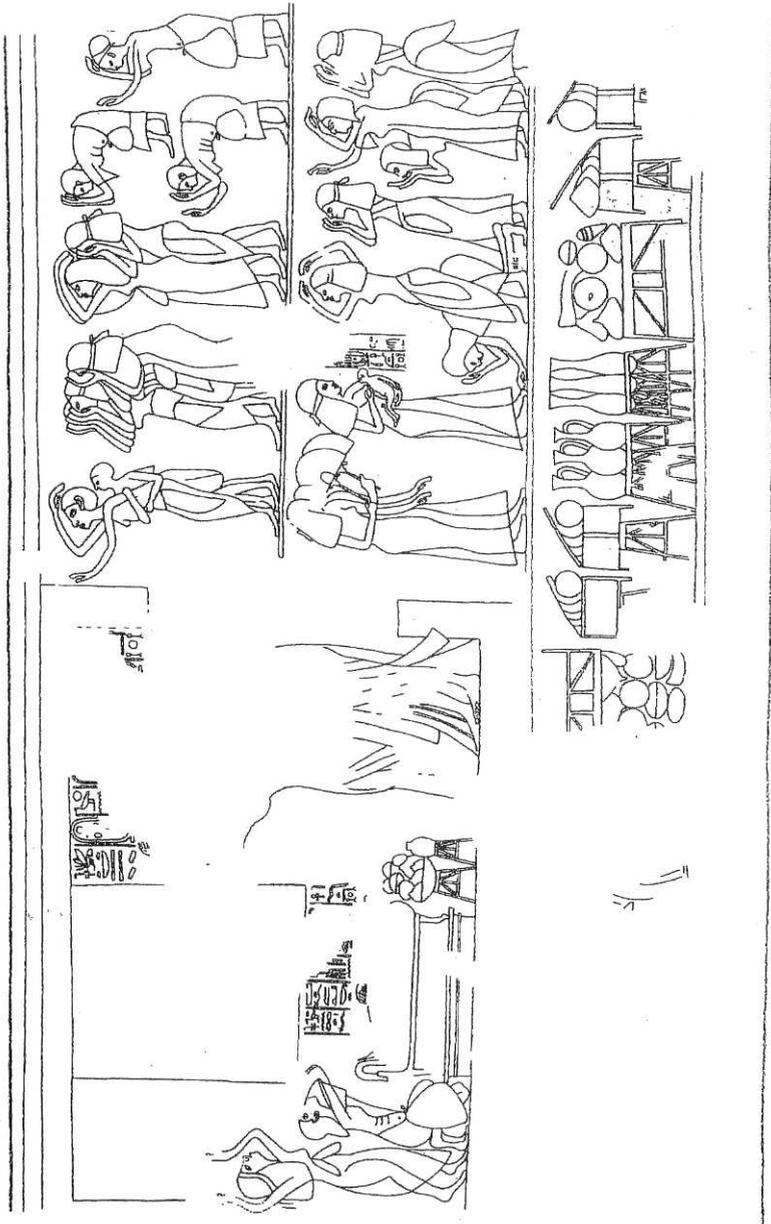
Der Säugling müsste dann kurz vor der Zeit geboren worden sein, als Maketaton starb. Auf jeden Fall erhebt sich dabei die Frage, warum dieser Sohn von Echnaton eigentlich in das Sterbezimmer der Maketaton gebracht worden sein soll, wenn diese *nicht* die Mutter war. Doch ist leicht zu erkennen, dass die Rekonstruktion der zitierten Beischrift alles andere als sicher ist [Abb. bei Schlögl 2012, 87]. Eindeutig ist eigentlich nur der Name Nofretetes zu erkennen, aber deren Nennung kann auch deshalb erfolgt sein, weil sie als die Mutter der gerade verstorbenen Maketaton bezeichnet wurde. Die Deutung dieses Bildes bleibt somit ein weiteres Rätsel der Amarnazeit.

Schlögl [2012, 84] bringt die Darstellung [vgl. ZS 3/2012, 526] und schreibt, es zeige die Trauer um die verstorbene Prinzessin *Maketaton*. Weiter schreibt er, dass der kleine Sarkophag der Maketaton in Raum *Alpha* gefunden wurde. Dieser könnte dann der eigentliche Bestattungsraum für Maketaton gewesen sein.

Maciejewski [2012, 101] schreibt hingegen von dem Relief in Raum *Alpha*, es stelle möglicherweise die Geburt Tutanchatons und den Tod seiner Mutter *Kija* dar. Dazu schreibt er [ebd. 100], dass sich im sogenannten Raum *Alpha* ein



Echnaton, Nofretete und ihre Töchter trauern um die verstorbene Prinzessin. Aus Echnatons Grab in Amarna [Martin, Plate 59]



Trauer im Königshaus von Amarna. Aus Echnatons Grab [Martin, Plate 63]

Relief erhalten hat, das in zwei Bildregistern die Geburt eines Kindes und nachfolgend die Trauer um den Tod einer königlichen Person darstellt. Er führt weiter aus, dass im oberen Teil des Reliefs vor allem die Freude über die Geburt eines Kindes wiedergegeben ist, während der gezeigte Tod seiner Mutter vielleicht erst Tage später eintrat.

Die Darstellung in Raum *Gamma* gibt besonders deutlich die Freude über die Geburt eines Kindes wieder, was für einen Sohn spricht, der Echnaton endlich geboren wurde.

Leider ist bei keiner der beiden Darstellung angegeben oder erhalten, um wen es sich bei der Mutter nun wirklich handelt. Aldred schreibt in der 1988 erschienenen Neuauflage seines Echnaton-Buches, dass die Identität der toten Person in Raum *Alpha* unsicher sei und deren ursprünglich dort befindlicher Name wohl schon im Altertum ausgetilgt worden sei. Bei den beiden Darstellungen könnte es sich deshalb sowohl um zwei separate Kindesgeburten handeln als auch um die doppelte Darstellung ein und desselben Ereignisses. Im letzteren Fall müsste es sich um die Geburt durch *Maketaton* und um deren Tod handeln.

Unsicher bleibt vor allem die Mutter

Um jetzt abschließend wieder auf die Abstammung Tutanchamuns zurückzukommen: Gesichert dürfte sein, dass Echnaton der Vater Tutanchamuns war, fraglich hingegen ist, ob seine Mutter auch wirklich Nofretete war. In seinen späteren Jahren war als sogenannte „Ehefrau und Große Geliebte“ Echnatons ja noch Kija erschienen, die wohl eine jüngere Schwester der beiden war. Auch sie könnte im Kindbett gestorben und ihr Kind der spätere Tutanchamun gewesen sein; Kija als Mutter Tutanchamuns dürfte sogar, allein schon weil sie erheblich jünger gewesen sein muss, wahrscheinlicher als die Mutterschaft Nofretetes sein.

Ob die *Younger Lady* nun wirklich eindeutig mit Nofretete – oder mit Kija – identifiziert werden kann, ist derzeit auch noch nicht sicher zu entscheiden. *Genetisch* können ja beide als Mutter Tutanchamuns in Frage kommen, auch noch alle übrigen Schwestern Echnatons und Nofretetes und auch die ältesten ihrer Töchter, neben *Maketaton* zum Beispiel auch *Meritaton*.

Maketaton hingegen dürfte jedoch noch zu jung gewesen sein, um sie der *Younger Lady* gleichzusetzen, die eine Erwachsene war. Und dann weist die Mumie der *Younger Lady* auch noch eine schwere Gesichtsverletzung auf [Abb. 3/2012, 522 f.], die vermutlich ihren Tod zur Folge hatte. Dann kann sie natürlich nicht eine im Königsgrab Dargestellte gewesen sein, die im Kindbett starb. Hier spricht mehr *für* Nofretete, die dann vielleicht aus politischen Gründen ermordet wurde.

Der konkrete Grund hierfür könnte gewesen sein, dass es Nofretete war, die den Hethiter-König um einen Sohn als neuen Gemahl bat. Gegner dieses Heiratsplanes hätten dann nicht nur den entsandten hethitischen Prinzen Zannanza, sondern auch die Briefschreiberin Nofretete ermordet. Als Mutter Tutanchamuns fiel Nofretete in diesem Fall allerdings aus, weil sie dem Hethiter-König auch schrieb, sie hätte keinen Sohn.

Theoretisch könnte natürlich auch Kija ermordet worden sein, wobei das Motiv dafür dann wohl die Konkurrenz zu Nofretete gewesen wäre. Aber es ist höchst unwahrscheinlich, dass dies jemand zu Lebzeiten Echnatons gewagt hätte. So bleibt als *Younger Lady* eigentlich nur Nofretete.

Nachfolger Nofretetes wurde dann **Semenchkere**, der vermutlich ein jüngerer Bruder Echnatons, also auch ein Sohn Amenophis' III. war. Er übernahm dann den Beinamen *Neferneferuaton* der Nofretete, was dann, weil dieser jetzt bei *zwei* Personen vorkam, zu etlicher Verwirrung bei den Historikern geführt hat. Einige haben daraus sogar geschlossen, dass Semenchkere nur ein neuer Name der Nofretete war. In Wirklichkeit bemühte man sich wohl, die Erinnerung an Satamun/Nofretete *auszulöschen*. Wie auch im Lexikon der Ägyptologie steht, wurde bei einigen Statuen Amenophis' III., so bei den berühmten Memnons-Kolossen, die Gestalt einer Frau getilgt, wobei es sich wohl um Satamun handelte.

Semenkheres Große Königliche Gemahlin wurde Meritaton, die als älteste Tochter Echnatons und Nofretetes für ihn die den Thron bestätigende Erbprinzessin war. Und als Semenchkere nach nur kurzer Herrschaft starb, wurde sein Nachfolger **Tutanchaton**, der seinerseits die dritte Nofretete-Tochter Anchesenpaaton heiratete oder heiraten musste, die inzwischen wohl zur neuen Erbprinzessin aufgestiegen war. Nach dem Tode des inzwischen **Tutanhamun** Heißenden musste Anchesenpaaton/Anchesenamun sogar den bedeutend älteren Eje heiraten, um diesem die Pharaonen-Würde zu verschaffen.

Als Mutter Tutanchamuns kommen somit sowohl Kija als auch Maketaton in Frage.

Verwendete Literatur

- Aldred, Cyril (1968): *Echnaton. Gott und Pharao Ägyptens*; Lübbe, Bergisch Gladbach
- (1988): *Akhenaten, King of Egypt*; Thames & Hudson, London
 - Ernst, Otto (2000): Echnatons Mumie identifiziert; *Kemet* 4/2000, 58-61
 - (2002): Meisterin der Diplomatie. Die große Königsgemahlin Teje; *Kemet* 1/2002, 28-32
 - (2005): Echnaton – gar kein Monotheist; *Zeitensprünge* 17 (3) 511-528
 - (2006): KV 55 – das rätselhafte Grab; *Zeitensprünge* 18 (2) 307-321

- (2010): Zu den DNA-Analysen an Mumien aus der Amarna-Zeit; *Zeitenstrünge* 22 (1) 65-68
- (2011): Zur Genealogie der Amarna-Herrscher; *Zeitenstrünge* 23 (2) 270-276
- (2012): Nofretete und Echnaton. Neues zur Genealogie der Amarna-Herrscher; *Zeitenstrünge* 24 (3) 521-533
- Gabole, Marc (1998): *D'Akhenaton à Toutankhamon*; Lyon · Paris
- (2001): Das Ende der Amarnazeit; in Alfred Grimm / Sylvia Schoske (Hg.): *Das Geheimnis des Goldenen Sarges*; München, 9-41
- Grimm, Alfred (2002): Das Geheimnis des Goldsarges aus dem Grab Nr. 55 im Tal der Könige; *Der Radiologe* 12/2002, 1026-1031
- Habicht, Michael E. (2012): Das Geheimnis der Amarna-Mumien – DNA-Untersuchungen klären Verwandtschaftsverhältnisse auf; *Antike Welt* 6/2012, 23-28
- Hawass, Zahi (2010): Der Fall Tutanchamun, Inzest, Macht und Untergang; *National Geographic* 9/2010
- Helck, Wolfgang (Hg. 1984): *Lexikon der Ägyptologie*; Harrassowitz, Wiesbaden
- (2001): Das Grab Nr. 55 im Königsgräbertal (Hg. Sylvia Schoske / Alfred Grimm). Deutsches Archäologisches Institut, Abteilung Kairo, Sonderschrift 29, Philipp von Zabern, Mainz
- Hornung, Erik (1964): *Untersuchungen zur Chronologie und Geschichte des Neuen Reiches* (Ägyptologische Abhandlungen Bd. 11); Harrassowitz, Wiesbaden
- (1995): *Echnaton*; Artemis, Zürich
- Maciejewski, Franz (2010): *Echnaton oder die Erfindung des Monotheismus. Zur Korrektur eines Mythos*; Osburg, Berlin
- (2012): *Nofretete. Die historische Gestalt hinter der Büste*; Osburg, Hamburg
- Martin, Geoffrey Thorndike (1989): *The royal tomb at el-'Amarna. The rock tombs of el-'Amarna, Part VII. II The reliefs, inscriptions, and architecture*; Egypt Exploration Society; London
- Rauchhaupt, Ulf von (2012): „Dann zahlen es eben die Toten“; *FAZ Sonntagszeitung*, 10. 06.
- Reeves, Nicolas (2002): *Echnaton, Ägyptens falscher Prophet*; Philipp von Zabern, Mainz
- Reeves, Nicolas / Wilkinson, Richard (1997): *Das Tal der Könige*; Econ, Düsseldorf
- Schlögl, Herrmann A. (2008): *Echnaton*; C.H. Beck, München
- (2012): *Nofretete*; C.H. Beck, München
- Weissgerber, Klaus (2007): Bemerkungen zur Amarna-Problematik; *Zeitenstrünge* 19 (2) 300-314
- (2010) War Tutanchamun ein Inzestkind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These; *Zeitenstrünge* 22 (1) 52-64
- Wiese, André (2004): *Tutanchamun - Das goldene Jenseits. Grabschätze aus dem Tal der Könige* [Ausstellungskatalog für Basel und Bonn]; München

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Ägyptische Tempel – griechisch kopiert

Heribert Illig

Wolfgang Filser hat in der *Antiken Welt* interessante Parallelen zum Tempel der Hatschepsut in Deir el-Bahari (Theben-West) gezogen. Vorab: Der 'Standard-Tempel' im Alten Ägypten ist zutreffend mit einer Balgenkamera verglichen worden. Hinter dem ersten Pylon öffnet sich ein erster und ein zweiter Innenhof, dahinter werden die Räumlichkeiten immer kleiner und dunkler, bis hin zum fast winzigen Kultbild in seinem Schrein.

In *Deir el-Bahari* bei **Hatschepsut** (konv. 1490–1469) ist vieles anders. Vor einer hohen Bergwand staffeln sich drei breitgelagerte Fassaden hinter- und übereinander. Die erste und zweite bilden den Abschluss je einer langgezogenen Terrasse; auf sie läuft jeweils eine lange Rampe zu, die zur nächsten Terrasse führt. Die dritte Front hat nur noch eine vergleichsweise schmale Fläche vor sich, auf der die Besucher in die beiden seitlichen Kapellen und über die dritte Terrasse zum Fels-Sanktuar finden. Also weiträumige Entwicklung der Anlage ohne seitliche Abgrenzungen der ersten beiden Terrassen, die in der prallen Sonne liegen. Erst hinter der dritten Fassade empfängt das gewohnte Kleinklein der Tempelräume.

Filser [67 f.] deutet nur kurz an, dass auch dieser Tempel einer Pharaonin nicht allein weiblichem Genius entsprungen ist, indem er schreibt:

„Man ging über ähnliche Vorgänger entschieden hinaus, indem man ein Gebäude schuf, das auf ganz neue Weise den Einklang mit der Topografie suchte“.

Ein oder auch *der* Vorgänger liegt unmittelbar daneben. Der Gründer des Mittleren Reichs, **Mentuhotep II.** (konv. 2061–2010) hat konv. fast 600 Jahre früher hier einen ersten Tempel aufrichten lassen. Seine beiden Fassaden mit Rampe sind direktes Vorbild der zweiten und dritten Fassade der Hatschepsut. Allerdings war Mentuhoteps eigentlicher Tempel 'ringsumgeflügelt', ein Peripteros, vielleicht sogar mit zwei ringsumlaufenden Säulen- oder Pfeilerstellungen, einem großen griechischen Tempel sehr ähnlich. Der Effekt wird durch die pseudodorischen Säulen noch gesteigert. Beide Anlagen verband der dritte Tempel, den Hatschepsuts Stiefsohn Thutmosis III. dazwischenschob (Rekonstruktionszeichnung s. S. 299).

Schon diese stilvorgebende Nachbarschaft über mehr als ein halbes Jahrtausend hinweg verblüfft. Noch mehr verblüfft, dass Djosers Anlage in Saqqara (-27. Jh.) so große Ähnlichkeiten mit dem Hatschepsut-Tempel zeigt [Heinsohn/Illig, 165-184], dass ich schloss:

„Die Anfänge von Altem, Mittlerem und Neuem Reich zeichnen sich jeweils durch Überwindung des Holzbaus und durch protodorische Säulen aus. Zwischen ihnen existieren überraschend enge Beziehungen in architektonischen Details. Alle drei Reichsanfänge stehen den Griechen um -600 architektonisch zu nahe, als daß sie ihnen nicht auch zeitlich nahestehen müßten“ [ebd. 184].

Hierzu liefert Filser nun ungewollt weitere Details. Zunächst betont er, dass Hatschepsuts Tempelanlage damals den Namen „Djeser-Djeseru“ trug [Filser, 67], also sich sehr eng an den von mir in Verbindung gebrachten Djoser aus der 3. Dyn. anlehnt. Weiter macht er auf Spezifika aufmerksam, die über Mentuhoteps Bau hinausführen [ebd. 69]:

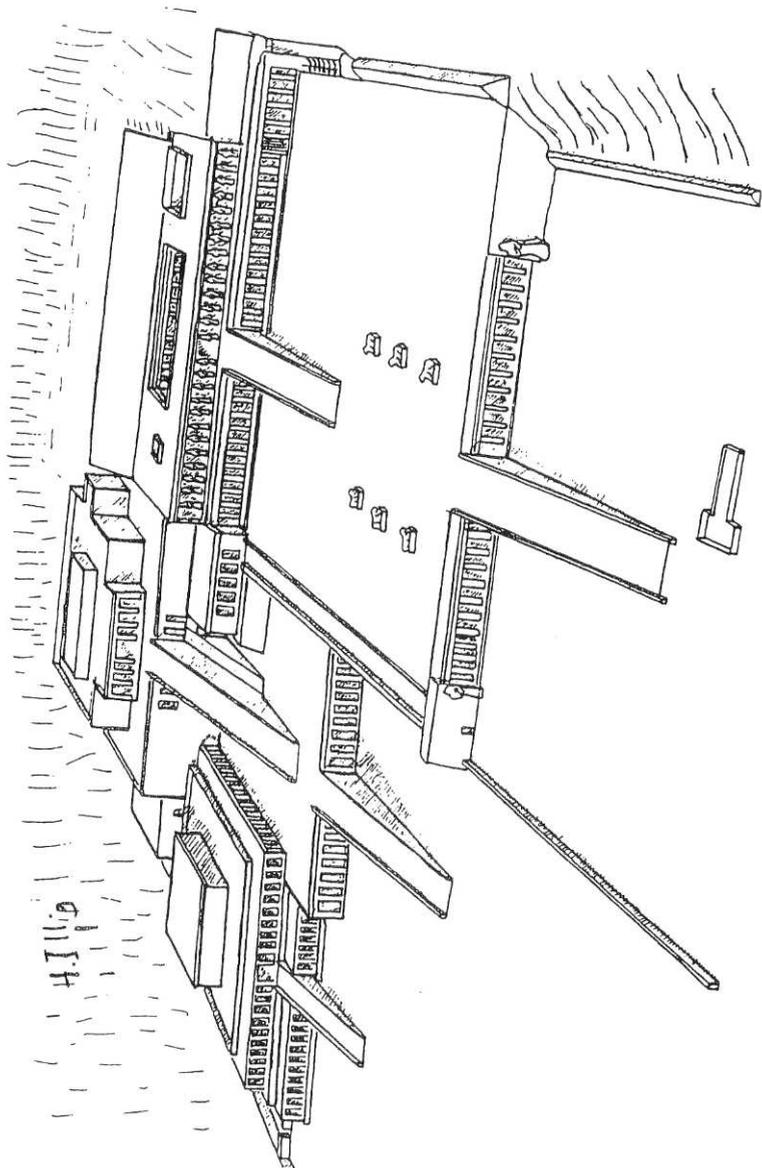
„Im Zentrum steht die Wirkung auf den Einzelnen, was sich an den sekundären Planänderungen, der Inszenierung von Bau und Landschaft über ausgesuchte Blickachsen ablesen lässt und grundsätzlich als ein Merkmal der innovativen Architektur der Hatschepsut gelten darf, als zum ersten Mal breite Tempelwege und große Plätze geschaffen wurden.“

Es folgt ein weiterer Hiatus. Im Hatschepsut-Tempel fehlen – nachdem bald Porträts der Pharaonin ausgekratzt worden sind – aus dem nächsten Jahrtausend relevante Nutzungsspuren. Solche finden sich nach dem Neuen Reich erst ab den Ptolemäern, also ab dem späten -4. Jh. [Filser, 70]:

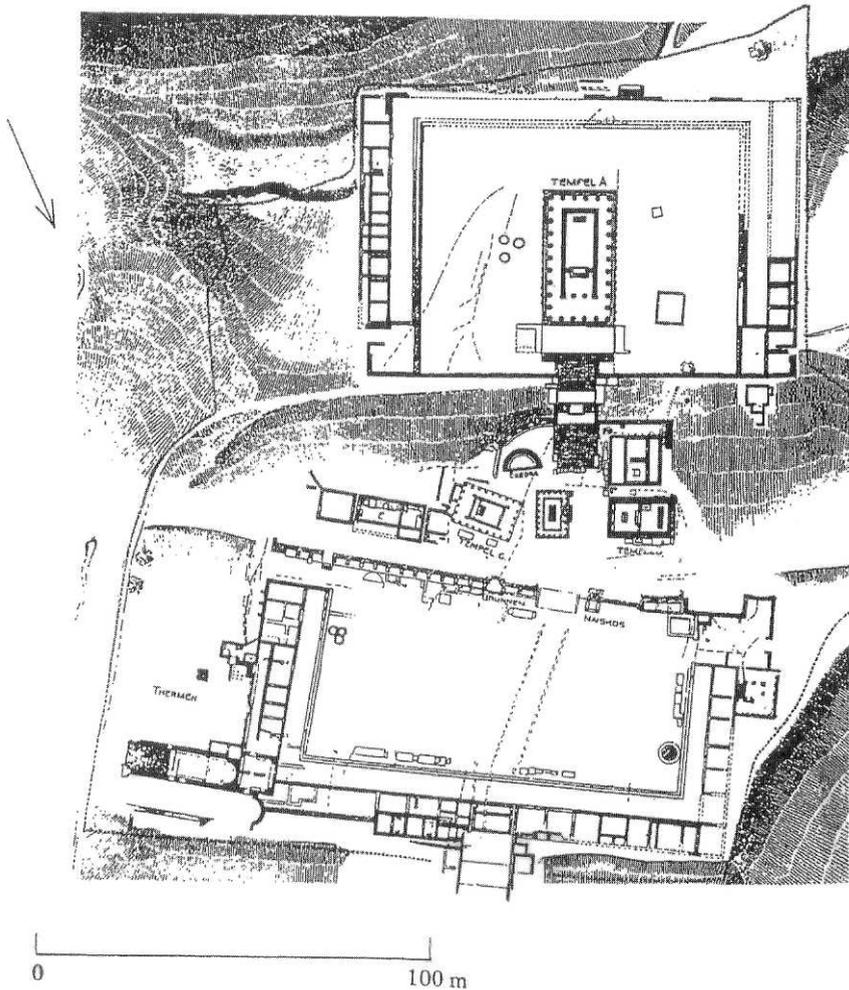
„Denn anders als die benachbarten Tempel, die unter Felsstürzen begraben lagen, war der Bau einschließlich der dritten Terrasse weitgehend intakt. Tatsächlich beherbergte er nun die Kulte zweier altägyptischer Heroen, des Weisen und Baumeisters Imhotep [unter Djoser! HI] und des Amenhotep [Baumeister unter Amenophis III.]. Die Griechen setzten Imhotep hier und andernorts in Ägypten mit Asklepios gleich, was dazu führte, dass der Tempel seit dem 3. Jh. v. Chr. von Ägyptern wie auch von Griechen als Heilstätte besucht wurde. Hunderte Inschriften auf den Wänden zeugen von griechischen (und später römischen) Besuchern. Diese Hinterlassenschaften der neuen Bevölkerung Thebens, durchreisenden Soldaten und heilsuchenden Pilgern künden von der Bedeutung der Anlage in hellenistischer Zeit und ihrem überregionalen Ruhm. Das vielseitige Interesse am Djeser-Djeseru bezeugt auch die Bauaktivität der Ptolemäer, die eine Kapelle für Asklep auf der zweiten Terrasse errichteten und den Säulenhof sowie das Sanktuar erneuerten. Man sollte den Tempel der Hatschepsut demnach als ein Denkmal ansehen, dessen Einfluss auf die hellenistische Architektur nicht ausgeschlossen werden kann“.

Diesem Einfluss geht Filser nach und stellt drei Tempelanlagen vor:

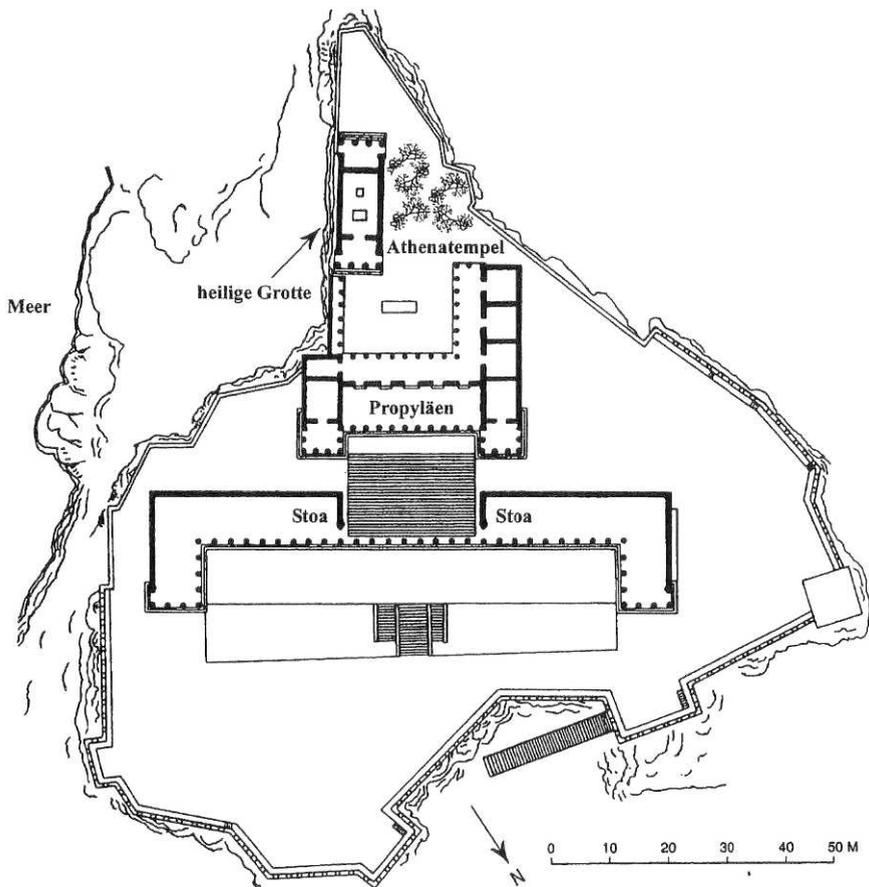
- Asklepieion von Kos (Ostägäis), ab dem -4. Jh.,
- Athena-Heiligtum von Lindos auf Rhodos, ab dem -3. Jh.,
- Fortuna-Heiligtum in Praeneste/Palestrina, südöstlich Rom, spätes -2. Jh.



Terrassentempel in Theben-West: rechts der größte von Hatschepsut, links zurückgesetzt der ihres Stiefsohns Thutmosis. III., ganz links der früheste, von Mentuhotep II., angeblich 500 Jahre älter. Ihr Alter: →7./6. Jh. [Zeichnung H. Illig; Heinsohn/Illig, 125]



Grundriss des *Asklepieions auf Kos*. Laut Filser wäre es im späten -4. Jh. begonnen und im -2. Jh. vollendet worden, wobei die drei Plateaus zeitgleich zu Beginn errichtet worden sind. Laut *Wikipedia* [→ Asklepieion von Kos] stammt die Bebauung der mittleren Ebene aus dem -4. Jh., der Tempel oben, eine exakte Kopie des Asklepieion von Epidauros, aus dem frühen -3. Jh., die untere Terrasse hingegen aus dem +1. Jh. [Filser, 71]. Die erstaunliche Höhenentwicklung gibt ein Video gut wieder [Herrmann]. Hinter dem Tempel öffnete sich ein heiliger Pinienwald.



Lindos auf Rhodos: Grundriss des Athena-Heiligtums. Zum Burgberg anfangs auf der untersten Treppe, dann erste Haupttreppe, offene Wandelhalle (Stoa) mit offenem Mittelteil für die Freitreppe, Propyläen, Altarhof, Tempel und Olivenhain [Filser, 75].

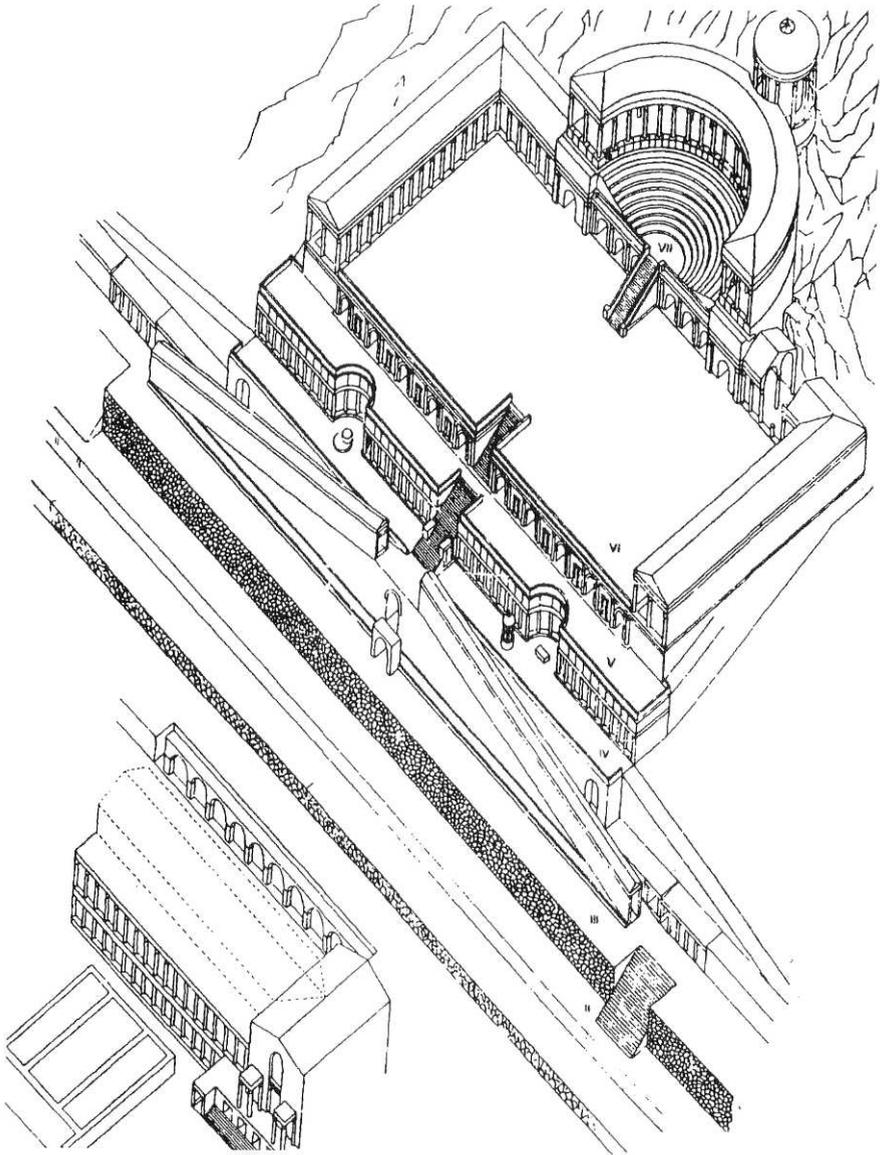
Auf **Kos** verbinden drei Freitreppen insgesamt vier Terrassen, die von Anfang an geplant waren, obwohl sie nicht direkt fluchten. Von weitem rücken die Bauten der verschiedenen Ebenen ebenso zu einer Sicht zusammen wie die drei Fassaden von Deir el-Bahari.

Virtuos wurden auf **Rhodos** Architektur und Landschaft durch punktuelle Vista-Effekte in Szene gesetzt [Filsler, 74]. Oberhalb von **Lindos** galt es den steilen Berg zum Burgberg umzuformen. Erreicht wurde ein vielgestaffeltes Szenario, bei dem sich Treppenläufe, Stoa, Freitrepppe, Propyläen, Altarhof und Athena-Tempel übereinandertürmen, umrahmt vom Meer. Beim Aufstieg öffneten sich immer neue Blickwinkel aufs Meer hinaus. Das Gipfelplateau wurde zu einer ebenen, rechtwinkligen Fläche umgestaltet, die schließlich als Dreieck ausläuft. Für uns erstaunlich: Nicht der Athena-Tempel lag in der Achse der beiden großen Freitreppen, sondern der Olivenhain.

Am 'bizarrsten' wirkt heute fraglos das seit ältesten Zeiten bekannte Heiligtum von **Praeneste/Palestrina**. Denn diese republikanische Siedlung zog sich – von Megalith- und von Polygonalmauern eingefasst – weit und so steil den Hang hinauf, dass viele Straßen als Treppen geführt sind. Die spätere Ansiedlung hat die alte Stadt derart 'überwuchert', dass zwar einiges Römische bekannt war – etwa die Fundamente des Doms –, nicht aber das große Heiligtum in seinen gewaltigen Ausmaßen. Es wurde erst durch die Bombardements im Zweiten Weltkrieg erkennbar. Mindestens sechs übereinander liegende Terrassen wurden miteinander verbunden. Optisch dominant ist heute das flache Dreieck, gebildet von den beiden langen Treppenanstiegen. Darüber liegen zwei Etagen mit Rundbögen, ganz oben dann ein theaterartiger Halbkreis mit Stufen. Er ist im 17. Jh. mit dem Barberini-Palast überbaut worden, aber noch erkennbar. Dieser Prachtbau enthält heute das Museum mit seinem Prunkmosaik, das jenen Nil zeigt, der an Theben vorbeifließt (vgl. S. 364). Von dort oben lässt sich die ganze Campagna Romana bis Rom, zu den vulkanischen Monti Lepini und zum Meer genießen.

„Zwischen Kos, Lindos und dem Ägyptischen Reich bestanden schon vor den Ptolemäern intensive Beziehungen auf politischer, ökonomischer und religiöser Ebene. Der kulturelle Austausch intensivierte sich, da man mit den Ptolemäern kollaborierte und Griechen auch das ägyptische Kernland bereisten“ [Filsler, 78].

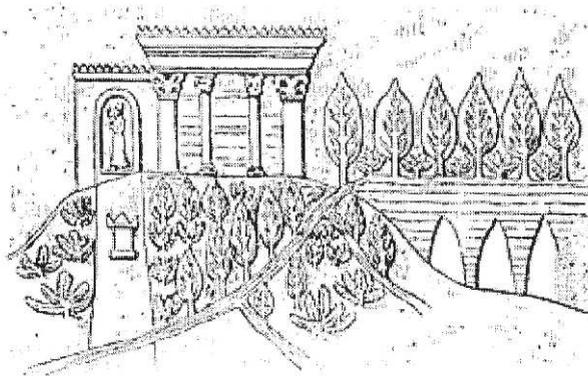
Die Griechen waren im Nildelta seit der Gründung von Naukratis durch Milet präsent; die beiden Überlieferungen sprechen von -630 bzw. -560 [wiki ↔ Naukratis]. Ab da können ägyptische Einflüsse das Mittelmeer in Richtung Griechenland überquert haben. In der konventionellen Chronologie bleibt es allerdings rätselhaft, wie ein fast 1000-jähriger Tempel weiterbestand und auch noch weiterbetrieben wurde und so Tempel auf Kos, Rhodos und in der Cam-



Palestrina/Praeneste südöstlich von Rom: Rekonstruktion des Fortuna-Heiligtums. Heute bestimmen die beiden Treppenrampen die Sicht, darüber der Renaissance-Palast [Filsler, 77]. Einst kam nach dem halbrunden, tribünenartigen Aufbau noch der Rundtempel, für den man den Felsen ausgehöhlt hat. Dort wird ein Hain vermutet.

pagna befruchten konnte. In der kurzen Chronologie, die Hatschepsut, Djoser und Mentuhotep II. im -7. Jh. sieht [Heinsohn/Illig, 457], lösen sich diese Probleme auf.

Ein Problem bleibt. Zu den sieben Weltwundern gehörten die **hängenden Gärten der Semiramis** in Babylon. Nachdem zumindest die griechischen Tempelanlagen auch heilige Haine bargen, könnte auch im Zweistromland eine Wurzel für Terrasentempel zu finden sein. Doch das bleibt nebulös. Man hat zwar in Babylon eine Fundamentsetzung gefunden, auf der man sich die Gärten vorstellen könnte, man hat auch eine assyrische Scherbe gefunden, auf der Wasser durch steile Gärten läuft, obwohl das Land flach ist.



Aber sonst? Je nach Erzählung gilt Semiramis als Frau des assyrischen Schamschi-Adad V. (-9. Jh.) oder als die Nimrods oder Nebukadnezars (-6. Jh.). Die Verknüpfung der hängenden Gärten mit Semiramis geschah erst im Mittelalter. Selbst die Lokalisierung in Babylon ist mittlerweile fragwürdig geworden. Die Archäologin Stephanie Dalley möchte sie lieber in Ninive ansiedeln [Dorfer]. Uns bleibt das Lächeln der oder des Sphinx...

Literatur

- Dalley, Stephanie (1993): Ancient Mesopotamian gardens and the identification of the Hanging Gardens of Babylon resolved; *Garden History* 21 (1) 1–13
- Dorfer, Tobias (2013): Hängende Gärten von Babylon existierten tatsächlich – in Ninive; *SZ*, 06. 05.
- Filsler, Wolfgang (2013): Antike Terrassenheiligtümer. Monumentale Terrasentempel in der altägyptischen, griechischen und römischen Architektur; *Antike Welt* 2/2013, 67-78
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräffeling Herrmann, Gerd (o.J.): *Kos*; <http://www.youtube.com/watch?v=Vd72-ygNvW4>
- Peterich, Eckart (1961): *Italien. Ein Führer. Zweiter Band*; München

Das neue Ägyptische Museum München

Eine Sichtung durch Heribert Illig

Gut Ding will Weile haben, ganz besonders, wenn Architekten wie Peter und Gottfried Böhm im Beton schwelgen. Denn dieses Material verliert anfangs viel Wasser, weshalb das neue Museumsgebäude seit 2011 trocknet. Erst im Juni konnten die Pforten geöffnet werden. Die Besucher strömten, zumal die ersten Tage kein Eintrittsgeld verlangt wurde.

Das Museum war nach dem Krieg sehr beengt in stücküberladenen Erdgeschossräumen der Münchner Residenz untergebracht, wo es nur seine besten Stücke zeigen konnte. Auf nun deutlich mehr Grundfläche rückt auch Magazinbestand ins Licht, der aber zwangsläufig nicht durchwegs aus Highlights besteht. Insofern ist die Qualität der Sammlung bekannt, die nun in neuem Ambiente glänzen kann. Oder zumindest glänzen sollte.

Wer im Herzen der Münchner Museumslandschaft von der Alten Pinakothek nach Süden schaut, sieht sich nun einem ebenso langen Gebäuderiegel gegenüber, die untere Hälfte massiver Betonsockel, oben diffuse Glasfassade. Dahinter ist seit 2011 die *Hochschule für Fernsehen und Film* angesiedelt. Rechts aber geht es über eine Treppenrampe in die Tiefe. Die Idee ist nicht schlecht: ein altägyptisches Grab zu betreten, um entsprechende Artefakte zu bewundern. Leider ist das Eingangsgeschoss – mit Kasse, Andenken-Shop, Garderobe, Toiletten etc. – bedrängend niedrig. Von dort geht es über eine zweite Treppenrampe weiter in die Tiefe. Wer hier hinabsteigt, wird aber nicht von immer mehr Dunkelheit umfungen, bringt doch ein zentraler Lichthof Helligkeit in die beiden ihm zugeordneten großen Räume. Soweit, so gut.

Aber nun die Aber. Zunächst ist der Außenbau samt richtungsgebendem Pylon aus Beton. Auf die Frage von Christoph Wiedemann [2013]: „Warum wählten Sie eine Sichtbetonlösung für die Fassade?“ antwortete Peter Böhm kryptisch: „Das entsprang dem Bestreben, dass man – sozusagen im Geiste Klenzes – die Form und die Schönheit auch aus dem Inhalt entwickelt.“ Bei Goethe sagt Gott zu Mephisto: „Es irrt der Mensch, solange er strebt.“ Gottfried Knapp [2013] als ausgewiesener Architekturkritiker der *Süddeutschen Zeitung* vermied bei seiner Würdigung das Wort „Beton“ wie der Teufel das Weihwasser, ließ es nur ganz beiläufig einfließen: „die Statuen auf ihren steingrauen Feinbetonsockeln“, als wenn nicht sämtliche Wände und Decken in Sichtbeton ausgeführt wären. Auch Erich Rödel vom Freundeskreis des Museums wollte nicht konkret werden:

„Aus den Freundeskreis-Reihen waren im Vorfeld auch kritische Töne zum Neubau zu hören gewesen, es hieß, er sei »zu wenig sinnlich«. Rödel

sagte nun: Es sei ein »schönes, neues Haus« und ein »interessantes Gebäude« [Vogel].

Zwei Wochen später regte ein anderer Autor in der gleichen *Süddeutschen Zeitung* an, die Beton-Burg des FBI in Washington endlich abzureißen, denn:

„Roher Beton ist – außer bei Architekten vielleicht – nie beliebt gewesen, allein seine Farbe und Textur wirken abstoßend. Kommen auch noch Größe und Form der FBI-Zentrale hinzu, fühlen sich die Menschen angegriffen“ [Richter].

Vielleicht ist es bei einem bejubelten Neubau unschicklich, ihn sogleich zu verreißen, aber zwölf Wochen nach Eröffnung darf es ausgesprochen werden: Es gäbe viel Schöneres, viel Sinnlicheres, viel Berührenderes als diesen nüchternen Betonbau, der uns daran erinnert, dass die Blüte des vom *béton brut*, dem Sichtbeton, abgeleiteten Brutalismus den 60er Jahren angehört.

Der Abstieg in den Saal der Rundplastik erinnert an den Abgang zu einem U-Bahnhof. Allerdings sind die meisten Münchner U-Bahnhöfe farbkraftiger ausgestattet als dieser erste Museumsraum; die parallelen Reihen von Strahlern aller Art an der Decke wirken technisch-funktionell, die lange Treppenwange ist keine gute Rückwand für die dort postierten Kunstwerke. So steht jetzt die so elegant geformte Würfelfigur des Bekenchons am Treppenende da, wo man früher einen Ascher postiert hätte, also verloren im Raum, auch wenn ihm Dietrich Wildung optimales Licht bescheinigt [Weber]. Hier, zwischen Glasinnenfassade und Treppenwange, fehlt die Geborgenheit. Die Wandsegmente zum Innenhof sind neben jedem raumhohen Fenstersegment mit Spezialbeton zu einem messerscharfen, senkrechten Grat ausgezogen worden. Wenn da ein Besucher dagegenstolpert, dann gilt – Ludwig Uhland wird entschuldigen: „Zur Rechten sieht man, wie zur Linken, einen halben Münchner heruntersinken.“

Der Lichthof ist ein durch nichts belebter, toter Schacht aus Beton und Glas. Andernorts wäre hier wenigstens jene Cafeteria positioniert worden, die hier noch unauffindbar ist. Generell depressiv wirkt die Farbe: sämtliche Wände in baustellenbelassenem Betongrau (Loriot spräche auch von Mausgrau, Aschgrau, Staubgrau, Steingrau, Bleigräu und Zementgräu). Nun war die altägyptische Kunst geradezu farbwütig: Selbst Natursteine wurden bemalt, jede Fläche freskiert, selbst Böden; überall waren farbige Hieroglyphen eingelegt, dunkles Metall zusätzlich nielliert, Glas vielfältig eingefärbt. Leider sind die meisten Farben gründlich verblasst, so dass man im Museum erschrocken vor einer Komposition aus graubraunem Stein und Zementgräu steht, gestaltet wie ein Irrgarten – bis man die Führungslinie im Boden entdeckt. Nun wird es einfacher.

Aber die Beschriftung! Meist auf einer Höhe von 1,10 m angebracht, manchmal auch tiefer, auch am Fußboden – bei immer gleicher Schriftgröße

und zu oft im Dunkeln. Dazu die Schriften auf dem Beton: Sie wirken schon jetzt wie altherwürdige Graffiti, bei denen die schlecht aufgetragene Farbe abblättert. Im »Raum der Chronologie« mag das vielleicht gewollt sein: an der Wand eine Linie, mit einigen Zahlen und Worten garniert, davor vier Steinköpfchen und ein Gefäß. Das gelbgrundierte Englisch ist kaum lesbar, aber immerhin scheint das -1. Jtsd. bis zu den Ptolemäern das Schlagwort „Renaissance“ zugewiesen bekommen zu haben. Das lässt an die karolingische Renaissance denken, die heute kein Mediävist mehr so nennen will. Große Teile dieses -1. Jtsd. stehen nicht nur bei Velikovsky zur Streichung an.

Sonst ist Chronologie kleingeschrieben. Vielmehr gibt es saalweise Themenbereiche, bisweilen zeitlich geordnet: *Kunst-Form, Pharao, Jenseitsglaube, Religion, Grab, Kunst-Handwerk, Kunst und Zeit, Schrift und Text, Nubien und Sudan, Ägypten in Rom* und schließlich *Nach den Pharaonen*.

Gerade bei der Rundplastik geht es zeitlich durcheinander. So wies Direktorin Sylvia Schoske im Fernsehen darauf hin, wie ähnlich zwei Köpfe sein können, auch wenn sie das Lehrbuch mehr als 2.000 Jahre voneinander trennt [Weber]: Die beiden gleichgroßen Männerköpfe aus fast demselben Stein (Granodiorit bzw. Diorit) stehen an der Treppenwange, einmal -2550, einmal um -300! Freilich ist das eine Gesicht ägyptisch-starr-regelmäßig, das andere mit leicht individuellen Einschlägen. Um diesen Entwicklungsschritt samt Frisuränderung zu bewältigen, genügen andernorts 50 Jahre. Wer dem Phänomen im Katalog nachgehen will, wird enttäuscht: Trotz der langen Trocknungsphase des Museumbaus gibt es keinen spezifischen Museumskatalog, sondern nur ein gemeinsames Buch des Ehepaars Schoske und Wildung, dem vorherigen Direktor. Es ist keineswegs thematisch gegliedert, sondern chronologisch; die beiden im Museum nebeneinander stehenden Köpfe finden sich als Abb. 34 und 123, ihre Ähnlichkeit wird im Text nicht angesprochen.

Insofern wird es hier so schnell keine chronologischen Überraschungen geben, allenfalls Zufallsfunde: So besitzt das Museum ein lediglich 6 cm hohes Kalksteinköpfchen, vermutlich von Cheops, dem Bauherrn der größten Pyramide: hohe Krone, Knubbelnase, aufgeworfene Lippen, wenig Kinn [ebd. Abb. 39]. 1.850 Jahre später finden wir einen kuschitischen Königskopf, 4,5 cm klein, aus Sandstein mit ganz unägyptisch breiter Nase, aufgeworfenen Lippen und wenig Kinn [ebd. Abb. 112]. In unserem seit langem vorgelegten Schema entsprechen sie den Strata ab \rightarrow 610 und \rightarrow 525 [Heinsohn/Illig, 457].

Auch die lange umstrittenen Kupferfiguren, die Wildung aus unbekannt gebliebener Privathand ankaupte und die sein Vorgänger Hans Wolfgang Müller [1987] dem -9. Jh. zugeschrieben hat, bleiben unbeirrbar bei -1800 und damit Kunstwerke des Mittleren Reichs [vgl. Heinsohn/Illig, 218]. Mumien gibt es keine zu sehen, war doch Wildung 2007 mit der Wortschöpfung „Mumienpornographie“ gegen eine Mannheimer Ausstellung auf die Barrikaden

gegangen [wiki ↔ Dietrich Wildung]. Dem ist ohne Furor zuzustimmen; leider bleiben auch die sog. Kokain-Mumien – selbst für die Forschung – unter Verschluss, die seit den Recherchen von Svetlana Balabanova für frühe Kontakte zu Südamerika bürgen könnten [Wisnewski; vgl. Illig, 228].

In einem engen Raum steht ein Menetekel nicht an der Wand, sondern frei im Raum: Der 5,80 m hohe, jetzt restaurierte Obelisk aus Rosengranit, den sich ein Römer kurz nach der Zeitenwende ‘gönnte’, war vor der Residenz platziert und sollte den neuen Museumsabgang schmücken, musste aber in den überdachten Untergrund, damit ihm der Smog nicht allzu schnell wieder zusetzt. Gut, dass Menschen widerstandsfähiger sind als Granit.

Literatur

- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (⁵2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting
Illig, Heribert (2009): *Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus*; Gräfelting
- Knapp, Gottfried (2013): Der Weg hinab führt zum Licht. Das neue Ägyptische Museum in München wurde in den Keller verlegt. Unter der Erdoberfläche erwachen die Kunstwerke zu einem überraschend intensiven Leben; *SZ*, 11. 06.
- Müller, Hans Wolfgang (1987): *Der Waffenfund von Balāta-Sichem und Die Sichel-schwerter* (Bayer. Akademie der Wissenschaften, vorgetragen in den Sitzungen vom 04. 03. 1966 und vom 25. 10. 1985); München
- Richter, Nicolas (2013): Das böse Haus. Hoover Building, Washington; *SZ*, 26. 06.
- Schoske, Sylvia / Wildung, Dietrich (2013): *Das Münchner Buch der ägyptischen Kunst*; München
- Vogel, Evelyn (2013): Festakt in der Grabkammer; *SZ*, 11. 06.
- Weber, Henning (2013): Pharaonen für München – Ägyptisches Museum zur Eröffnung; in *Lido*, 13. 06., BR 3, 22:30-23:15 (Redaktion Armin Kratzert)
- Wiedemann, Christoph (2013): In Klenzes Auftrag vollendet. Ex-Finanzminister Kurt Faltlhauser und Architekt Peter Böhm zur Staatssammlung Ägyptischer Kunst; *SZ*, 10. 06.
- Wisnewski, Gerhard (2002): Wie kam das Kokain in die Königin? Vor gut zehn Jahren fanden Wissenschaftler Kokain und Nikotin in altägyptischen Mumien. Woher die Ägypter ihre Drogen bezogen, ist ein Streitfall; *Die Weltwoche* 8/2002 <http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2002-08/artikel-2002-08-wie-kam-das-koka.html>

*

Münchner Museumsquartier (auf einem halben Quadratkilometer): Neue Pinakothek, Alte Pinakothek, Pinakothek der Moderne, Museum Brandhorst, Museum Reich der Kristalle, Ägyptisches Museum, Glyptothek, Staatliche Antikensammlung, Lenbachhaus (mit neuem Erweiterungsbau und unterirdischem Kunstbau), Geologisches Museum, Paläontologisches Museum, Staatliche Graphische Sammlung, Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke, ab 2014 das NS-Dokumentationszentrum.

Forgotten Civilization

Rezension, Zusammenschau und Spekulation

Andreas Otte

Einleitung

Robert M. SCHOCHS Arbeiten zur *Großen Sphinx* und zu *Göbekli Tepe* wurden bereits im Rahmen der letztjährigen Konferenzberichterstattung zum Elektrischen Universum angesprochen [Otte 2012, 224-226]. Inzwischen ist weiteres Material zum Thema vorhanden, das einer Sichtung bedarf: Zum einen ist der damalige Vortrag von Schoch zwischenzeitlich auch auf DVD erschienen [Ged Low] und zum anderen kam 2012 ein neues Buch von Schoch heraus, welches das Thema des Vortrags um einige Dimensionen erweitert, gleichzeitig aber auch modifiziert und vertieft [Schoch 2012 = S.]. In Kombination mit anderen Büchern lädt das Thema zudem zu einigen Spekulationen ein.

Hauptaussage

Schoch, Professor für Naturwissenschaften an der Boston University, macht in diesem Buch die Hauptaussage, wie auch schon in früheren Veröffentlichungen, dass das noch um 1970 gewöhnlich für ca. -3000 angesetzte deutliche Auftreten von Zivilisationsspuren nicht das erste Auftreten von Zivilisation auf der Erde gewesen ist. Schoch sieht inzwischen diese erste Phase der Zivilisation von -10000 bis -9000. Diese Phase der menschlichen Entwicklung ist größtenteils vergessen, nur noch wenige Anspielungen finden sich in alten Texten: Der Garten Eden, das goldene Zeitalter, Platons Atlantis Erzählungen usw.

Der Hinterfütterung dieser These mit archäologischen und naturwissenschaftlichen Indizien sind einige Kapitel des Buches gewidmet. Weitere Kapitel sind kleinere Reiseberichte, in wieder anderen widmet sich Schoch fast schon philosophisch der Wissenschaft und ihrer zukünftigen Entwicklung.

Die Große Sphinx

Der Autor beschäftigt sich seit 1990 mit der *Großen Sphinx* auf dem Gizeh-Plateau. Die Sphinx befindet sich südöstlich der Cheops-Pyramide und östlich der Chephren-Pyramide (Abb. 1). Diese Bauten werden traditionell der 4. Dynastie zugeordnet, weshalb offenbar auch für die Sphinx diese Zuordnung getroffen wurde [S. 13]. Eine Thutmosis IV. zugeschriebene Granitsäule, zwischen den Füßen der Sphinx aufgestellt, soll zumindest einen Teil des

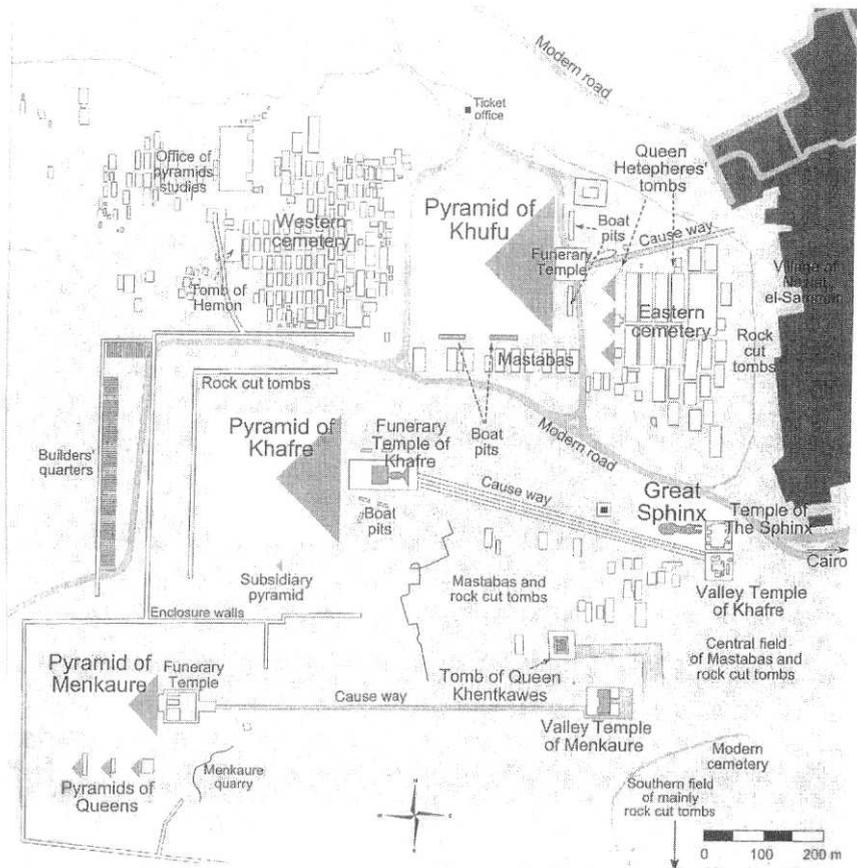


Abb. 1: Der Gizeh-Komplex heute [Wikipedia ↔ Pyramiden von Gizeh]

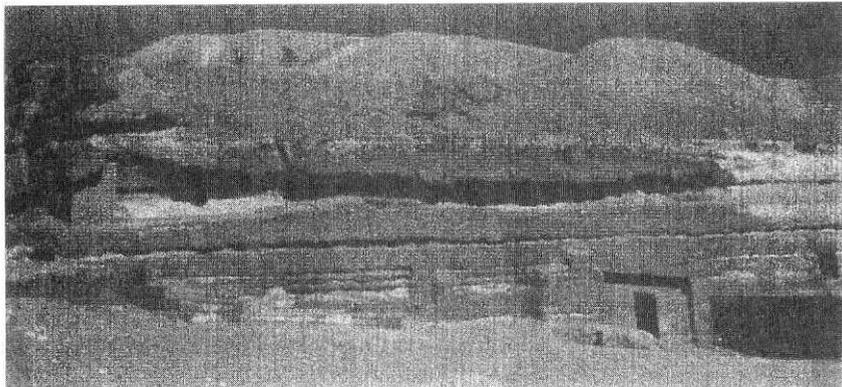
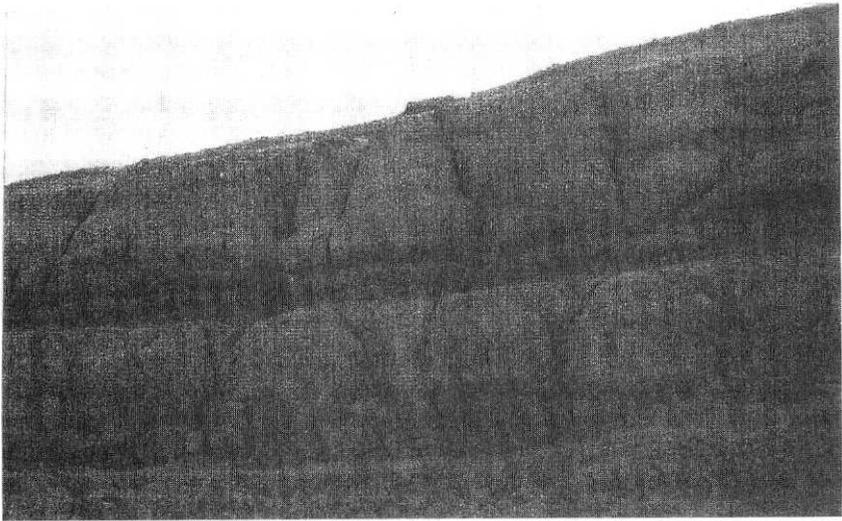


Abb. 2: Erosion an der Südseite der Sphinx-Umfassung [Schoch, Bildtafel 7]

Abb. 3: Winderosion an einem Grab des Alten Reiches auf dem Gizeh-Plateau [Schoch, Bildtafel 8]

Namens Chephren getragen haben; dieser Teil der Säule ist jedoch heute zerstört [S. 15]. Ein weiterer Hinweis ergibt sich aus einer Inventarliste auf einer Säule, die einer Cheops-Tochter zugeordnet wird. Danach existierte die Sphinx zur Zeit des Chephren. Die Säule selbst wird jedoch dem -6. oder -7. Jh. zugeschrieben. Es soll sich um die Kopie einer Säule aus dem Alten Reich handeln [S. 16]. Cheops soll überdies die Sphinx nach einem Blitzeinschlag repariert haben.

All das, so Schoch, sagt nichts über den oder die Erbauer der Sphinx aus, nur darüber, wer sie bereits kannte oder repariert hat. Er bezweifelt die Zuordnung zur 4. Dynastie. Seine Argumentation beruht primär auf starken Erosionserscheinungen an Teilen des Sphinx-Komplexes.

Die nördlichen, südlichen und östlichen Böden der Sphinx-Umfassung zeigen Erosionsanzeichen in einer Tiefe von 1,8 bis 2,5 m, der westliche Boden (entlang einer niedrigen Mauer) dagegen nur bis zu einer Tiefe von maximal 1,2 m [S. 19]. Das deutet darauf hin, dass die Westseite (Plateauseite) der Umfassung nahe der Sphinx erst viel später angelegt wurde. Auch die Seitenwände (Abb. 2) wie auch Teile der Sphinx selbst sind ähnlich stark erodiert wie die drei tief erodierten Böden. Spezifisch diese Form der Erosion führt Schoch auf Regenfälle zurück. So sieht seiner Meinung nach weder Wind- (Abb. 3 zum Vergleich) noch Grundwassererosion aus.

Starke Regenfälle hat es auf dem Gizeh-Plateau aus konventioneller Sicht zuletzt ca. -3.000 gegeben. Es gibt noch eine weiter westlich der Sphinx liegende Mauer, die ebenfalls stark erodiert ist. Dies führt Schoch zu der Annahme, dass der Hauptkörper der Sphinx weit früher als im Alten Reich angelegt wurde. Chephren vereinnahmte dann das Monument, das damals noch quasi direkt aus dem Gestein heraus wuchs, reparierte es wie auch den zugehörigen megalithisch anmutenden Tempel (den Tempel unter anderem mit Assuan-Granit) und trennte die Sphinx optisch vom Plateaugestein durch eine neue tiefer gelegte Umfassung auf der Westseite [S. 20]. Vorderfüße und Gesicht der Sphinx sind mit Sicherheit neueren Datums [S. 24]. Umgebende, zeitlich konventionell ähnlich oder sogar früher eingeordnete Strukturen zeigen die an der Sphinx zu beobachtende Form der Erosion überhaupt nicht oder in sehr viel geringerem Ausmaß.

Letztlich kommt Schoch durch Analysen der unterschiedlichen Erosionsstufen zu der Ansicht, dass die erste Bauphase der Sphinx 6.700 bis 9.000 Jahre zurückliegt. Immer wieder scheinen im Text die Anfeindungen durch, denen Schoch ausgesetzt war, als er es Anfang der 90er Jahre wagte, seine Ansichten öffentlich zu äußern. Damals setzte er noch einen kürzeren Zeitraum seit der ersten Bauphase der Sphinx an. Über die Attacken der 90er Jahre auf Schoch berichtet auch Charles GINENTHAL [38-80]. In der Hauptsache aber setzt sich Ginenthal mit den unterschiedlichen Gegenargumentationen

und alternativen Erklärungsersuchen zu den beobachteten Erosionsmustern an der Sphinx in seiner typisch logisch-analytischen Art auseinander und verwirft sie ohne Ausnahme. Allerdings stimmt Ginenthal nicht mit Schochs Datierungen überein. Eine Frage konnte Schoch damals nicht zufriedenstellend beantworten: Wenn die Sphinx tatsächlich das Produkt einer früheren Zivilisation ist, wo finden sich dann ihre sonstigen Überreste, wo ist z.B. deren Keramik usw. [S. 37]?

Göbekli Tepe

Diese offene Frage hat, so Schoch, mit dem Fundort *Göbekli Tepe* eine Antwort gefunden. Seit 1995 wird dort gegraben, seit etwa 2005/06 sind die Funde einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht worden. Heribert ILLIG berichtete 2005 in unserem Kreis darüber [Illig 2005, 2011], daher seien hier nur kurz ein paar Eckpunkte genannt: Diese Ausgrabungsstätte förderte in Ringen angeordnete, sorgfältig bearbeitete Kalkstein-Megalithe, teilweise in T-Form, zu Täge, die zudem mit diversen Symbolen versehen sind. Diese Kultstätte, so die Vermutung des Ausgräbers Klaus SCHMIDT [2008], wurde am Ende ihrer Nutzungszeit künstlich verfüllt. Zeitlich parallele dörfliche Ansiedlungen hat man nicht gefunden. Achtet man nur auf Handwerkskunst und Baustil, so Schoch, dann müsste man den *Göbekli-Tepe*-Komplex (nach geophysikalischen Voruntersuchungen knapp 40 Hektar mit schätzungsweise 20 bis 25 Steinringen [S. 40]) konventionell zwischen -3000 und -1000 einordnen [S. 41]. C14-Analysen des zur Verfüllung verwendeten Materials, wie auch Analysen der Carbonat-Beschichtung und der auf Umgebungsmauern vorhandenen Mikrostalaktiten ergeben ein Alter zwischen -9000 und -8000. Das ist die Zeit seit der Verfüllung, dem die Nutzung der Anlage und deren Bau vorausgeht.

Man landet damit für eine blühende, vergleichsweise fortschrittliche Zivilisation in einem Zeitraum, der nach herrschender Chronologie in etwa dem Ende der letzten Eiszeit entspricht. Ca. -8.000 wurde der Kultplatz sorgfältig außer Betrieb genommen, es kam zu einem zivilisatorischen Rückschritt, der erst viele tausend Jahre später in Ägypten und Mesopotamien überwunden sein sollte [S. 53]. Aus der Konstruktion der Anlage liest Schoch zudem Hinweise auf die Durchführung exakter astronomischer Beobachtungen heraus [S. 53-57].

Was ist Zivilisation?

Als nächstes beschäftigt sich der Autor mit der Zivilisationsfrage. Was macht Zivilisation aus? Wie wurde diese Frage im Laufe der Zeit unterschiedlich beantwortet? Schoch bezieht sich im Wesentlichen auf die Untersuchungen von CHILDE und CLARK, bringt die zehn Kriterien Childes [S. 64-67] für Zivilisa-

tion und setzt sich mit der Definition der gemeinhin anerkannten drei vorindustriellen „Evolutionsstufen“ (Jäger/Sammler – Kultivierung, Landwirtschaft, Dörfer – Städtische Lebensform, Lesen und Schreiben) auseinander. Der Wechsel von Stufe 1 zur Stufe 2 wird die Neolithische Revolution genannt, von Stufe 2 zu Stufe 3 die Urbane Revolution. In diesem Modell wird die Bildung organisierter Religionen in Stufe 2 gesehen, quasi unter Voraussetzung der Dorfbildung einschließlich Kultivierung und als Kontrollinstrument für das gemeinschaftliche Leben [S. 68-69]. *Göbekli Tepe*, sofern man der Annahme zustimmt, dass es sich um eine Kultstätte handelt, stellt diese Vorstellungen auf den Kopf. Hier scheint die Kultstätte der Kultivierung/dem dörflichen Zusammenleben vorauszugehen. Schmidt und mit ihm auch Schoch vermuten, dass der Bau der Kultanlage zur Entstehung des dörflichen Zusammenlebens geführt haben muss, weil sonst die Bauleistik nicht funktioniert hätte [S. 69-70]. Schoch stellt zudem die Frage, wie weit unsere Vorstellungen von Zivilisation und deren Entwicklung durch unser eigenes Weltbild und die einseitige Berücksichtigung der klassischen Zivilisationen vorgeprägt sind. Zivilisationszeichen an den entlegensten Orten der Welt könnten ein deutlich unvoreingenommenes Bild liefern.

Die Osterinsel

Die hervorstechendsten und bekanntesten Artefakte der Osterinsel sind die *Moai*, Steinskulpturen durchschnittlich 4 Meter hoch und 12 Tonnen schwer. Die größten senkrecht stehenden *Moai* sind bis zu 10 Meter hoch und 75 Tonnen schwer. Ein Steinbruch enthält einen unvollendeten *Moai* von 21 Meter Länge und ca. 250 Tonnen Gewicht [S. 76]. Warum und wann wurden diese Steinfiguren hergestellt? Und von wem?

Die heute gängigen Vorstellungen gehen dahin, dass vor ca. 1.000 – 1.500 Jahren polynesishe Einwanderer begannen, die Figuren als Teil eines Toten- und Begräbniskultes herzustellen. Erst knapp vor der „Entdeckung“ der Insel am Ostersonntag 1722 hörten sie damit auf, weil Hungersnöte und Kriege, verursacht durch die Entwaldung der Insel, ausgebrochen und zum Zusammenbruch der Inselgesellschaft geführt hatten [S. 76].

Aus geologischer Sicht fallen vor allem die heterogenen Verwitterungs- und Erosionsspuren an den *Moai* auf. Das spricht, so Schoch, für einen Altersunterschied von **deutlich** mehr als 500 Jahren. Ebenso ist der Sedimentationsgrad um die Skulpturen herum sehr unterschiedlich. Einige *Moai* waren von bis zu 6 Meter hohem Sediment umgeben (Abb. 4), so dass nur noch der Kopf herauschaute. Für eine schnelle, katastrophische Sedimentation fehlen alle sonstigen Hinweise, wie z.B. Spuren von Erdbeben und/oder Tsunamis [S. 77]. Die stratigraphisch tiefer liegenden *Moai* bestehen zum größten

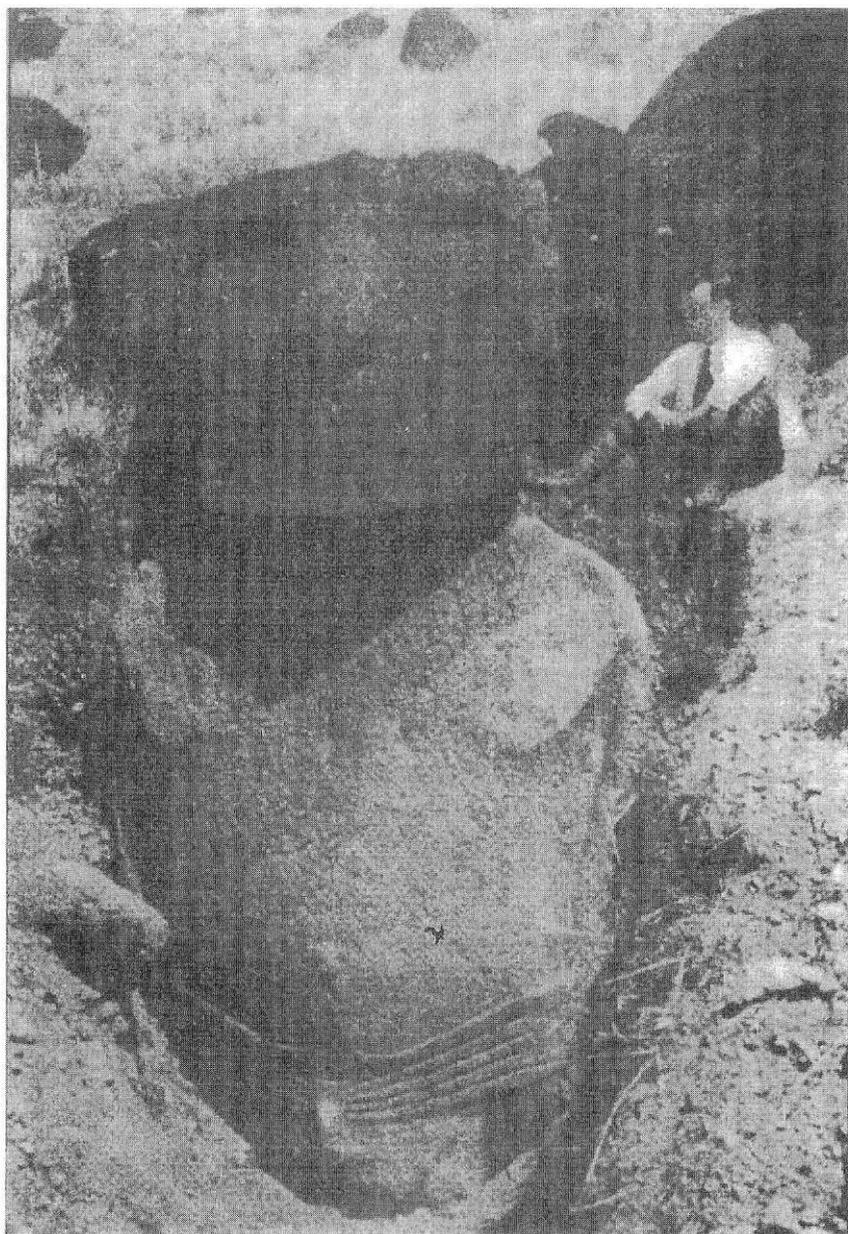


Abb. 4: Teilweise ausgegrabener Moai von 1919 [Schoch, Bildtafel 22]

Teil aus hartem Basalt und sind technisch besser ausgeführt. Höher liegende Moai sind dagegen aus weicherem Tuff gefertigt. Die Steinbrüche für die Tuff-Moai hat man an den Kraterrändern der Inselvulkane gefunden, die für die Basalt-Moai hat man bisher vergeblich gesucht. Schoch vermutet sie unter der heutigen Wasseroberfläche [S. 78]. Auch die Frage, wie die Figuren von den Steinbrüchen zu den Aufstellplätzen bewegt wurden, ist noch ungeklärt.

Ein weiteres Rätsel der Insel sind die sogenannten Rongorongo-Tablets, mit Glyphen und Symbolen beschriftete Holzstücke. Obwohl es an Versuchen und Interpretationen nicht mangelt, müssen die Glyphen bis heute im Prinzip als unentziffert gelten. Die Holztafeln selbst können natürlich nicht älter als ein paar hundert Jahre sein. Manche Wissenschaftler vermuten sogar, dass sie erst nach dem ersten Kontakt mit europäischer Schrift im 18. Jh. entstanden sind [S. 93, 163-169]. Die Glyphen der Holztafeln finden sich jedoch auch als Petroglyphen auf der Insel [S. 93-94]. Es ist daher anzunehmen, dass die Schriftform wie auch die Information, die auf den Tafeln transportiert wurde, älter ist. Schoch sieht eine Ähnlichkeit der Rongorongo-Darstellungen mit den Petroglyphen, die Anthony PERATT mit einem Team auf der ganzen Welt katalogisiert hat und in denen er Plasmaphänomene zu erkennen glaubt (Abb. 5). Über Peratts Arbeiten ist schon mehrfach in den *Zeitensprüngen* im Zusammenhang mit der These vom Elektrischen Universum berichtet worden, zuletzt durchaus kritisch [Otte 2013b, 234]. Die Herstellung dieses Zusammenhangs war für Schoch ganz entscheidend, denn dieser verhalf ihm zu einem neuen Szenario für das Ende der letzten Eiszeit, welches die Osterinsel, die *Große Sphinx*, *Göbekli Tepe* und weitere Hinweise seiner Ansicht nach sinnvoll einbindet.

Das Ende der letzten Eiszeit

Das Ende der letzten Eiszeit wird für Klimaforscher durch eine einsetzende Warmphase mit einem kurzen erneuten Kälteeinbruch, der sog. *Dryaszeit* markiert, der dann die eigentliche Erwärmung folgt. Das *Jüngere Dryas* soll von etwa -10900 bis -9700 gedauert haben [S. 88]. Der Kälteeinbruch am Beginn dieses Abschnitts soll innerhalb eines Jahrzehnts erfolgt sein, die Erwärmung am Ende des *Jüngeren Dryas* sogar in nur drei Jahren [S. 88]. Schoch orientiert sich bei den Zeitangaben an der Standardchronologie, verwendet wahlweise C14-Datierungen, Grönland-Eisbohrkern-Datierungen, Isotopenprofile usw.

Die abrupten Klimaschwankungen des Jüngeren Dryas wurden typischerweise mit diversen Impaktszenarien in Verbindung gebracht, auch von Schoch, zumindest in früheren Büchern [S. 89]. Was auch immer zu diesem Zeitpunkt passierte, es war um Größenordnungen drastischer und ungewöhn-

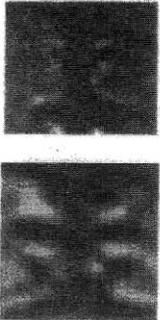
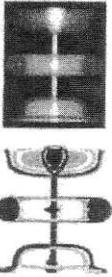
Peratt's Experiments	Peratt's Conceptuals	Peratt's Petroglyphs	Rongorongo
	 <p data-bbox="676 564 868 636">Experiment, Simulation derived Geometry</p>		
<p data-bbox="443 631 635 665">Rongorongo</p>	 <p data-bbox="708 804 831 826">Conceptual</p>		
			

Abb. 5: Vergleich der Rongorongo-Glyphen mit Peratts Petroglyphen [Schoch, Teil von Bildtafel 24].

licher als alles, was seitdem auf der Erde passiert ist. Die Petroglyphen-Überlegungen Peratts bilden die Verknüpfung und Basis für Schochs neue Interpretation, welche für das Ende der letzten Eiszeit einen Plasma-Event beinhaltet, ohne jedoch Impakts auszuschließen. Er argumentiert allerdings nicht vollständig mit dem Elektrischen Universum, sondern sieht die Ursache des Plasma-Events eher in extremen Sonnen-Aktivitäten mit superstarken koronaren Massenauswürfen (CME). Immerhin sieht Schoch deutliche Einflüsse des interstellaren Mediums auf die Sonne und damit auch auf unser irdisches Klima. Klimatologie ohne den Blick auf den Kosmos wird seiner Meinung nach nicht funktionieren; er sieht es als unumgänglich an, *Kosmo-Klimatologie* zu betreiben. Sie muss berücksichtigen, dass unsere Sonne nicht so statisch ist, wie es bisher vermutet wurde und gelegentlich zu Perioden verstärkter wie auch schwächerer Aktivität neigt [S. 119-136].

In den Folgekapiteln führt er diese Überlegungen unter anderem am Beispiel des sogenannten Carrington-Events von 1859 aus [S. 91, 186-201]. Damals ruinierten zwei (vermutete!) starke CMEs nur die Telegrafensysteme und töteten einige Bediener. Heute würde ein Vorfall in der Größenordnung des Carrington-Events mit Sicherheit die Zerstörung vieler elektronischer Geräte im Orbit und auf der Erde bedeuten, sowie den zumindest temporären Zusammenbruch des globalen Stromnetzes bewirken.

Ein globaler und katastrophaler Plasma-Event hat nach Schoch die hochentwickelten Kulturen am Ende der letzten Eiszeit zerstört. Starke Sonnenausbrüche lösten Entladungen in der Atmosphäre aus, verursachten Vulkanausbrüche, Erdbeben, Feuer, gewaltige Regenfälle und Überschwemmungen, als die Gletscher schmolzen. In diese Zeit datiert er sowohl den Untergang von Atlantis als auch die Erbauer der *Großen Sphinx*, die ersten Moai auf der Osterinsel, das Ende von *Göbekli Tepe*, die vitrifizierten Wallburgen Schottlands [S. 173-179] usw. Die Katastrophe warf die Menschheit um Jahrtausende zurück, neue Zivilisationsanzeichen zeigten sich erst wieder nach mehr als 6.000 Jahren mit nur noch einigen wenigen Erinnerungen an die damaligen Geschehnisse [S. 99-103], die z.B. in biblischen Texten niedergelegt [S. 158-163] oder in Legenden und Sagen überliefert sind [S. 179-185]. Soweit Schochs Szenario, welches er in seinem Buch entwickelt.

Sonstige Überlegungen

Im Buch findet sich zudem ein inzwischen überholter Schlenker über das Thema Mayas und das Jahr 2012 (wobei Schoch davon ausgeht, dass man sein Buch auch noch 2013 lesen wird) sowie Abstecher in zahlreiche, zuweilen etwas obskur anmutende Bereiche, wie z.B. Psychokinese als mögliches Mittel zur Bewegung der Osterinsel-Moai. Ausführlich diskutiert Schoch

auch die Untersuchungen zu fluktuierenden Zerfallsraten radioaktiver Isotope [S. 221-228] in Relation zu Sonnenaktivitäten. Zusätzliche Anhänge beschäftigen sich mit weiteren Details, z.B. der Frage, ob die *Große Sphinx* von einem Graben umgeben war und lange unter Wasser stand oder nicht. Schoch weist diese Idee zur Erklärung der Erosionsspuren zurück, die Sphinx muss viel älter als die 4. Dynastie sein, da sich die Erosionsspuren am Tempel auch unter den Assuan-Granit-Reparaturen des Alten Reiches finden [S. 262].

Abschlussgedanken zum rezensierten Buch

Die schon im EU 2012-Konferenzbericht geäußerte Kritik an Schochs Arbeit [Otte 2012, 226] kann zum größten Teil beibehalten werden. Für einen Chronologie-Kritiker ist insbesondere die undifferenzierte Verwendung naturwissenschaftlicher Datierungsmethoden ein Defizit in Schochs Betrachtungen. Zwar erwähnt er den möglichen Effekt fluktuierender Zerfallsraten radioaktiver Isotope auf Datierungen [S. 222-223], geht aber erstaunlich schnell darüber hinweg und diskutiert vor allem nicht, welchen Effekt diese Variabilität auf die von ihm auf den 200 vorhergehenden Seiten aufgeführten eigenen Datierungen auf Basis dieser Methoden hat. Die von Gunnar HEINSOHN geäußerte prinzipielle Kritik [1994] an den Datierungen über grönländische Eisbohrkerne hat auch weiterhin Bestand. Zwar sind heutige küstennahe Schneefall-Akkumulationsraten nicht unbedingt mit den Raten im Landesinneren vergleichbar (wo die Bohrkerne gezogen wurden), aber dennoch bezeugen die nach wie vor weitgehend unhinterfragten Annahmen in der Interpretation der Bohrkernschichtung (was ist wirklich definitiv jährlich?) nach diversen Parametern nebst Kalibrierung an der herrschenden Chronologie die Unbrauchbarkeit dieser Datierungsmethode.

Erstaunlich ist auch die Fähigkeit Schochs, über katastrophische Legenden und Sagen zu sprechen, sich mehrfach auf David Talbotts *Symbols of an Alien Sky*-DVDs zu beziehen, und dabei auch nicht ein einziges Mal Immanuel Velikovsky zu erwähnen.

Die Bilder und Überlegungen zu den Erosionsspuren an der *Großen Sphinx* sind hingegen recht überzeugend. Der im Konferenzbericht gebrachte Einwand zu inzwischen fehlenden Umhüllungen an anderen Bauwerken des Gizeh-Plateaus [Otte 2012, 226] ist aus meiner Sicht nunmehr zu schwach gegenüber dieser Argumentationskette. Der Grundkörper der Sphinx und der zugehörige Tempel wirken älter als die sie direkt umgebenden Bauwerke. Schochs Datierungen sind und bleiben aber insgesamt fragwürdig.

Sehr interessant sind auch die Hinweise auf die stratigraphisch tiefer liegenden, aber besser gearbeiteten Basalt-*Moai* der Osterinsel. Hier liegt ein brauchbarer Hinweis auf eine frühere, hoch entwickelte Zivilisation vor, die

einen zivilisatorischen Rückfall erlebt hat. Dem wird weiter nachzugehen sein.

Thematische Zusammenschau

Trotz der chronologischen Schwächen von Schochs *Forgotten Civilization* lädt das Buch vor dem Hintergrund, den es beleuchtet (Zerstörung einer frühen, hoch entwickelten Zivilisation durch klimatische und/oder katastrophische Einwirkung), zu einer Zusammenschau vergleichbarer Überlegungen und weiteren Spekulationen ein. Bereits 1989 gingen Überlegungen von Horst FRIEDRICH im Nachgang der Veröffentlichung der *Veralteten Vorzeit* [Illig 1988/2011] in eine ähnliche Richtung [Friedrich]. In Kombination mit weiteren Büchern, wie z.B. Felice VINCIS *Homer an der Ostsee* [Vinci 2012], kann dieser Faden erneut versuchsweise aufgenommen werden. Relevante Aussagen Vincis für diese Spekulation sind:

- Der geschichtliche, geographische und klimatische Hintergrund der Homerischen Epen liegt im Norden und zwar im Baltikum. Die in der *Ilias* und der *Odyssee* beschriebenen Landschaften wie auch das Klima sind nicht mit dem Mittelmeerraum in Übereinstimmung zu bringen, wohl aber mit dem Gebiet rund um die Ostsee bzw. dem Gebiet der Nordsee [Vinci 2012, 36, 273] (Abb. 6).
- Das nordische Troia lag im südlichen Finnland, nahe einer Ansiedlung, die heute den Namen Toija trägt [ebd. 166] (Abb. 7).
- Die großartigen Mauern Troias (die sich laut Vinci in Homers Epen nicht nachweisen lassen) sind eher mit Wällen und Palisadenzäunen gleichzusetzen [ebd. 235-238]. Ebenso ist die Dauer des Krieges stark übertrieben [ebd. 247].
- Troia wurde nach dem Troianischen Krieg wieder aufgebaut [ebd. 167].
- Das homerische Theben lag ursprünglich im Weichseldelta [ebd. 413].
- Die Insel Ogygia entspricht einer der Färöer-Inseln [ebd. 49].
- Die Insel Ithaka entspricht der Insel Lyø [ebd. 69].
- Die Kulturen des baltischen Raumes wurde durch klimatische Änderungen zum Verlassen ihrer Heimat genötigt und migrierten in den Mittelmeerraum. Sie transferierten ihre Namen und Stätten in den neuen Lebensraum so gut wie möglich und gründeten unter anderem im -16. Jh. die mykenische Kultur als Fortsetzung ihrer vorherigen Lebensweise [ebd. 46, 473].
- Die Welt, die Homer beschreibt, ist primitiver als die mykenische Kultur, sie scheint ihr vorherzugehen [ebd. 309]. Chronologisch ordnet Vinci diese Phase der Blüte der nordischen Bronzezeit im zweiten vorchristlichen Jahrtausend zu [ebd. 473].
- Platons Athen aus seinem Dialog *Kritias* [ebd. 341] wie auch das Athen aus



Abb. 6: Homers Welt in Nord- und Ostsee [Vinci 2006, 5]

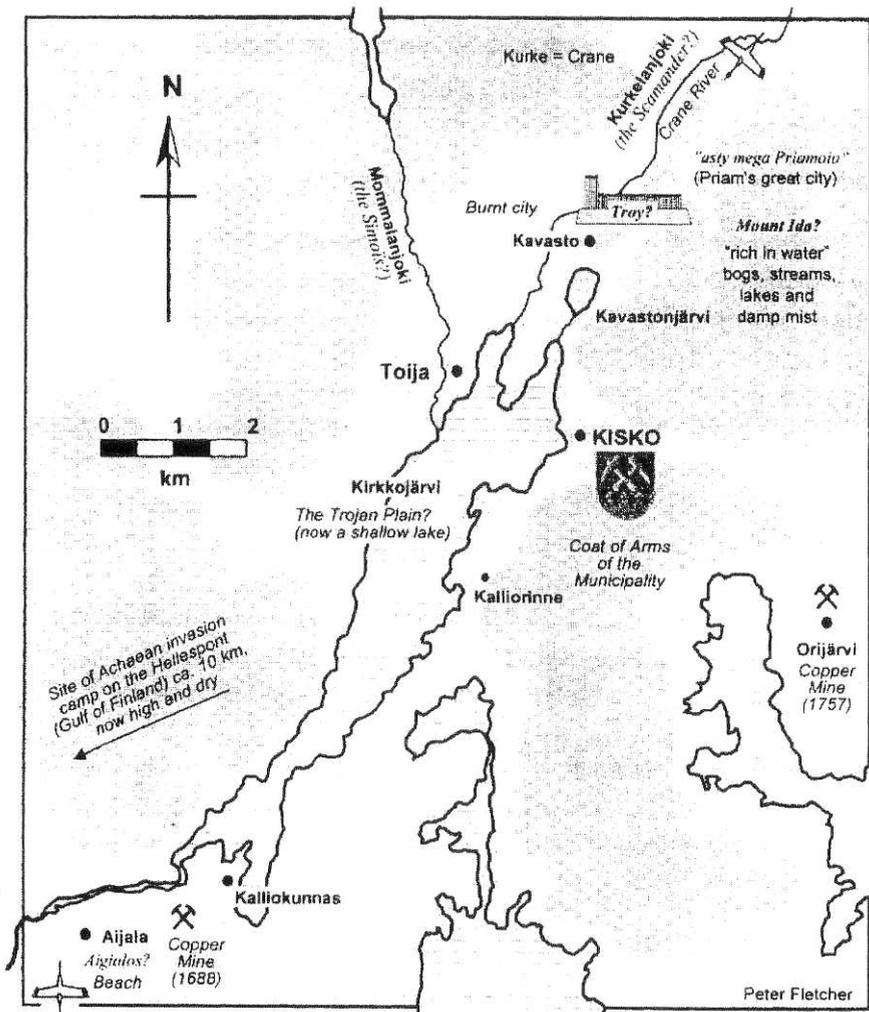
- Homers *Ilias* lag in der Nähe des heutigen Karlskrona im südlichen Schweden [Vinci 2012, 41, 339].
- Das Land der Phäaken liegt im südlichen Norwegen im Gebiet von Klepp. Das Phäakenland ähnelt in seiner Beschreibung sehr dem Atlantis Platons [ebd. 441]. Die Königsinsel der Atlanter lag in der Nordsee zwischen England und Dänemark [ebd. 440].
 - Das Argonautenabenteuer gehört eine Generation vor den Troianischen Krieg und beschreibt eine frühe Umseglung Skandinaviens [ebd. 138].
 - Die ursprüngliche Heimat der Indogermanen lag im nördlichsten Teil Skandinaviens [ebd. 486].
 - Das biblische Eden lag in Lappland [ebd. 554, 610].

Wie gut sind Vincis Gleichsetzungen nachvollziehbar? Am Beispiel der Identifikation von Lyø mit Ithaka lässt sich das beispielhaft überprüfen. Chris ÜBERLA bringt folgende Übersetzung in Vincis Text (Deutsche Ausgabe):

„Ithaka ist mein Besitz, man sieht es von weitem; gar herrlich ragt dort und rüttelt den Laubwald Neritons Gipfel. Im Umkreis liegen noch Inseln in Menge und nah beieinander; ich nenne Same, Dulichion, nenne Zakynthos, das voll ist von Wäldern. Ithaka selbst liegt niedrig im Meer und am weitesten westlich; abseits liegen die anderen nach Osten und Süden.“ [Vinci 2012, 62]

Auf einer ansonsten flachen Insel mag eine bewaldete Anhöhe von 25 m bereits auffallen [ebd. 69], diese aber gleich mit einem „Gipfel“ gleichzusetzen, scheint aber dann doch stark übertrieben. Und dass man auf Homers Ithaka nur Schweine, Ziegen und Rinder, aber keine Pferde halten können soll [ebd. 75], muss zumindest nach den heutigen, von Lyø verfügbaren Bildern ein Geheimnis bleiben. Warum die geringe Größe der Insel die Haltung von Pferden verhindern soll, kann Vinci ebenfalls nicht richtig plausibel machen. Ithaka = Lyø ist nur eine der vielen, teils geographisch, teils etymologisch begründeten Zuordnungen zwischen Orten der Dichtung und dem Ost- und Nordseegebiet. Aber sie ist relativ zentral in Vincis Argumentation. Insofern stimmt bedenklich, dass gerade diese Identifikation nur mit ausgesprochen viel Mühe ‘vertretbar’ ist. William MULLEN [2009] hat allerdings in seinem Beitrag zur ersten Vinci Konferenz den Umfang und den räumlichen Zusammenhang dieser Gleichsetzungen ausführlich dargestellt (Clustering). Diese Häufung von geographischen und sprachlichen Übereinstimmungen macht Vincis Verortungen in Summe plausibel, auch wenn in Details (siehe oben) durchaus noch Fragen offen bleiben und Zweifel berechtigt sind.

Überlegungen zu einer nordischen Kultur und einem nordischen Atlantis führen unweigerlich zu den Arbeiten von Jürgen SPANUTH [1982]. Spanuth war, ebenso wie Vinci, der Meinung, dass das Land der Phäaken mit Atlantis iden-



"the Trojans advanced with a shouting and din ... They filled the air with clamour, like cranes that fly from the onset of winter and the sudden rains and make for Ocean Stream ...".
 (Il. III. 2/3) E. V. Rieu
 Batic
 Grus grus
 winter in the
 Mediterranean

"There Poseidon and the other gods sat down and spread impenetrable mist round their shoulders. Their divine opponents sat down also, on the brow of Callicolone (Archaic Greek = *Kalikolónēs* [Fine Hill]), round the Lord Phoebus and Ares. Sacker of Towns".
 (Il. XX. 149/152) E. V. Rieu

Abb. 7: Die Lage des nordischen Troia / Toija [Tripodi, 180]

tisch ist und zeigte dieses mit einer aufwändigen Gegenüberstellung [ebd. 400-484]. Die Vermutung, Homer habe Platons Atlantisbericht (und umgedreht) gekannt, weist Spanuth gut begründet zurück. Er betrachtet die Berichte als voneinander unabhängig [ebd. 484-487]. Die Insel Ogygia entspricht bei Spanuth allerdings der Azoren-Insel St. Miguel [ebd. 493]. Die Königsinsel der Atlanter (Basileia) liegt bei ihm östlich von Helgoland. Chronologisch siedelt Spanuth die Geschehnisse um den Untergang von Atlantis im -13. Jh. an, verknüpft mit zahlreichen Katastrophenberichten im Nord- und Mittelmeerraum.

Walter STENDER lieferte weitere Details zu der Katastrophe (Einschlag des Planetoiden Phaeton), welche die Königsinsel nahe Helgoland vernichtete [Stender, 185], die Spanuth in späteren Werken übernahm. Homers Troia und Platons Athen liegen bei Spanuth jedoch im Mittelmeerraum, der Krieg der Atlanter gegen Athen geht dem Einfall der Seevölker (=Atlanter) in Ägypten knapp voraus. Es sind diese „Seevölker“, die auf ihrer Einwanderung aus dem Norden das Wissen um die vorindustrielle Eisenverarbeitung mitbringen [Spanuth 1980, 47], Eisen also quasi zum allgemeinen Gebrauchsgegenstand machen. Das Wissen um die Verhüttung von Eisen kann man nicht auf der Wanderung gewinnen. Zumindest einige der Nordvölker müssen es bereits vor Antritt der Wanderung gekannt haben [ebd. 48]. Spanuth sieht die Phönizier, die Sakar wie auch die Philister als Teil dieser einwandernden Nordvölker. Der Einzug in das Mittelmeergebiet muss kurz nach eine Vulkan-Katastrophe passiert sein, „denn die Hinterlassenschaften der Nordvölker liegen immer über den Schichten der vulkanischen Aschen, die dieser Ausbruch über weite Gebiete ausschüttete“ [Spanuth 1985, 7]. Die Asche bedeckt wiederum vielerorts die Schicht der mykenischen bronzezeitlichen Besiedlung [ebd. 7]. Das germanische Griffzungenschwert ist für Spanuth der Signalfund für die Wanderwege der Atlanter [Spanuth 1980, 32-33]. Horst FRIEDRICH folgt bei seinem Versuch, Spanuth und Velikovsky zu „amalgamieren“ übrigens bezüglich der Philister nicht Spanuth und setzt deren Einwanderung früher an [Friedrich, 19].

Hans STEUERWALD [1978, 164] lässt Odysseus ebenfalls im Mittelmeer starten, seine Reise führt ihn aber rund um England, also ebenfalls in die Nordsee. Sein Ogygia ist die Isle of Man. Auch er identifiziert das Phäakenland mit Atlantis, damit wird England zu Atlantis, Westcornwall zu dessen Zentrum und der St. Michaels Mount in der Mount's Bay zum heute noch sichtbaren Rest der Königsinsel [Steuerwald 1983, 237]. Auch er siedelt die Geschehnisse im -13. Jh. an. Steuerwald identifiziert zudem die Megalithiker mit den Atlantern = Phäaken.

Umfangreich zusammenfassend, aber auch mit einer eigenen These hat kürzlich Arno BEHREND [2012] den aktuellen Stand der Nordsee-Atlantis Forschung unter Rückgriff auf hauptsächlich Spanuth, aber auch Vinci und Frie-

drich dargestellt. Seine zusammenfassende Chronologie der Ereignisse ist in mancherlei Hinsicht interessant:

„Um die in dem vorliegenden Werk dargestellten Ereignisse übersichtlich zusammenzufassen, folgt abschließend ein Versuch der chronologischen Einordnung. Diese Zeitlinie verfügt über einige bekannte Jahresangaben, ist jedoch größtenteils relativ zu verstehen. Darüber hinaus gilt es zu berücksichtigen, daß sich einige der aufgeführten Vorgänge gleichzeitig abspielten. Es wurde versucht, dies so gut wie möglich zu erfassen.

1. Die Ereignisse der homerischen Epen finden im -17. oder -18. vorchristlichen Jahrhundert im Nord- und Ostseegebiet statt. Troja fällt in Finnland. Kurz darauf entsteht die Dichtung.

2. Der Vulkan Thera bricht im Jahre 1628 v. Chr. aus und markiert den Anfang einer beginnenden Beschleunigung im Abfall der Temperaturen. Die biblischen Katastrophen, die zum Exodus geführt haben, finden statt. Die Israeliten siedeln seitdem im Gebiet Palästina.

3. Erste sogenannte »pelagische Wanderung« germanischer Stämme aus dem homerischen Norden nach Griechenland aufgrund sich rasch verschlechternder Umweltbedingungen. Die mykenische Kultur wird geschaffen.

4. Eine große Dürre beginnt um 1250 v. Chr. und hält bis zur Katastrophenzeit an. Die Pfahlbauten werden daraufhin überall in Europa an den ausgetrockneten Seen häufig, die Hethiter bauen rund ein Dutzend Staudämme, um dem Wassermangel zu begegnen. Ihr letzter König, SUPPILULIUMA II., bittet den ägyptischen Pharao MERENPTAH um Getreidehilfslieferungen. Zu jener Zeit stand die syrische Vasallenstadt der Hethiter, Ugarit, noch.

5. Erste Wanderbewegungen führen zum Beginn der Atlantischen Kriege. Die Nordvölker greifen mit den ihnen Verbündeten Libyern zum ersten Mal überhaupt Ägypten unter Pharao MERENPTAH an. Sie kommen vom Westen und werden in der großen Schlacht bei Sais am 29.3.1208 v. Chr. besiegt. Bei dieser Schlacht nahmen etwa 20.000 Mann auf ägyptischer und rund 15.000 auf libysch/atlantischer Seite teil. Von den Libyern und Atlantern fielen etwa 8.000 Krieger. Weitere 9.000, davon rund 5.000 Frauen, gingen in Gefangenschaft. Es war ein erster Versuch der Atlanter und ihrer Verbündeten, das Nildelta zu erobern und zu besiedeln.

6. Der Komet »Phaeton«/»Typhon«/»Fenris« erscheint am Himmel und löst im Gebiet von Schottland, Norddeutschland, Nordisland, Nordfrankreich, Griechenland, Ägypten, Äthiopien, Libyen, Rußland, Kasachstan, Indien, Mittelchina und Japan heftige Feuerkatastrophen aus, die ganze Wälder entflammen lassen und Ziegelsteine im Mauerwerk durchglühen und verglasen. Mit seinem Erscheinen am Himmel ist auch der Höhepunkt

der seit rund 40 Jahren anhaltenden Trockenperiode erreicht. Die größten Flüsse in Europa, Kleinasien und Nordafrika sind bis auf den Grund geleert. Der Komet stürzt während seiner siebenten Umrundung der Erde südlich von Helgoland in die Eidermündung. In Ägypten war zu dieser Zeit SETHOS II. an der Macht. Die Stadt Ugarit meldete in einer ihrer letzten Aufzeichnungen eine Sonnenfinsternis, wodurch sich eindeutig sagen läßt, daß der Absturz kurz nach dem 21. 1. 1192 v. Chr. erfolgte.

7. Mächtige Erdbeben wüten daraufhin in ganz Europa. Das Gebiet im Radius von mindestens 150 km um die Einschlagstelle wird weiträumig durch Feuerkatastrophen, die Druckwelle des Kometen und riesige Sturmfluten zerstört. Das Gebiet der Kimbrischen Halbinsel war bis dahin noch sehr dicht besiedelt und Handelszentrum in der nordischen Bronzezeitkultur. Aber auch weiter südlich wüten die Beben und richten große Schäden in weiten Teilen Südeuropas, Kleasiens und Ägyptens an. Überschwemmungen treffen alle Mittelmeerküsten. Etliche Städte, wie etwa Hattusa oder Ugarit, werden durch die Feuerkatastrophen und Beben zerstört.

8. Der Impakt vernebelt mit riesigen Staubmengen für 3 bis 5 Jahre den Himmel. In dieser Zeit sinkt die Temperatur beträchtlich. Da der Höhepunkt der vorangegangenen Trockenzeit nur wenige Wochen zuvor erreicht wurde, befinden sich noch gewaltige Mengen Wasser in der Luft, die mit dem plötzlichen Sinken der Temperaturen sintflutartig auf die Erde niederstürzen und auch im Binnenland für schwere Überschwemmungen sorgen. Die Pfahlbauten verschwinden in dieser Zeit schlagartig. Die Meere nehmen infolge des kälteren Klimas des Katastrophenwinters mehr CO^2 [sic!] auf und lösen durch diese negative Rückkopplung ein weiteres Sinken der Temperaturen aus, obwohl die Sonneneinstrahlung mittlerweile wieder tiefere Atmosphäreschichten erreicht.

9. Die große Atlantische Wanderung beginnt mit der Zerstörung weiter Küstengebiete in Nord- und Westeuropa, dem damaligen Hauptsitz der Atlanter, und dem plötzlichen Klimasturz. Anhand verschiedenster Funde, darunter auch nie dagewesene Massen an Bernstein, etliche Griffzungenschwerter und sonstige charakteristische Gegenstände, läßt sich die Route gen Süden nachweisen. Auf der Suche nach Land treibt es die Atlanter immer weiter, bis sie schließlich im Mittelmeer ankommen. Noch in Mitteleuropa jedoch teilt sich die Bewegung in einen westlichen und einen östlichen Zweig. Der westliche Zweig wandert über die Iberische Halbinsel und setzt von dort aus nach Nordafrika über, wo bereits seit geraumer Zeit stammes- und blutsverwandte Megalithkulturen ansässig waren. Der östliche Zweig dringt alsbald in Griechenland ein.

10. In Griechenland werden bedeutsame Kriegsentscheidungen nach altem Brauch in Zweikämpfen der tapfersten Männer ausgetragen. Die Atlanter

verlieren mit HYLLOS und XANTHOS die Aussicht auf die wichtigsten Siedlungsgebiete auf der Peloponnes und bei Athen. Sie halten ihre vor den Kämpfen getroffene Abmachung, Griechenland nicht vor Ablauf von 100 Jahren wieder anzugreifen, und ziehen über Kleinasien weiter.

11. Wanderung durch den Libanon und Israel.

12. Im Jahre 1180 v. Chr. findet die große Schlacht um Ägypten unter RAMSES III. statt. Die Atlanter greifen gleichzeitig von der See in der Nilmündung, von Libyen im Westen und von Syrien im Nordosten an. Sie ziehen auf den Landwegen mitsamt kilometerlanger Ochsentrecks heran. Frauen und Kinder begleiten den Zug. Das Ziel ist es, das fruchtbare Nildelta einzunehmen. RAMSES III. ist jedoch vorbereitet. Er ließ zuvor sein Heer und seine Flotte enorm aufrüsten und brachte sie in Kampfstellung. Gerade auch im Nordosten Ägyptens sind mehrere große Schanzanlagen bezeugt. Es gibt harte Kämpfe mit insgesamt wohl mindestens 50.000 toten Atlantern (RAMSES III. spricht von Hunderttausenden).

13. Nach der Niederlage in Ägypten siedeln sich die überlebenden Atlanter aus dem Ostverband dauerhaft in Syrien, Palästina und dem Libanon an. Man wird die größten Stämme der Nordmeervölker daraufhin meist nur noch als »Phönizier« und »Philister« bezeichnen.

14. Um 1100 v. Chr. kehren Teile der nordischen Völker, namentlich der Dorer, Vorfahren der ursprünglich an der Kimbrischen Küste beheimateten Thüringer, nach Griechenland zurück und leisten dort entscheidende Hilfe zum Wiederaufbau der durch die Naturkatastrophen beinahe gänzlich entvölkerten Gebiete.“ [Behrends, 335-338]

BEHRENDIS ist fixiert auf eine Thera-Katastrophe im Jahre -1628. Daran hängen seine Datierungen und seine Reihenfolge der Geschehnisse. Hier ist für ihn auch die biblische Exodus-Story zeitlich verankert. Warum dieses Thera-Datum so sicher ist, wird absolut unzureichend erläutert (neben Kohlenstoffdatierung und Dendrochronologie auch „das komplexe Zusammenspiel weiterer archäologischer und geologischer Studien“ [Behrends, 328]). Immerhin kennt, würdigt und erläutert er die Blöss/Niemitzsche C14- und Dendro-Kritik. Immanuel VELIKOVSKYS Werk und Ansatz wird erwähnt, allerdings gleich wieder verworfen, da es nicht in sein chronologisches Schema passt. An Spanuth kritisiert er die Zusammenlegung aller wesentlichen Geschehnisse im -13. Jh. Es ist für ihn der große Fehler in Spanuths Werk.

Immanuel VELIKOVSKY sah in den Kämpfen der Götter vor Schliemanns Troia innerhalb Homers Dichtung ein Abbild der zeitgleich am Himmel stattfindenden 'Kämpfe' zwischen Venus und Mars. Der Troianische Krieg gehört für Velikovsky in das -8./9. Jh., Homer schrieb im -7. Jh. [Velikovsky, 271].

ILLIG [2011, 156 f.] ordnete Atlantis bereits 1988 basierend auf den Textangaben und unter Bezug auf Heinsohns Priester-König-Schema als ein spät-

bronzezeitliches Königtum ein, in der kurzen Chronologie ist es also etwa zwischen -850 und -730 anzusiedeln. Damit ist ein feindlicher Kontakt archaischer Griechen mit diesem Königtum durchaus möglich. Der Untergang Troias im Mittelmeerraum und das Ende der mykenischen Kultur liegen in der kurzen Chronologie bei etwa -600. [Illig 2010, 200]

Eberhard ZANGGER [22 f.] hat andererseits ausgeführt, dass es sich bei Platons Atlantisbericht nur um eine durch Übersetzungsfehler verzerrte ägyptische Version der Vorgeschichte des Troianischen Krieges handelt, Troia damit also für Zangger zu Atlantis wird. Troia war eine bedeutende Handelsmacht, welche die Durchfahrt durch die Dardanellen kontrollierte. Der Tübinger Troia-Ausgräber Manfred KORFMANN bekämpfte Zangers Handelsmacht-Thesen zunächst, seine Nachfolger haben sie inzwischen jedoch begierig aufgegriffen [Kolb, 130 f.]. Da auch Zangger an der Übereinstimmung der Atlanter mit den Phäaken nicht vorbei kommt, ergibt sich für ihn die absurde Situation, dass Odysseus nach Troia zurückkehrt, ohne dieses als solches zu erkennen. Er muss Odysseus deshalb für die Phäaken-Story quasi auf eine Reise in die Zeit vor den Troianischen Krieg schicken [Zangger, 268].

Bisher nicht berücksichtigt ist in dieser Zusammenschau die Überlegung, dass Atlantis nur ein philosophisches Gedankenspiel Platons gewesen ist und keinen oder nur minimalen (Erinnerung an eine Naturkatastrophe) Realitätsbezug hat. Diese Ansicht vertrat nicht zuletzt Gisela ALBRECHT [1994] in den *Zeitensprüngen*. Die Gegenposition hierzu nimmt jedes Wort der Dialoge zu Atlantis und auch die Zeitstellung (9.000 – 8.000 Jahre) für bare Münze. Eine detaillierte und wahrheitsgetreue mündliche Überlieferung über Tausende von Jahren ist jedoch sehr unwahrscheinlich. SCHOCH z.B. bindet die Atlantis-Geschichte mit ihrer ursprünglichen Zeitstellung am Rande in seine Überlegungen ein, ohne sich Gedanken über die Zusammenhänge mit der homerischen Dichtung zu machen, einfach weil es zu seinem sonstigen Konzept und zu den Datierungen zu passen scheint. Es läuft letztlich auf die Frage hinaus: Wie ernst kann man den Atlantisbericht nehmen, welchen Details glaubt man, welchen nicht? Das gilt allerdings analog auch für die Homerischen Epen. Hierbei erhöht eine ausreichend gute geographische Korrelation mit der Wirklichkeit die Glaubwürdigkeit der Details eines Berichts durchaus.

Chronologische Spekulationen

Die herkömmliche Datierung der C14-veralteten prähistorischen Zivilisationen Europas ist auch weiterhin abzulehnen. In Anbetracht der obigen Überlegungen zur Herkunft und Lokalisierung der homerischen Epen sowie neueren Überlegungen zur Datierung bronzezeitlicher Kulturen in Skandinavien [Giulia-Mair] muss allerdings erneut diskutiert werden, ob nicht doch – und

zwar auch in der kurzen Chronologie – der Ansatz verfolgt werden kann, dass die frühen Kulturen des Nordens zu einem Zeitpunkt den Süden beeinflussten oder sich zumindest teilweise parallel entwickelten.

Übernehmen wir versuchsweise VINCIS Gedanken, dass sich die Geschehnisse der homerischen Epen und hierbei insbesondere der Kampf um Troia im Baltikum abgespielt haben. Die *Odyssee* beschreibt hierbei lediglich Seereisen im Norden und steht in keinem direkten Zusammenhang (vielleicht abgesehen von einigen Schauplätzen) mit der *Ilias*. Die fraglichen Zivilisationen gehören in die Bronzezeit, Wallburgen prägen das Bild menschlicher Ansiedlungen, das Geschirr ist aus Metall oder Holz. Im Bereich der Nordsee herrscht parallel eine andere bronzezeitliche Kultur, die versuchsweise mit den Phäaken = Atlanter = Megalithiker identifiziert wird, eine Seefahrerkultur. Das Megalithikum geht der Bronzezeit (ab -1000) vielleicht um 200 Jahre voraus, liegt aber größtenteils zu dieser parallel [Illig 2011, 192]. Der Kampf um Troia im Baltikum wäre vielleicht um -870 einzuordnen.

Ein Plasma-Event, klimatische Veränderungen und/oder der Einschlag eines Planetoiden in der Nordsee [Stender], bewirken eine Beeinträchtigung der Nordseekultur durch massive Transgressionen (ca. -850). Das verbleibende Land kann anschließend die Menschen nicht mehr ernähren. Die vitrifizierten schottischen Wallburgen könnten ebenfalls ein Ergebnis einer Planetoiden- oder Plasma-Katastrophe sein. Die Kulturen des baltischen Raumes migrieren größtenteils in den Mittelmeerraum und erschaffen sich dort ihre Welt neu unter Beibehaltung der bekannten alten Namen (ca. -800), die auf entfernt ähnliche Örtlichkeiten projiziert werden. Eine Restbevölkerung im Norden bewahrt in der Heimat hingegen ebenfalls viele der alten Namen.

Der Kontakt mit den Zivilisationen des Mittelmeerraumes, besonders den Minoern und Ägyptern führt zu einem Entwicklungsschub bei den Einwanderern, das Königtum von Mykene entsteht. Keramik und eine Weiterentwicklung der Schrift halten Einzug. Zunächst wird die *Ilias* aufgeschrieben in der Erinnerung an die alte Heimat, erst später kommt die *Odyssee* hinzu. Der Einfluss Mykenes wird so groß, dass die Namen in der Region durch das Reich geprägt werden. So könnte z.B. die Siedlung auf dem Hügel bei Hisarlik zu dem Namen Troia gekommen sein. Zumindest anfänglich wird der Kontakt mit der alten Heimat noch aufrecht erhalten, belegt durch die bekannten Handelsstraßen (z.B. die Bernsteinstraße). Auch die Mittelmeervölker beteiligen sich an diesem Handel. Hans Peter DUERRS Bericht [2011] über minoische Funde im Rungholtwatt fügt sich hier nahtlos ein. Später bedrängt die mykenische Expansion auch die Minoer.

Die durch die Klimaänderung/Katastrophe getroffenen „Atlanter“ wandern teilweise parallel zu den Ostseekulturen in den Mittelmeerraum, teilweise dringen sie entlang der Küsten durch die Straße von Gibraltar in den

Mittelmeerraum ein. Die an den Nordmeerküsten verbleibenden Bevölkerungsteile werden von den Kelten durchsetzt und aufgesogen [Illig 2011, 132]. Ob es den atlantischen Krieg in der Form, wie ihn Platon beschreibt, jemals gegeben hat, darf durchaus bezweifelt werden. Vorstellbar ist allerdings, dass ein Teil der Phäaken unter dem Druck klimatischer Veränderungen in den Ostseeraum eindrang, das Ur-Athen (beim südschwedischen heutigen Karlskrona) bedrängte und dass Platon diese 'Erzählung' für seinen Staatskunde-Unterricht als Basis verwendet hat. Allerdings muss weder die Zerstörung der „Königsinsel“ unbedingt zeitgleich mit derartigen Migrationsbewegungen liegen, noch müssen diese Völkerwanderungen durch eine Katastrophe bewirkt worden sein. Eine etwaige Katastrophe kann auch zeitlich später liegen.

Etwa um -650 kommt es dann zu einer weiteren Katastrophe (oder handelt es sich hier um eine einzige Katastrophe und war die erste Migration rein klimatisch bedingt?) im Mittelmeerraum, in der Folge zum Vulkanausbruch auf Thera/Santorin, welcher das endgültige Ende der minoischen Kultur besiegelt, die bis etwa -620 ausklingt. Der Vulkanausbruch bewirkt eine weitere Klimaveränderung und Völkerwanderungswelle, der dann schließlich auch das Mykenische Reich gegen -600 zum Opfer fällt. Etwa ab -600 treten dann auch die archaischen Griechen deutlich ins Licht der Geschichte. Der Katastrophe/dem Ausbruch folgt der in ägyptischen Chroniken verzeichnete Angriff der Seevölker als Teil der Umwälzungen im Mittelmeerraum. Auch eine der Zerstörungen der Stadt auf dem Hügel bei Hisarlik könnte in diese Zeit fallen. Obwohl in späteren Zeiten Hisarlik mit dem Namen Troia belegt wurde, sind das Homerische Troia und die Ruinenstadt bei Hisarlik nicht ohne Gewaltanwendung miteinander in Übereinstimmung zu bringen [Fletscher].

Das obige chronologische Szenario ist in groben Zügen mit dem Bild in Übereinstimmung, das ILLIG [2010, 210-230] für Europa in der kurzen Chronologie gezeichnet hat. Seine damalige Anmerkung, dass

„der Ansatz von Felice Vinci unklar [bleibt], der die Zeit Homers mitsamt Geographie und Segelrouten im Baltikum findet, dieses Szenario aber noch nicht mit den mykenischen Bauten in Verbindung bringen kann.“

[Illig 2010, 223-224]

darf inzwischen als erledigt betrachtet werden. Erste Aussagen hierzu finden sich zudem bereits in der Vinci-Ausgabe von 2006 [175 f.]. Ein Seevölker-Angriff im -4. Jh., wie von Velikovsky angesetzt und immer noch von Illig [2010, 224] so vertreten, kommt für dieses Szenario allerdings deutlich zu spät. Handelt es sich um eine weitere Angriffswelle oder sind die Seevölker-Angriffe falsch datiert? Wenn die Seevölker tatsächlich erst das Eisen als Gebrauchsgegenstand nach Ägypten gebracht haben (siehe Spanuth), dann

könnte Ramses III. in der kurzen Chronologie in die Zeit um und nach -610 gehören! Ein weiterer Übergang zur Eisenzeit in der 20. Dynastie [Illig 1998]? Der Gewölbekbau unter Ramses III. spricht eher gegen diese Datierung [Heinsohn/Illig, 456], daher könnte man vermuten, dass die Regierungszeit Ramses III. unter Berücksichtigung des Kronprinzenszenarios [Illig 1998, 196] schon in das -6. Jh. gehört, während Ramses II. an den Übergang zur Eisenzeit rutschen würde. Fragen über Fragen und eine Menge Unklarheiten! Hier besteht deutlicher weiterer Forschungsbedarf.

Abschließende Gedanken

ILLIG [2010, 210] setzt *Göbekli Tepe* unter Bezug auf vergleichbare Stätten auf Malta und Mallorca/Menorca etwa ab -1200 an, womit Megalithikum und Neolithikum in Europa und dem Mittelmeerraum mehr oder minder gleichzeitig beginnen. Aber sind das die gleichen Megalithiker wie im Nordseeküstenbereich? Als Einwanderer aus dem Norden um -800 kämen sie zu spät. Auch liegt *Göbekli Tepe* nicht unbedingt küstennah. Oder war es umgedreht? Könnte die geordnete Auflassung und Zuschüttung von *Göbekli Tepe* auf eine vorbereitete erste Migrationsphase z.B. Richtung Norden hindeuten? Illig [2005, 286] hat spekuliert, dass auch die Bauten Maltas aufgrund einer neuen Geisteshaltung systematisch zugeschüttet worden sein könnten. Megalithbau ist ein mehr oder minder weltweites Phänomen, selbst die Osterinsel-Moai können hierzu gezählt werden. Das würde tatsächlich eine sehr frühe, weltweite Seefahrt bedingen, die einer langen Besiedlungsphase der Insel vorausgehen müsste, damit es möglich ist, dass sich die eigene kulturelle Identität entwickelt, die sich in den Moai spiegelt. Bemerkenswert ist zudem, dass die Moai aus dem härtesten Material (Basalt) stratigrafisch zu unterst liegen. Lässt sich dieser Befund irgendwie sinnvoll in der kurzen Chronologie unterbringen?

BEHRENDTS legt großen Wert auf die klimatische Änderungen hin zu einem immer trockeneren Klima ab -1250. Die Felszeichnungen von Tassili [Illig 2011, 234] zeigen tief im Inneren der Sahara einachsige Streitwagen aus der Zeit des Neuen Reiches, mindestens ein ausgestorbenes Tier (Abb. 8), ansonsten Tiere einer Savannenlandschaft (Antilope, Strauß, etc). Die Vergesellschaftung der Darstellungen spricht für einen raschen Klimawandel, der in der kurzen Chronologie gegen -700 noch ein ganz anderes Klima in der Region anzeigt. Ein Savannenklima kann allerdings nicht die überdeutlichen Wassererosionsspuren an der *Großen Sphinx* verursacht haben, dafür bedarf es eines Klimas mit starken, andauernden Regenfällen und das immer auch noch über eine längere Zeit. Die Sphinx (vielleicht mit einem anderen Kopf) und ihr Tempel müssten in dem Regenklima eine längere Zeit vor dem Kli-

mawechsel existiert haben, um die beobachteten Spuren zu zeigen. Ob dafür die Zeit ab -1200 ausreicht, muss zumindest fraglich erscheinen. Eventuell wird man Erosionsexperimente mit dem Gizeh-Gestein durchführen müssen, um zu einem besseren Verständnis der zeitlichen Rahmenbedingungen kommen zu können.

Letztlich bringt *Göbekli Tepe* einen voll entwickelten Megalithbau an den Übergang zur Jungsteinzeit. Ähnliches gilt für eine Seefahrt, die bereits zu dieser Zeit in der Lage gewesen sein müsste, die Osterinsel zu erreichen. Woher kommen diese Fähigkeiten? Wie haben sie sich entwickelt? Wenn Tempelanlagen gemäß Heinsohns Schema erst nach einer 'himmlischen Intervention' [ebd. 285] gebaut wurden, müsste dann am Übergang zur Jungsteinzeit nicht ebenfalls eine Katastrophe stattgefunden haben? Wen hat sie getroffen und wie weit entwickelt waren die Betroffenen?

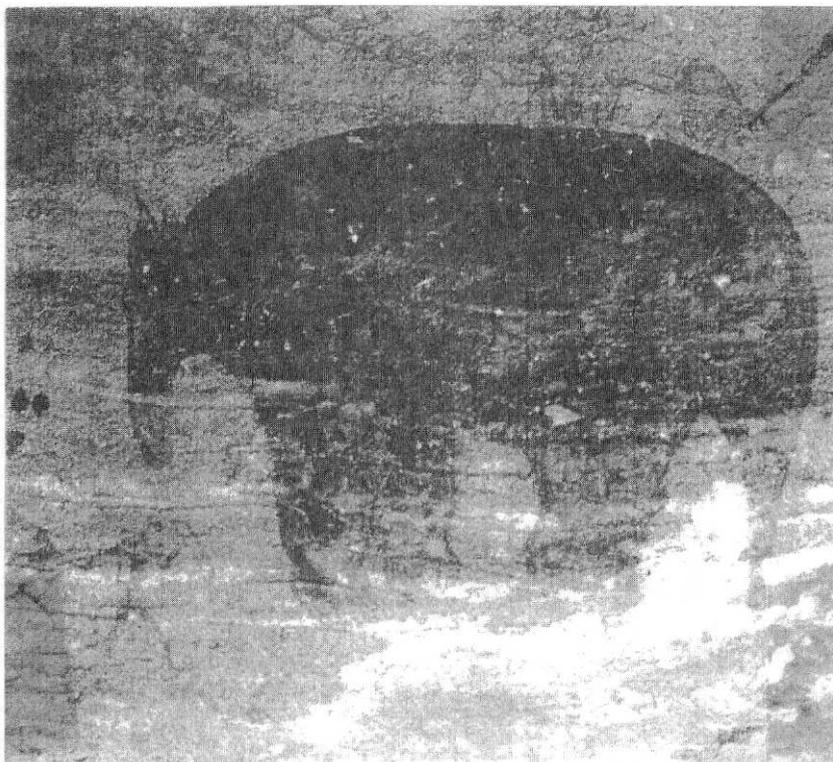


Abb. 8: Tassili: Mastodon mit Jägern [Wikimedia Commons]

Sind also die *Große Sphinx* und die Osterinsel-Moai älter als das Megalithikum in der kurzen Chronologie? Könnte es sich tatsächlich um die Reste einer früheren Zivilisation handeln? Ich meine, man muss diesen Gedanken zumindest erwägen und darf ihn nicht von vornherein ausschließen. *Göbekli Tepe* kann hingegen durchaus stimmig im Zeitrahmen der kurzen Chronologie untergebracht werden, erfordert dann aber eine zeitlich-technische Entwicklung hin zu den gezeigten Fähigkeiten, die derzeit aus dem Nichts zu kommen scheint, aber vielleicht mit der *Großen Sphinx* und den frühen Osterinsel-Moai bereits ansatzweise vorliegt. Schochs direkte Verknüpfung von *Göbekli Tepe* mit der *Großen Sphinx* ist in diesem Schema jedoch nicht aufrechtzuerhalten.

Zu guter Letzt: Das aufstrebende Mykene, die Verschmelzung der Kultur der Einwanderer aus dem Norden mit den existierenden Kulturen des Mittelmeerraumes, extreme klimatische Änderungen, bieten in dem hier konstruierten Szenario innerhalb eines kurzen Zeitraumes den idealen Nährboden für die Überwindung der bikameralen Psyche und die Bildung des Bewusstseins nach Julian JAYNES [Otte 2013b, 207]. Auch das wird weiter zu verfolgen sein.

Literatur

- Albrecht, Gisela (1994): Atlantis – streng nach Platon; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 6-23
- Behrends, Arno (2012): *Nordsee-Atlantis. Ursachen, Verlauf und Folgen der Atlantischen Kriege*; Tübingen
- Duerr, Hans Peter (2011): *Die Fahrt der Argonauten*; Berlin
- Fletcher, Peter (2012): A square Peg and a round Hole. Hisarlik (Schliemann Troy) and Homeric Troy; in *Iliad and Odyssey in the North of Europe. Proceedings of the 2nd International Conference Toija (Finland) 23. - 24. July 2011*; 158-178
- Friedrich, Horst (1989): Velikovsky, Spanuth und die Seevölker; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (5) 16-22
- Ged Low, Ben (2012): *Robert Schoch Lecture – The Catastrophic Termination of the Last Ice Age*; <http://www.mikamar.biz/DVD-info/sd-a.htm>
- Ginenthal, Charles (2003): *Pillars of the Past. History, Science, Technology as these relate to Chronology*; New York
- Giumlia-Mair, Alessandra (2009): Metallurgy around the Baltic between Neolithic and Bronze Age; *Iliad and Odyssey in the North of Europe. Proceedings of the Workshop „Toija and the roots of European civilization“ Toija (Finland) 10. August 2007*; 123-139
- Heinsohn, Gunnar (1994): Für wieviele Jahre reicht das Grönlandeis? *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 76-81
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2010): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelfing
- Homer (1781): *Odyssee*. In der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; <http://gutenberg.spiegel.de/buch/1822/1>
- (2012): *Die Odyssee*. Übersetzt von Wolfgang Schadewaldt; Reinbek

- Illig, Heribert (1998): Neunfacher oder einmaliger Eisenzeitbeginn? Hartsteinbearbeitung in Ägypten; *Zeitensprünge* 10 (2) 181-197
- (2005): Göbekli Tepe – die Altsteinzeit war ‚vorgestern‘; *Zeitensprünge* 17 (2) 275-286
 - (2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus*; Gräfelting
 - (2011): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Gräfelting
- Kolb, Frank (2010): *Tatort „Troia“*. *Geschichte, Mythen, Politik*; Paderborn
- Mullen, William (2009): Vinci's Homotypes: Clusters and Analogies; *Iliad and Odyssey in the North of Europe. Proceedings of the Workshop „Toija and the roots of European civilization“ Toija (Finland) 10. August 2007*; 41-121
- Otte, Andreas (2012): Electric Universe Conference 2012. The Human Story; *Zeitensprünge* 24 (1) 212-228
- (2013a): Neues von der bikameralen Psyche. Die Aktivitäten der *Julian Jaynes Society*; *Zeitensprünge* 25 (1) 206-210
 - (2013b): Electric Universe Conference 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 25 (1) 232-241
- Schmidt, Klaus (2008): *Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger*; München
- S. = Schoch, Robert M. (2012): *Forgotten Civilization. The Role of Solar Outbursts in our Past and Future*; Rochester
- Spanuth, Jürgen (1980): *Die Philister, das unbekannte Volk. Lehrmeister und Widersacher der Israeliten*; Osnabrück
- (1982): *Atlantis. Heimat, Reich und Schicksal der Germanen*; Osnabrück (Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1965)
 - (1985): *Die Phönizier. Ein Nordmeervolk im Libanon*; Osnabrück
- Stender, Walter (1995): War Phaeton ein Planetoid? *Zeitensprünge* 7 (2) 183-202
- Steuerwald, Hans (1978): *Weit war sein Weg nach Ithaka: Neue Forschungsergebnisse beweisen, Odysseus kam bis Schottland*; Hamburg
- (1983): *Der Untergang von Atlantis*; Berlin
- Tripodi, Giacomo (2009): Looking for Troy; *Iliad and Odyssey in the North of Europe. Proceedings of the Workshop „Toija and the roots of European civilization“ Toija (Finland) 10. August 2007*; 180-189
- Velikovsky, Immanuel (2008): *Welten im Zusammenstoß*; Wöllsdorf (Deutsche Neuausgabe)
- Vinci, Felice (2006): *The Baltic Origins of Homer's Epic Tales*; Rochester
- (2012): *Homer an der Ostsee. Ilias und Odyssee kamen aus Nordeuropa*; Nordhausen
- Wikimedia Commons (2012): Rock Art of the Tassili n'Ajjer; http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Rock_Art_of_the_Tassili_n%27Ajjer?uselang=de
- Wikipedia (2013): *Pyramiden von Gizeh*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Gizeh-Plateau>
- Zangger, Eberhard (1996): *Atlantis. Eine Legende wird entziffert*; Augsburg

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Kraggewölbe bis zur Gegenwart

Eine Rezension von Heribert Illig

[L. =] Löbbecke, Renate (2012): *Kragkuppelbauten*; Verlag der Buchhandlung Walther König, Köln. Format 26 x 22 cm, 384 S., 1.500 (!) S.-W.-Abb. + 5 Farbabb.

Sie entstehen noch, die großen Kompendien, die in Jahrzehnten erarbeiteten Monographien. So hat die freie Künstlerin Renate Löbbecke nach 25 Jahren an Recherchen in ca. 15 Ländern einen mächtigen Sammelband vorgelegt, der den falschen Kuppeln und Gewölben, der Kragsteinkuppel, der Kragkuppel, der corbelled cupola gewidmet ist. Bei ihnen gibt es nicht immer behauene Steine, aber nur waagrechte Fugen, keine keilförmig angeordneten. Die Idee, sich von der alten Bauweise zu trennen und keilförmig zubehauene Steine einzusetzen, war revolutionär und gewagt, musste doch eine Schalung für die Bögen und Gewölbe verwendet werden, die erst mit dem Schlussstein Stabilität gewinnen und Lasten tragen können!

Nun ist uns das Kraggewölbe nicht zuletzt als Indiz für chronologische Umschichtungen vertraut. Innerhalb der allgemein verbreiteten Lehre ist das nicht möglich, weil man bereits in der 1. Dynastie des alten Ägyptens echte Gewölbe findet, während Kraggewölbe noch Jahrtausende später an bedeutsamen Bauwerken auftreten. Nur innerhalb Europas scheint Konsens darüber zu bestehen, dass die Etrusker ungefähr im -4. Jh. von immer raffinierteren Kraggewölben zum echten Gewölbe fanden.

Diese Gewölbeart prägt dann die maßgeblichen Bauten durch Jahrhunderte, bis moderner, stahlarmierter Beton Bauformen erlaubt, mit denen die Kuppel obsolet wird. Aber viel zu selten wird gesehen, dass Kragkuppeln für Nebengebäude unbeirrt weiter gebaut werden. Hier setzt Löbbecke an, die in halb Europa fündig wird. Das von ihr untersuchte Gebiet erstreckt sich von Island über Irland bis Kreta, von Lanzarote über die Rheinpfalz bis nach Dalmatien. Ausgespart bleiben die östlichen Gebiete und Skandinavien (wo es sie auch gibt [Rohlf's, 35]). Dafür findet sie noch Beispiel in Marokko, Syrien, Oman, der Türkei, der Sinai-Halbinsel und dem Jemen – das Schwergewicht aber liegt in Frankreichs und Italiens Süden.

Gemeinsam mit ihrem Mann hat Renate Löbbecke derartige Nebengebäude gesucht und im Bild festgehalten. Sie dienen vorzugsweise als Unterstände, bevorzugt in Weingärten und -bergen, als Viehställe und sonstige landwirtschaftliche Nutzräume. Zu Wohnzwecken dienten sie nur ausnahmsweise, etwa in Apulien (*trulli*), östlich von Hama und Aleppo in Syrien [L. 351]

oder im türkischen Harran dicht an der syrischen Grenze [L. 362]. Angeblich setzte im apulischen Alberobello das Steuerrecht den Anreiz, nicht mit Mörtel, sondern 'trocken' mit Kragsteinen zu bauen [L. 258].

Eine weitere Nutzungsform scheint das Steindepot zu sein. Überall, wo Unmengen an Steinen von den Feldern weggeräumt werden mussten, um sie überhaupt landwirtschaftlich nutzen zu können, entstanden die unendlichen Steinwälle und -mauern, nicht nur rund ums Mittelmeer. Wenn die Steine plattiger ausfielen, dann wurden sie auch aufgehäuft, woraus fast wie von selbst überdeckte Höhlungen entstehen konnten.

Es gibt vom äußeren Eindruck her drei verschiedene Typen: runde, quadratische oder zumindest rechteckige und schließlich langgestreckte Bauten. Die *Rundbauten* sind selbstverständlich mit einer Kragkuppel überwölbt, aber auch die eckigen Bauten bergen solche. Etliche von ihnen werden im unteren Inneren zylindrisch geführt, um dann wie ein halbes Oval, ein halbes Ei oder wie ein Spitzbogen geformt zu werden, bei anderen beginnt die Wölbung schon ganz unten. Ringsherum sind dann Steine gepackt, die teils als Widerlager dienen, teils nur die äußere Rechteckform ergeben. Je nach Materialaufwand kann die komplette Kuppel in dem umhüllenden Kubus verschwinden oder (hoch) über ihn aufragen. Die Kuppel kann um so flacher ausfallen, je mehr große Platten zur Verfügung stehen [etwa L. 83]. Lößbecke [26] unterscheidet sechs Typen:

- 1) Die Außenform entspricht der inneren Kuppelschicht;
- 2) die senkrechte Ummantelung zeigt nur eine relativ flache Kuppelwölbung;
- 3) die Kuppel verschwindet ganz in der turmartigen Ummantelung;
- 4) über der senkrechten Ummantelung ist ein Dach abgesetzt;
- 5) Typ 3 wird von einem Sockel umgeben;
- 6) Typ 3 ist durch mehrere Stufen gegliedert.

Keinen dieser Typen zeichnen megalithische Steinformate aus. Wohl aber werden größere Steine als Türstürze verwendet, manchmal auch größere Steine für die Seitenwangen.

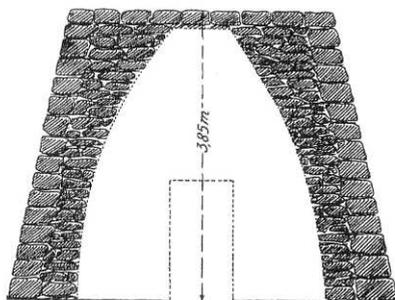
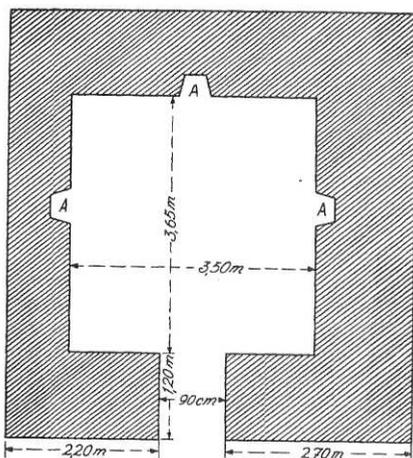
Die Bezeichnung 'falsches Gewölbe' könnte die Vorstellung hervorrufen, es handele sich hier um 'Behelfsbauten', die leicht einstürzen können, weshalb Menschen nur in Ausnahmefällen unter solchen Steinhügeln hausen wollen. Doch die Bauquerschnitte vermitteln hier ein falsches Bild. Da die Steine jeweils in konzentrischen Reihen gelegt werden, hindern sie sich am Nach-Innen-Stürzen, das durch die äußere Belastung zusätzlich verhindert wird. Es gibt sogar Innenwölbungen, die ihren äußeren Mantel zur Gänze verloren haben, aber trotzdem standhalten – etwa die *cabanes* bei Valojoux in der Dordogne [L. 182]. Dort steht auch jenes elegante Ensemble aus Rundbau und

quadratischer *cabane* mit exakt gegratetem Pyramidendach [L. 184, 47], das bei Lößbecke auch den Umschlag ziert.

Einen statischen Sonderfall bilden die Langbauten. Bei ihnen ergibt sich durch das Vorkragen der Langmauern ein spitzbogenähnlicher Querschnitt. Aber diese beiden Mauern stützen sich im Scheitel *nicht* gegenseitig! Vielmehr wird der Scheitel durch relativ leichte Platten überdeckt, so dass sich im Endeffekt zwei separierte, aber mit zusätzlicher Steinlast stabilisierte Wände gegenüberstehen.

Wie sieht es bei den Datierungen aus? Für Lößbecke ist klar, dass sie zumeist Bauten des 18. und 19. Jh. gesammelt hat; wenige sind bereits im 17. Jh. entstanden – wie etwa eine *cabane* in Bouches-du-Rhône [L. 136] – wenige erst zu Beginn des 20. Jh. Gerhard Rohlf's [30], der bereits 1957 eine ähnliche, aber viel kleinere Sammlung zusammengestellt hat, vermutete nur bei den Großbauten im Bereich von Fontaine-de-Vaucluse (bei Gordes im südfranzösischen Vaucluse),

„daß sie mindestens einige Jahrhunderte alt sind. Nichts spricht dagegen, daß sie schon im 15. bis 16. Jahrh., vielleicht schon im 13. bis 14. Jahrh. bestanden haben.“



Grundriss und Schnitt einer quadratischen Steinhütte mit verborgener Kragkuppel; Provinz Lecce (Stiefelabsatz) [Rohlf's, 14]

Löbbecke geht hier nicht so weit zurück:

„Sowohl die kleineren Schutzhütten als auch die komplexen Bauten sind im Rahmen der Urbarmachung des Landes ab Ende des 18. Jahrhunderts entstanden (l'édit royal von 1766)“ [L. 140].

Wenn hier von einem Museumsdorf, von einer „village des *bories*“ gesprochen wird: Es war nie ein Dorf, sondern immer nur eine Ansammlung von landwirtschaftlichen Nutzgebäuden ohne Wohntrakte [L. 143].

Rohlf's [30] wie Löbbecke [333] heben die Ähnlichkeit dieser französischen mit irischen Konstruktionen hervor. So gilt auch für das *Gallarus Oratory*, dass sich seine Langseiten aufeinander zuneigen, aber statisch separiert bleiben. Bei ihrer Datierung spielt nun die Zeit der frühen Christianisierung herein, die in Irland im 4. Jh. eingesetzt haben soll. So gibt es dort *cashels* oder *cahers*, befestigte Bauernhöfe, die zwischen 4. und 12. Jh. gesehen werden [L. 331]. Doch das *Gallarus Oratory* wird heute nicht mehr den christlichen Anfängen zugerechnet. Zur Zeit von Rohlf's [1957, 31] sah man es nicht vor 600 bzw. nicht vor 1000. Heute gilt: „Eine sichere Datierung liegt nicht vor – Spekulationen reichen vom 7. bis zum 17. Jahrhundert“ [L. 333]. Die Obergrenze ergibt sich durch seine Entdeckung anno 1756 [en.wiki → *Gallarus Oratory*]. Die berühmten Steinhütten von *Skellig Michael* – jenem Eiland im Südwesten Irlands, auf dem sich Mönche ab dem 6. Jh. niederließen – sind zumindest erneuert worden [L. 334]. Auf Sardinien finden sich etliche *pinnettas* in direkter Nachbarschaft zu einer der fast 7.000 megalithischen Nuraghen [L. 223]. Auch Malta kennt außer den Megalithtempeln verschiedentlich *giren* [L. 290-296].

Insofern lässt sich zwar keine direkte Verbindungsbrücke zwischen den antiken und den neuzeitlichen Kragkuppeln und -gewölben schlagen. Aber wahrscheinlich sind zu allen Zeiten Kragkuppelbauten für nachrangige Zwecke errichtet worden, die irgendwann zusammenstürzten und sich in unauffälligen Geröllhaufen verwandelten. Sie wurden offenbar immer dann gebaut, wenn Holz Mangelware, geeignetes Steinmaterial dagegen in Hülle und Fülle vorhanden war. Insofern wurden in der Neuzeit zahlreiche Kragkuppelgebäude errichtet, die manchmal unter echten Türbögen betreten werden.

„Interessanter und bedeutsamer ist die Verwendung der primitiven Gewölbetechnik in den Kirchenbauten verschiedener Länder, meist dort, wo der primitive Kuppelbau noch heute in ländlichen Steinhütten eine Rolle spielt. Sehr verbreitet ist unsere Gewölbeform in den aus dem 12. Jahrh. stammenden Kathedralen des mittleren Apuliens“ [Rohlf's, 34].

Hierzu gehören die Kuppeln oder Turmspitzen der Kathedralen von Bari, Canosa, Molfetta, Bisceglie und Trani, dort auch die Mittelkuppel von San



Diese Ähnlichkeit verlangt eine Zeitkorrektur, aber nicht um mehr als 6.500 Jahre:
Tumulus de Bougon, Departement Deux-Sèvres. Drei-, vielleicht viergestuftes Grab
mit perfekter Kragkuppel, konv. -4700 [L. 39] / Barraca des bestiars, Menorca: vier-
und fünffach gestufte Tierställe mit Kraggewölbe, +19. Jh. [L. 98 f.]

Francesco. In Dalmatien steht hierfür die kleine Kirche Sv. Krševan (San Crisostomo) auf der Insel Krk, bei der sowohl die Mittelkuppel wie die Apsiden kraggewölbt sind. In Frankreich gibt es berühmte Beispiele: die Turmspitze von Notre-Dame in Saintes, die Helme der Fassadentürme der Kathedralen von Poitiers und von Angoulême; dort ist sogar die Vierungskuppel falsch gewölbt. Erstaunlichstes Beispiel ist wohl die Kathedrale von Périgueux, bei der die fünf Kuppeln und der Turmhelm kraggewölbt sind [Rohlf, 34 f.].

Was interessiert in unserem Zusammenhang noch an der Vielfalt der Kragkuppelbauten? Es gibt solche vom Typ 6 mit bis zu sieben Stufen, womit sie einer Ziggurat oder einer Stufenpyramide verblüffend ähnlich sehen. Es gibt aber auch uralte Bauten wie den Tumulus de Bougon (herkömmlich -4700), die mit ihrem Sockel und drei Stufen verblüffend ähnlich wirken [L. 39]. (Ziehen auch noch Außentreppe spiralg hoch, dann lässt sich an das Minarett von Samarra denken.) Auf Menorca stehen große *barracas de bestiar* mit 5, 6 und sogar 10 Stufen, die außen einen Durchmesser von 20 m und eine Höhe von 10 m erreichen [L. 98-102].

Die Steinbauten können innen wie außen ganz regelmäßig gelegt wirken, es gibt aber auch 'wüste' Konstruktionen, die eigentlich sofort einstürzen müssen, etwa eine Steinhütte (*barraca*) beim katalonischen Sitges [L. 55] oder eine außen glatt-zylindrisch gestaltete Hütte, ein *chafurdón*, in Portugal:

„Mit einem Durchmesser von 8,50 m und einer relativ niedrigen Höhe von 6 m umfängt den Besucher ein Gewölbe aus unregelmäßigen Granitblöcken, die drohen, jeden Moment herabzustürzen. Es ist schwer vorstellbar, wie diese rohen Steine Halt finden können – und das über eine lange Zeit. Sorgfältig mit kleinen Steinen verkeilt, waren sicherlich ein enormer Kraftaufwand und große Geschicklichkeit erforderlich, um diese Kuppel ohne die Hilfe moderner Maschinen zu errichten“ [L. 89].

Die Größe variiert von winzigen Unterständen – außen 1,50 m hoch [L. 214] bis zu 10 m. Die kleinsten Hütten geben gerade einer sitzenden Person Schutz und wirken wie eine Steinhaut [L. 81], „wie ein versteinertes Umhang, wie ein Hirtenmantel“ [L. 162]. Einer der größten Bauten ist bis 1970 errichtet worden: das *Museo del Carro* in Tomelloso mitten in Don Quichote's La Mancha. Aus zwei Millionen Steinen wurde ein Innenraum von 16 x 12 m und 9 m Höhe geformt, der in seiner Bauweise den regionalen *botxo* entspricht, bei denen die umlaufende Steinmauer zu einer Fassade hochgezogen wird.

Unter den Formen fallen ebenmäßige Bienenkörbe (*bories*) von 5 m Höhe ebenso auf wie Pyramiden über quadratischem Grundriss von 8,5 m Höhe, gebaut im Vaucluse [L. 141]. Megalithische Nuraghen des -1. Jtsd. waren allerdings mehr als 20 m hoch [L. 224].

Es gibt mit Pflanzenmaterial gedeckte, spanische *cabannes* [L. 73], sardische *pinnetos* oder auch antike *Nuraghen* [L. 226], die alle einen Hinweis

darauf geben, wie die maltesischen Tempel gedeckt gewesen sein können, sind doch deren Durchmesser wahrscheinlich zu groß für Kragkuppeln. (So misst eine der Apsiden des Ġgantija-Tempels auf Gozo 10 zu 8 m, doch müsste – fehlen doch Widerlager im Zentrum – sogar eine Tempelflucht von ca. 23 m innerer Länge gewölbt gewesen sein.) Ungemein pittoresk wirkt es, wenn mehrere Kuppeln scheinbar ineinander übergehen (außen, nicht innen), so bei den *cabanes de Breuil* in der Dordogne [L. 178 ff.] oder bei den *Trullis* von Alberobello, Apulien [L. 258-270]. Dieser weltberühmte Ort entstand allerdings erst ab 1797 in einem ehemaligen Waldgebiet [L. 258].

Um unsere chronologischen Probleme nicht aus den Augen zu verlieren: In Menorca stehen neuzeitliche, kraggewölbte *barracas* nahe den Taulas, d.h. nahe den T-förmigen Tischen aus dem Megalithikum, dort immer in der Nähe eines kraggewölbten Kegelstumpfes (*Talayot*), und Dörfern aus Steinhütten (*poblados*). Die bis 5 m hohen Taulas

„sind von einer hufeisenförmigen bis zu 16 m weiten Umhegung aus großen Orthostaten umgeben. Deren Innenseite wird durch kleine Pfeiler, die ebenfalls mit waagerechten Steinen bekrönt sind, in Nischen aufgeteilt, die an Anlagen in den maltesischen Tempeln erinnern. Sicher stellten diese Konstruktionen, deren Mittelpunkt die Taula bildet, ein Heiligtum dar, das im Wesen an Stonehenge denken läßt.“ [Reden 1982, 196]

Taulas und Talayots wurden von Reden ab -1500 gesehen, die Taulas heute erst ab -1000 [wiki → Torralba d'en Salord]. 1982 waren die mysteriösen Tempelanlagen von Göbekli Tepe in Südanatolien noch nicht entdeckt. Ihre ebenfalls T-förmigen Steinsetzungen in von Orthostaten umhegten Anlagen ähneln den menorquinischen Anlagen ungemein, wie auch *Wikipedia* [→ Taula] feststellt: „Die größte Ähnlichkeit haben sie mit den Menhiren des Göbekli Tepe, die aber 8000 Jahre früher errichtet wurden.“ Die dortigen Anlagen sollen als erste Tempel der Menschheit in der Zeit um -9000 bleiben – als Welt sensation ohne jede Entsprechung [vgl. Illig, 191 f.].

Wir dürfen gespannt sein, um wie viele Jahrtausende Kultbauten noch auseinandergerissen werden.

Weitere Literatur

Illig, Heribert (2011): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting (1988)

Reden, Sibylle von (1982): *Die Megalith-Kulturen. Zeugnisse einer verschollenen Urreligion*; Köln

Rohlf, Gerhard (1957): *Primitive Kuppelbauten in Europa*; Heft 43 der Neuen Folge von Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Philosophisch-Historische Klasse; München

wiki = *Wikipedia Enzyklopädie* → entsprechender Artikel

Wann war und was ist Javne?

Das rabbinische Judentum schafft seinen Gründungsmythos

Karl Günther

A. Das Judentum des Zweiten Tempels und das Judentum der Rabbinen

In Babylonien werden zweimal die entscheidenden Weichen für das Judentum gestellt: im -6./5. Jh. und im +5./6. Jh. Sowohl die schriftliche als auch die mündliche Tora sind nach jüdischer Auffassung Mose auf dem Berg Sinai übergeben worden. Beide enthalten Bücher bzw. Texte, die nicht harmonisiert worden sind. Dieser Dissens ist auf jeden Fall bei der mündlichen Tora bewusst gewollt. Das Bild des Judentums nach der Tempelzerstörung von 70 n. Chr. ist das Bild, das die Rabbinen des 5./6. Jh. uns übermitteln haben. Es ist keineswegs historisch zuverlässig. Es ist lediglich das ihrer eigenen Zeit und ihres eigenen, begrenzten Lebensraumes, das ihrer Zentren in Babylonien.

Dem Judentum des Zweiten Tempels war die mündliche Tora eher marginal, der Tempel mit seinen täglichen Tieropfern stand im Mittelpunkt: „Mit der Zerstörung des Tempels und der Einstellung der täglichen Opfer wurden die Priester zu Randfiguren“ [Stroumsa, 59]. Nach Martin Goodman besteht noch ein weiterer Unterschied zwischen dem Judentum vor und dem nach der Tempelzerstörung. Das Judentum des Zweiten Tempels tolerierte interne Differenzen, mehr oder weniger unterschiedliche Richtungen, darunter auch das sog. Judenchristentum, während „die Rabbinen der sogenannten Post-Javne-Periode [...] überhaupt keine andere Form des Judentums zu(ließen)“ [Boyarin, 58 f.].

Sie exkommunizierten alle Abweichungen. Dennoch dauerte es Jahrhunderte, bis es sich gegen das synagogale Judentum durchsetzen konnte. Die spätantiken Texte des rabbinischen Judentums, die Talmudim und Midraschim, haben

„das Judentum aus der biblisch-israelitischen Staatsreligion zur jüdischen Exilsreligion umgeschmiedet und damit die sozio-religiösen und kulturellen Strukturen bis heute nachhaltig festgelegt“. [Oberhänsli-Widmer, 28]

Zwar gilt schon für die Kanonisierung der Bibel, dass, wie von Stern bemerkt, „einander widersprechende Versionen in kanonischen Texten zusammengefaßt wurden, ohne irgendeinen Versuch, zwischen ihnen als getrennten

Stimmen zu unterscheiden: der Pentateuch, Königsbücher / die Bücher der Chronik, und vielleicht sogar die vier Evangelien. Die Midraschsammlungen sind im wesentlichen eine etwas selbstbewußtere Version dieses Musters. In diesen Texten wurden einander widersprechende Bibelinterpretationen nebeneinandergestellt ohne den geringsten Versuch zu entscheiden welche die korrekte ist.“

Auf der Stufe der Stammim jedoch

„(finden) wir die Vielzahl der Interpretationen ebenso wie die Vielzahl halachischer Ansichten als das Wesen der Tora selbst thematisiert, als die Quintessenz und als repräsentativ für den göttlichen Geist auf der Erde“ [Boyarin, 266].

B. Worum geht es bei Javne bzw. Jamnia?

„Jawne [...], lateinisch: Jamnia, ist eine Stadt in Israel, knapp 30 Kilometer südlich von Tel Aviv.“ [wiki ↔ Jawne (Stadt)]

Dort soll die legendäre Gründungssynode des rabbinischen Judentums nach der Zerstörung des Zweiten Tempels, 72 n. Chr. [vgl. Boyarin, 58] stattgefunden haben. Folgendes Geschichtsbild wird üblicherweise präsentiert:

„Nachdem Jerusalem und der Tempel im Jahre 70 n. Chr. zerstört worden waren, trat der Sanhedrin (der »Hohe Rat«) um das Jahr 72 n. Chr. in Jawne zusammen [...] Zeitgleich entstand eine jüdische Gelehrtschule unter der Führung von Jochanan ben Sakkai.“ [wiki ↔ Jawne (Stadt)].

Mit dieser – pharisäisch dominierten – Gelehrtschule beginnt nach herkömmlicher Auffassung das rabbinische Judentum. Sie soll auch den Umfang und die Einteilung der jüdischen Bibel, des Tenach, um die Wende des +1. Jh. festgelegt haben. Jochanan gilt als „Initiator der Erneuerung des jüdischen Glaubens“. Hier wurde angeblich die Basis des rabbinischen Judentums geschaffen. [wiki ↔ Jochanan ben Sakkai]

„Die Weisen von Javne [...] schufen eine Gesellschaft, die auf der Lehre gründete, daß konfligierende Disputanten jeweils die Worte des lebendigen Gottes voranbringen könnten.“ [Cohen 1984, 51; zit. nach: Boyarin, 57]

Die Historiographie des 19. Jh. von Juden und Christen zum Thema „Javne“ funktionierte so, „dass man offenbar tatsächlich die Erzählung des Talmud als ein »Faktum« an(nahm)“. [Alon 1977, 269, 294; nach Boyarin, 61]

„Das Sektierertum endete, als die Pharisäer sich in Javne versammelten und alle verstießen, die nicht Mitglieder ihrer Partei waren. Christen wurden exkommuniziert, der biblische Kanon, wurde von Werken, die auf griechisch oder in apokalyptischem Stil geschrieben waren, gereinigt, und die Tore wurden für die nichtjüdische und jüdische Außenwelt geschlossen. [...] In dieser Interpretation wird die ‚Synode‘ von Javne zu einer

Vorform des Konzils von Nizäa (325 n. Chr.): eine Partei gewinnt und vertreibt ihre Konkurrenten.“ [Cohen 1984, 28; zit. nach Boyarin, 58]

Von daher kommt Javne eine herausragende Stellung zu. Hier beginnt nach gängiger Lesart das heutige Judentum.

C. Warum aber ausgerechnet Javne als Ursprung des rabbinischen Judentums? Die methodischen Voraussetzungen Boyarins

Was die Frage nach der historischen Zuverlässigkeit der rabbinischen Texte angeht, die sich mit Javne befassen, stützt sich Daniel Boyarin auf die Position Neusners, wie sie Martin Goodman beschrieben hat:

„Ich werde der Vorgabe von Neusner folgen, indem ich meine Auswertung der rabbinischen Texte auf die zeitgenössischen beschränke. Der Talmud Jeruschalmi [...] und der Talmud Bavli können durchaus vertrauenswürdige Informationen über die tannaitische Periode enthalten, aber die Forschungen haben ergeben, daß selbst diejenigen Geschichten und Gesetze, die am zuverlässigsten erscheinen – weil sie in den Texten den Tannaiten zugeschrieben werden und in tannaitischem Hebräisch und mishnischen Formeln formuliert sind –, entweder im Licht der Veränderung des nachfolgenden rabbinischen Denkens falsch erinnert, oder sogar bewußt verfälscht worden sein können, um solchen Veränderungen zu Hilfe zu kommen“ [Goodman 1983, 8; zit. nach Boyarin, 112, Fn. 11].

Das bedeutet: Die rabbinischen Schriften können nicht als zwingende Belege für die Zeit angesehen werden, von der sie berichten. Wie Neusner also gezeigt hat, sind rabbinische Dokumente sorgfältig ausgewählt worden nach den Interessen der Überlieferer und Redaktoren. Sie geben nicht die Realität wieder, von der sie berichten, sondern sie konstruieren – unter ideologischen Gesichtspunkten – eine passende Vergangenheit. Allerdings teilen sie uns sehr viel über die Zeit ihrer Entstehung mit, über das was nicht gesagt wird [vgl. Boyarin, 59 f., 62, 64].

Warum die spätere Tradition des rabbinischen Judentums mit Javne als den Ort ihres Ursprungs verbunden ist, ist allein der Umstand, dass Rabban Jochanan dort wahrscheinlich von Römern interniert gewesen war und dort auch möglicherweise gestorben ist. [vgl. Boyarin, 61]

D. Der historische Kontext: Die religiöse Krise des 1. und des 4. Jh.

„am Ende der Spätantike und des antiken Judäo-Christentums kommen zwei literarische Kanones in die Welt – das corpus patristicum und der Talmud –, welche die zwei Orthodoxien des christlichen Mittelalters formen: die katholische Kirche und das rabbinische Judentum“ [ebd., 222].

Was sind die Ursachen? Die Tieropfer

„(standen) in der antiken Welt im Mittelpunkt der Religionsausübung, zumindest der öffentlichen und offiziellen, sowohl bei den Juden als auch bei den Heiden.“ [Stroumsa, 87]

Diese Gemeinsamkeit wurde auch auf Seite der Heiden gesehen, wenn Kaiser Julian in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts schreibt,

„daß die Juden mit den Heiden (*tois ethnesin*) übereinstimmen, wenn man von dem Glauben an einen alleinigen Gott absieht. Dieser Glaube ist ihnen eigentümlich und uns fremd, während wir alles übrige irgendwie gemein haben, Tempel, Heiligtümer und Altäre, Reinigungen und gewisse Vorschriften. In allen diesen Dingen weichen wir entweder durchaus gar nicht oder nur in Kleinigkeiten voneinander ab.“ [Julian; nach: Stroumsa, 87]

So muss es für die meisten Juden ein Schock gewesen sein, als der Zweite Tempel, ihr zentraler Bezugspunkt, der alleinige Ort der Verbindung mit Gott, durch Titus im Jahre 70 n. Chr. zerstört worden ist, Sie waren „offensichtlich gegen ihren Willen“ zu einer Veränderung ihrer Religion gezwungen,

„gegen ihren Willen, denn sie waren offenbar sofort vom Angebot Julians, dem neuen Kyros, eingenommen, ihren Tempel nahezu drei Jahrhunderte nach seiner Zerstörung wieder aufzubauen.“ [Stroumsa, 94]

Die Streitigkeiten darüber, wie denn nun ein neues Judentum aussehen sollte, müssen sich auch durch den Einfluss verschärft haben, den die Kontroversen und Spaltungen innerhalb des Christentums im 4. Jh. auf das Judentum ausübten. Wie Origenes schon festgestellt hatte:

„Darüber hinaus gab es im Judentum einen Faktor, der die Sekten ins Leben rief, welcher in der Vielzahl der Interpretation der Schriften des Mose und der Sprüche der Propheten bestand.“ [Boyarin, 234, Fn. 45]

Erst ab dem 4. Jh. wurde gemäß Boyarin die Grenzziehung, was eigentlich jüdisch, was eigentlich christlich ist, u. a. durch die Dogmen über die Trinität, immer deutlicher herausgearbeitet. Denn es „werden oft, so paradox es anmutet, die jüdischen Aspekte dieses neuen Jerusalems, des christlichen Glaubens, vergessen.“ [Stroumsa, 34]

In dieser Zeit, Ende des 4. Jh., entstanden nach Jacob NEUSNER die Midraschim und der Jerusalemer Talmud. Das bedeutet, wenn man NEUSNER folgt,

„daß beträchtliche Teile des rabbinischen Judentums als Antwort auf den Triumph des Christentums geformt wurden und dass diese Ereignisse des 4. Jahrhunderts eine größere Wirkung auf das jüdische Denken hatten als die Geburt des Christentums selbst.“ [Hilton, 281]

E. Der Aufstieg der rabbinischen Akademie im 5./6. Jahrhundert

Rubinstein, der über die „akademische“ Kultur des babylonischen Talmud gearbeitet hat, erklärt den Aufstieg der rabbinischen Akademie im 5. oder 6. Jh. u. a. mit dem Einfluss der «nestorianischen» Gelehrten, die nach dem Konzil von Chalcedon ins sassanidische Reich emigrierten. Die Nähe der großen Jeschiven zu und die Auseinandersetzung mit den christlichen Zentren liefert für Boyarin eine plausible Erklärung, wieso das talmudische Material so „plötzlich“ anwächst. [Boyarin, 227 f.]

Die Antwort der Rabbinen auf die Krise der Spätantike ist für Boyarin das relativ späte talmudische Prinzip,

„daß «diese und diese», – wie widersprüchlich auch immer – «Worte des lebendigen Gottes» sind“. [ebd. 228]

Das heißt, man gibt den Konsens – den die christliche Orthodoxie mit Nizäa als Antwort auf die Krise angestrebt hat – auf, weil er einfach nicht zu leisten ist und setzt den Dissenz, die „Unentschiedenheit“, an dessen Stelle [vgl. ebd. 230, 233].

Der Terminus „Tora“ wird nun zum Symbol, „zu einer Chiffre für alles, was das rabbinische Judentum bedeutet und was es enthält: göttliche Offenbarung und Inhalt menschlichen Tuns.“ Der rabbinische Weise wird – so Neuser – zur „inkarnierter Tora“. [Morgenstern]

F. Zur Quellenlage

Zur Diskussion des Javne-Mythos und der Entstehung des rabbinischen Judentums sind wir primär auf die spätantiken Texte der Rabbinen in den Talmudim und Midraschim des 5./6. Jh. verwiesen, da nur wenige sonstige Quellen vorhanden sind. Merkwürdig ist nämlich für die ersten nachchristlichen Jahrhunderten, in denen man üblicherweise schon die Existenz des rabbinischen Judentums annimmt,

„das (fast) völlige Verschwinden der Bücher aus der Kultur des rabbinischen Judentums, eine Erscheinung, die bisher nicht genügend berücksichtigt wurde und weitgehend unerklärt bleibt.“ [Stroumsa, 57]

Während im Christentum ab dem 3. Jh. die Literatur florierte, liegt auf jüdischer Seite fast nichts vor, so dass man annimmt, zu dieser Zeit sei nur mündlich überliefert worden.

„Die Niederschrift [...] und deren Kompilation [...] stammen aus späterer Zeit, ohne daß in jedem Fall eine genaue Datierung möglich wäre“ [Stroumsa, 57].

Merkwürdig wirkt ebenso Stroumsas Erklärung für das Schweigen der jüdischen Gelehrten:

„Im Gegensatz dazu [d. i. zum Christentum; m. E.] sammelten die Juden eine Menge mündlicher Literatur an, vermieden aber tunlichst, sie schriftlich festzuhalten.“ [Stroumsa, 57]

Als Sekundärquelle wird üblicherweise ein auf das Jahr 987 datierter Brief des babylonischen Scherira Gaon herangezogen, der sich mit den Rabbinen des Talmud und ihrem Lehrbetrieb beschäftigt [vgl. Oberhänsli-Widmer, 28].

G. Javne als Erfindung eines Mythos des 5./6. Jahrhunderts

Boyarin meint, früheste Schichten der Javne-Legende herausarbeiten und sie vom späten 2. bis zum späten 3. Jh. datieren zu können. Sie entwerfen für ihn „ein imaginäres Javne [...], dessen Hauptanliegen die Trennungen zwischen «orthodoxen» und «häretischen» Juden waren“ [Boyarin, 229]. Sie präsentieren jedoch keineswegs eine reale historische Situation.

Die eigentlichen Schöpfer des Javne-Mythos sieht Boyarin in den Stammnaim des 5./6. Jh. in Babylonien: „Analog zur christlichen Konstruktion des Konzils von Nicäa entwerfen die späten Rabbinen die Synode von Jamnia (Javne).“ [Leonhard, 269]

Diese Stammnaim haben ebenso die talmudischen Legenden über Javne gestaltet, wie auch die Institution der Jeschiva produziert, sie haben dies und alle Institutionen des rabbinischen Judentums so aussehen lassen, „als wären sie das Produkt eines «realen» Javne im ersten Jahrhundert“ [Boyarin, 221].

Vorbild waren für sie die alten Griechen, die dazu neigten, die Gründung von Institutionen einem Kulturheros zuzuschreiben [vgl. Nagy 1996, 76; nach Boyarin, 63]. Boyarin [64] fordert daher, sich nicht mehr auf Javne als ein Gründungskonzil des rabbinischen Judentums zu beziehen.

H. Javne in der Sicht des babylonischen Talmud: der Traktat *bBaba Mezia* 59 a-b

(„b = Babylonischer Talmud; Bava Mezia ist der Name des Traktats, auf deutsch „Mittlere Pforte“; 59b heißt Blatt Rückseite“ [Pilhofer])

Um seine Thesen zu untermauern, geht Boyarin besonders ausführlich auf eine der bekanntesten Javne-Legenden aus dem babylonischen Talmud ein, auf eine kurze Sequenz aus einer längeren Erzählung über Rabbi Eli' eser [*bBaba Mezia* 59a-b]: „die Geschichte von Rabbi Eli'esers Kontroverse mit den Weisen in der Geschichte vom sprichwörtlichen Ofen von Achnai“ [Boyarin, 244 f.].

Boyarin will anhand des Textes und seiner Interpretation die Veränderungen des rabbinischen Lehrhauses aufzeigen, die das heutige Judentum konstituiert haben. Es handelt sich wohl um die bedeutendste Erzählung des

Talmud, denn darüber ist „vermutlich mehr geschrieben worden als über irgendeine andere Erzählung im Talmud“ [Boyarin, 243]; sie gilt „als eine Perle der jüdischen Literaturgeschichte“ [Cohn, *Schlangenföfen*]. Durch den Vergleich mit den Vorgängen, die auf christlicher Seite zu Nicäa geführt haben, kommt Boyarin zu einer neuen Interpretationsweise dieser Erzählung.

J. Der Traktat bBaba Mezia 59 a-b und seine Interpretation

Bei der Diskussion um eine halachische Frage, der Reinheit des Ofens, versucht Rabbi Eli' eser zunächst, seine Position mit den «normalen» rabbinischen Mitteln des rationalen Arguments zu unterstützen; er kann sich jedoch nicht durchsetzen. Dann bemüht er eine andere Quelle der Autorität: das Wunder. Auch dies wird abgelehnt. Auch als die Wände des Lehrhauses einzustürzen drohen, bleibt die Ablehnung. Dann ruft er den Himmel als eine weitere Quelle der Autorität an, dieser steht ihm bei und bestätigt seinen Expertenstatus:

„Da erscholl eine himmlische Stimme und sprach: Was habt ihr gegen Rabbi Elieser; die geltende Norm ist stets wie er sagt. Da stand Rabbi Jehoschua auf und sprach: Nicht im Himmel ist sie. Was bedeutet: Nicht im Himmel ist sie? Rabbi Jirmija erwiderte: Die Tora ist bereits vom Berge Sinai herabgegeben worden (und befindet sich nicht mehr im Himmel). Wir achten nicht auf die himmlische Stimme, denn bereits am Berge Sinai hast du in die Tora geschrieben: Nach der Mehrheit muss man sich richten. Rabbi Nathan traf den Propheten Elija und fragte ihn, was der Heilige (Gott), gelobt sei er, in dieser Stunde tat (wie reagierte er darauf)? Dieser erwiderte: Er schmunzelte und sprach: meine Kinder haben mich besiegt, meine Kinder haben mich besiegt.“ [Cohn, *gemara*]

Für Boyarin zeigt diese Geschichte, dass die Rabbinen alle Formen der Autorität zurückweisen, die auf göttlicher Inspiration, Wunder oder Prophetie beruhen. Alleinige Quelle der Autorität ist die Mehrheitsentscheidung des rabbinischen Lehrhauses. Diese Autoritätsform

„ist apostolisch und institutionell; die Autorität wurde von Mose am Sinai begründet – sie wird mündliche Tora genannt – und durch eine Reihe von institutionellen Zwischenträgern weitergegeben [...], bis sie die rabbinische Institution erreicht hat, die nun allein die Autorität besitzt, durch ihren Willen (also durch den Willen der Mehrheit) zu entscheiden, was für die Praxis korrekt ist“ [Boyarin, 246].

Diese Sequenz aus dem Talmud stellt die „ideologische Inversion“ der Legenden von Nicäa dar [vgl. Boyarin, 246], wie sie Rufinus von Aquileia in seiner Fortsetzung des Geschichtswerkes des Eusebius für den Zeitraum von der Herrschaft Konstantins I. bis zum Tod von Theodosius I. [wiki → Rufinus von

Aquileia] geschildert hat, wo die Autorität nicht durch rationale Argumente, sondern durch Wunder legitimiert worden ist.

„Rabbi Eliéser, so könnte man sagen, repräsentiert die Autoritätsform, die im Christentum des Rufinus vorherrschend wurde – ein absolutes sich Verlassen auf eine unveränderte Tradition und auf die Autorität des heiligen Mannes.“ [Boyarin, 246]

Boyarin warnt hier davor, die rabbinische Kultur deswegen als pluralistischer, demokratischer oder offener als die der nizänischen Orthodoxie anzusehen, denn die Rabbinen gewinnen in der Erzählung nicht

„durch den Beweis, daß sie recht haben, sondern durch die willkürliche Verfügung einer Mehrheitsentscheidung und einer «wilden» midrachischen Lektüre, welche die Autorität einer solchen Abstimmung unterstützt“ [Boyarin, 247].

Die Rabbinen scheinen ihre alleinige Kontrolle, ihre Interpretationsautorität um jeden Preis durchsetzen zu wollen. Denn: „Entgegen allen Lippenbekenntnissen gehen auch die Rabbinen nicht immer zimperlich mit dem Kanon [d. i. die heilige Schrift] um“ [Oberhänsli-Widmer, 39].

So gewinnt Rabbi Jehoschua sein entscheidendes Argument in *bBaba Mezia 59 a-b*, wenn er Exodus 32, 2 anführt, „es sei «nach der Mehrheit zu entscheiden»“, indem er die Verneinungspartikel *lo* einfach kappt, „denn der biblische Text sagt [...] ausdrücklich, dass „nicht nach der Mehrheit zu entscheiden sei““ [vgl. Oberhänsli-Widmer, 40].

Ein weiterer Traktat, *Gittin, Fol. 6b*, betont, dass die alleinige Interpretationsautorität bei den Rabbinen liegt, denn eine göttliche Stimme, die des Elija wird, „zum Garanten dafür, daß göttliche Stimmen im religiösen Leben von Juden nichts mehr zu sagen haben“ [Boyarin, 251].

Und selbst Gott, obgleich er als Autor der Bibel gilt, scheint die Bedeutung seines eigenen Textes nicht zu kennen [vgl. Boyarin, 258]. Das Moment der „Unentschiedenheit“, wie Boyarin es nennt, wird auch durch die Formulierung „diese und diese sind die Worte des lebendigen Gottes“ repräsentiert [vgl. Boyarin, 256, 254].

K. Wie standen die Rabbinen zu Opferkult und Tempel?

Stroumsa konstatiert einen Wandel in der jüdischen Einstellung zum Opferkult; die entscheidende Veränderung scheint sich wohl bei den Rabbinen in Babylonien – m. E. nicht vor dem 5./6. Jh. – ereignet zu haben:

„Die Mischna und andere rabbinische Texte, insbesondere der Talmudtraktat *Berakhot* («Segnungen»), erörtern die Neuinterpretation der Tempeltraditionen. Bei den Rabbinen lassen sich drei Haltungen unterscheiden:“ [Stroumsa, 98]

Die einen ziehen die Zeit des Tempels und seiner Opfer der jetzigen vor. Die andere Haltung ist „zwiespältig“.

„In der dritten in der rabbinischen Literatur vertretene Haltung schließlich ist der Eindruck spürbar, die jetzige Zeit sei der Vergangenheit überlegen. [...] das Studium der Tora, *Talmud Torah*, (trat) an die Stelle der Opfer“ [Stroumsa, 98].

Den Opfervorgang selbst ersetzen die Rabbinen durch die Erzählung des Opfervorgangs und dessen Vergegenwärtigung [Stroumsa, 99].

Allerdings scheint – im Gegensatz zum Christentum – dem Opferkult nie endgültig abgesagt worden zu sein:

„Die Rabbinen leugneten nie den Vorrang des Tempels, und die jüdische Historiosophie kommt immer wieder auf das idealisierte Goldene Zeitalter der um ihren Tempel versammelten und vereinten palästinisch-jüdischen Gesellschaft zurück.“ [Stroumsa, 95]

L. Wie erfolgreich waren die Rabbinen im Judentum?

Die Rabbinen hatten Schwierigkeiten, Hegemonie über die Synagogen und ihre Liturgie zu erlangen; so hat Günter Stemberger auf die „Machtlosigkeit der Rabbinen in den Synagogen“ hingewiesen [Boyarin, 171; Fn. 28]. Die eigentlichen religiösen Führer waren die Vorsteher der Synagogen [Seth Schwartz 2001, 13, nach Boyarin, 171, Fn. 28].

Die Rabbinen konnten sich bis weit in die byzantinische Epoche nicht in den ländlichen Regionen Palästinas durchsetzen [vgl. ebd. 172, Fn. 30].

„Vor dem fünften Jahrhundert war es keineswegs selbstverständlich, daß die Weisen viel mehr repräsentierten als ihren eigenen Kreis. [...] Erst später und – das mag paradox klingen – mit der Christianisierung des Kaiserreichs und insbesondere Palästinas, das zum christlichen Heiligen Land wurde, gelang es den Rabbinen, selbst in Palästina die jüdischen Gemeinden ihrer Autorität zu unterwerfen.“ [Stroumsa, 102]

„Der Prozess der Durchsetzung dieser Traditionen bis zur normativen Geltung und nahezu Gleichsetzung von Judentum mit rabbinischem Judentum dauerte etwa bis zum 10. Jahrhundert“ [wiki ↔ rabbinisches Judentum].

„Die Synagogen selbst waren, wie in den neueren Forschungen oft betont worden ist, wahrscheinlich bis zum Mittelalter nicht unter der Kontrolle der Rabbinen“ [Boyarin, 171].

M. Abschließendes Urteil

1. Javne / Jamnia ist als Gründungsort des rabbinischen Judentums historisch eine Fiktion. Faktum ist allein, dass die Vorgänge um Javne, die der

- Talmud und auch die Sekundärliteratur schildern, die Intention der rabbinischen Redaktoren wiedergeben.
2. Die Zurückverlegung der Gründungsvorgänge des rabbinischen Judentums in ein Javne hängt allein damit zusammen, dass man um der Kontinuität der mündlichen Tora willen – so meine Vermutung – an einen bedeutenden Weisen anknüpfen wollte, nämlich an Jochanan ben Sakkai, der in Javne weilte, aus dem Grund, weil er dort in römischer Gefangenschaft war.
 3. Das Judentum, wie wir es heute kennen, geht auf das rabbinische Judentum zurück und hat mit dem Judentum des Herodianischen Tempels nicht mehr gemein als das Christentum, der andere Zwilling dieser „Geburt“.
 4. Dieses rabbinische Judentum ist in Auseinandersetzung mit dem pharisäischen, dem der Synagogen und primär mit dem Christentum entstanden. Denn Yuval Yadin vermutet „die Auseinandersetzung mit dem Christentum [als] die treibende Kraft hinter dem Judentum von Midrasch und Talmud.“ [wiki ↔ Yuval Yadin].
 5. Das rabbinische Judentum wird erstmals Ende des 4. Jh., deutlicher im 5./6. Jh. greifbar in den Stammait, den anonymen Redaktoren des Babil (Babylonischen Talmuds).
 6. Das rabbinische Judentum hat sich erst ab dem Mittelalter als die alleinige Interpretation des Judentums allgemein durchgesetzt und alle anderen Richtungen verdrängt bzw. 'exkommuniziert'.
 7. Letztendlich hat das rabbinische Judentum m. E. die schriftliche durch die mündliche Tora ersetzt bzw. selbst diese wird durch die „lebende“ Tora – so will ich sie nennen – als die Mehrheitsentscheidung der Rabbinen ersetzt.
 8. Da nun Javne auch als Ort der Kanonisierung der jüdischen Bibel nicht dienen kann, liegt die Vermutung nahe, dass diese wesentlich später erfolgte, – ich vermute – unter dem Einfluss der Rabbinen des 5./6. Jh., die auch hier – m. E. in ihrem Sinne – redigiert haben müssen, wie im Vergleich zur jüdischen Bibel anderslautende biblische Texte in Qumran bezeugen.
 9. Die These, im 3. Jh. habe es keine schriftliche, sondern lediglich weitgehend eine mündliche Kultur im Judentum gegeben, könnte obsolet werden durch den Umstand, dass erst Nizäa und Chalkedon eine Grenzziehung zwischen Judentum und Christentum initiierten. Wer Jude, wer Christ war, war bis dahin nicht einfach zu definieren. „Das Christentum eroberte das römische Reich mit jüdischen Waffen.“ [Stroumsa, 33] Erst „die Hellenisierung der christlichen Denkformen in der Spätantike“ [Stroumsa, 39], wie sie die Konzilien leisteten, hat Unterschiede zwischen beiden erwachsen lassen. Und erst die Herausforderung, diese Unter-

schiede herausarbeiten zu müssen, hat zu einem Aufblühen der schriftlichen Kultur auf jüdischer wie auf christlicher Seite geführt.

10. Die Hoffnung auf das Wiederbeleben des Opferkults ist erst ab dem 4. Jh. im Judentum „gegen ihren Willen“ aufgegeben worden, wenn auch das Ideal des Tempels als vermeintlich goldenes Zeitalter noch weiterlebt.

Literaturliste

Boyarin, Daniel (2009): *Abgrenzungen. Die Aufspaltung des Judäo-Christentums*; Berlin · Dortmund

Cohn, Marcus: *gemara* = http://www.juedisches-recht.de/tal_work_gemara_e.php
- : *schlangenofen* = http://www.juedisches-recht.de/rec_schlangenofen.php

Hilton, Michael (2000): *Wie es sich christelt, so jüdeln es sich*; Berlin

Leonhard, Clemens (2010): Gegenwärtige Ansätze der Rekonstruktion der frühen Geschichte von Judentum und Christentum (Kampling, Rainer / Leonhard, Clemens); *Theologische Revue* 2010 = Jg. 106 (4) Sp. 267-286

Morgenstern, Matthias (2005): *Mutter-, Schwester- oder Tochterreligion? Religionswissenschaftliche Beobachtungen und Überlegungen zum Verhältnis von Judentum und Christentum*; www.compass-infodienst.de. Online-Extra Nr. 10, April 2005

Oberhänsli-Widmer, Gabrielle (2009): Eine Halacha des Mose vom Sinai. Auslegungskultur als Lebensweg im talmudischen Judentum. Sonderdruck aus der Albert Ludwigs-Universität Freiburg. Originalbeitrag erschienen in Reinhard, Wolfgang (Hg. 2009): *Sakrale Texte, Hermeneutik und Lebenspraxis in den Schriftkulturen*. München, S. 27 (67)

Pilhofer, Peter (o.J.): *NT-Repetitorium* (135, Fn. 44);

www.neutestamentliches-repetitorium.de/inhalt/Jesus/Paragraph12.pdf

Stroumsa, Guy Gedalyah (2011): *Das Ende des Opferkults. Die religiösen Mutationen der Spätantike*. Berlin

wiki ↔ entsprechender Artikel in der *Wikipedia-Enzyklopädie*

guenther-bug@t-online.de

Aquileia und Grado

Zwei konkurrierende Bistümer vom frühen Christentum bis zum hohen Mittelalter

Heribert Illig

In memoriam Franz Siepe, 18. 1. 1955 – 1. 7. 2013

Die beiden norditalienischen Bischofs- und Patriarchatssitze, die miteinander, aber auch mit Rom und Konstantinopel konkurrierten, liefern reiches Anschauungsmaterial für die kaiserzeitliche, spätantike und frühmittelalterliche Zeit. Aquileia überwindet Grado im 11. Jh., die dortigen Patriarchen gehen nach Venedig und bringen der Serenissima den Patriarchentitel. Venedig wiederum ‚beerbt‘ Byzanz im Jahre 1204. Rom wiederum setzt den Patriarchen Aquileias im 18. Jh. ab; so hat sich sein Christentum durchgesetzt.

1. AQUILEIA

Gegründet wurde die Stadt beim Vorrücken der Römer ins östliche Friaul und nach Istrien, anno -181, als Stützpunkt vor den Alpen wie vor dem östlichen Karstgebirge. Allmählich bildete sich ein Stern von Handelswegen: nach Genua (*Via Postumia*), nach Padua und Mittelitalien (*Via Annia*), ins Noricum über Aguntum (Lienz) oder Virunum (Klagenfurt; beide *Via Giulia Augusta*) nach Emona (Ljubljana, Laibach; *Via Gemina*) und über Tergeste (Trieste) bis Pola (Pula; *Via Flavia*). Insofern überschritten die Handelsbeziehungen den für das Tiefland typischen Agrarbereich beträchtlich. So konnte Aquileia – nach Rom, Mailand und Capua – bald zur viertgrößten Stadt Italiens aufsteigen.

Aquileia liegt nicht am Meer, sondern an einem kleinen Flusslauf, der einen respektablen Hafen ermöglichte. An dem mit dem Torre vereinigten Natisone wurde ein 500 m langer und 48 m breiter Kai angelegt, auf dem Lagerhäuser, Werften etc. angesiedelt waren [Marcuzzi, 6]. Am nördlichen Ende verbreitete sich der Wasserlauf auf 65 m, um den Schiffen das Wenden zu ermöglichen.

1.1 Stadtentwicklung

Die in der flachen Ebene ungeschützte Stadtlage führt zu immer neuen Angriffen. Bald nach der Gründung wird gegen die noch nicht befriedeten

Kelten aus Stadtmauern zunächst ein Rechteck, dann ein zusätzliches Geviert im Norden gesichert. Damit sind Forum, Theater und Thermen geschützt. Als die Reichsgrenzen immer weiter wegrücken, werden Hafenanlagen, Hippodrom und Amphitheater, Lagerhallen etc. außerhalb der Mauern errichtet. Nicht einmal die Angriffe der Quaden und Markomannen in den Jahren 167 und 178 führen zum Bau neuer Befestigungen, wohl aber der *Bellum Aquileiense* von 238, vor dem die Stadtmauern verstärkt werden und in dessen Verlauf Kaiser Maximinus Thrax die Stadt so lange belagert, bis ihn seine eigenen Soldaten ermorden.

361 belagert Julian (Apostata) die Stadt, die sich im Südosten mit zwei zusätzlichen Wällen geschützt hat. Der Kaiser lässt sogar den Natisone-Torre umleiten, ohne jedoch Erfolg zu haben. In der Zeit wird der Hafen von Grado, unzugänglich im Gewirr der Lagune, verstärkt.

381 findet das Konzil von Aquileia statt, geleitet vom örtlichen Bischof Valeriano, der prompt wegen arianischer Häresie verurteilt wird.

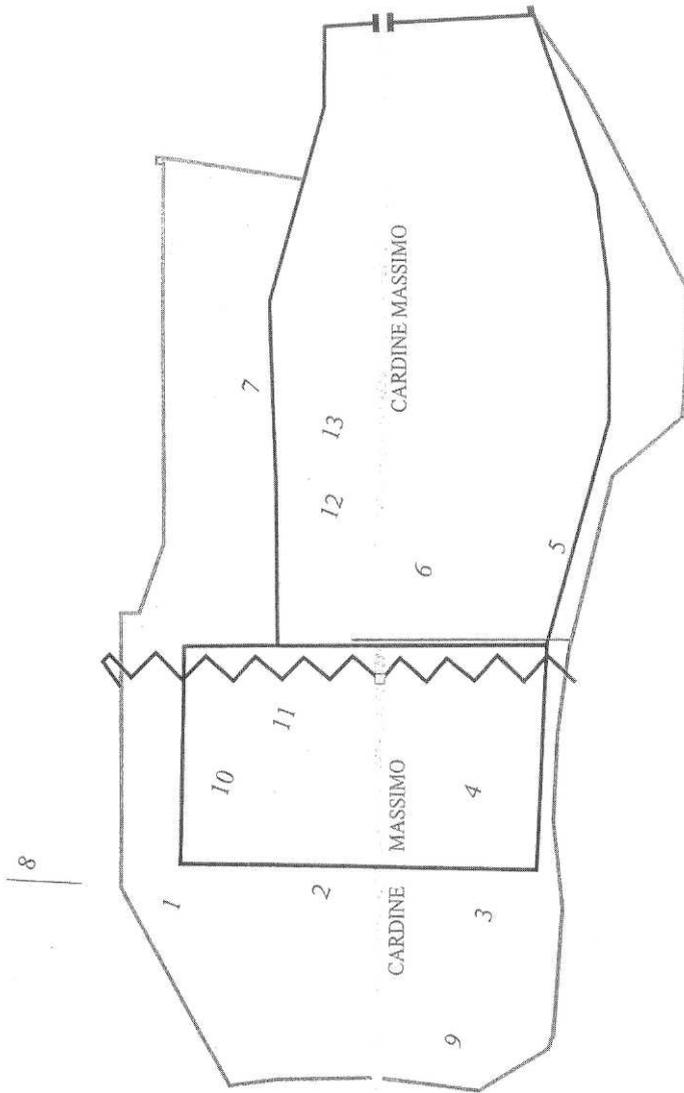
Erst Kaiser Theodosius (379–395) lässt das gesamte Stadtgebiet mit einer umlaufenden Mauer schützen, hat er sich doch gegen drei Usurpatoren (Arbogast, Eugenius und Maximus) zu verteidigen.

401/02 und 408: Die neue Stadtmauer wird von den Westgoten geprüft, die unter Alarich zweimal die Stadt belagern. Unter dem Eindruck dieser Kampfhandlungen wird das *Castrum Gradense* errichtet, eine Inselfestung draußen in der Lagune, den Römern bereits als Ansiedlung vertraut. Nur dort gibt es wirkliche Sicherheit vor heranstürmenden Reiterscharen.

452: Auch ein befestigtes Aquileia hält dem Ansturm der Hunnen nicht stand – die Kurie flüchtet zusammen mit vielen Einwohnern nach Grado. Angesichts der großen Zerstörungen wird von den Rückkehrern im späteren 5. Jh. der nördliche Teil der Stadt aufgegeben und der südliche Teil neu befestigt, indem die ursprünglich republikanische Mauer südlich des Forums erneuert und verstärkt wurde. Doch als 489 die Westgoten anrücken, kommt es zu neuen Fluchtbewegungen hin nach Grado.

Mitte des 6. Jh. entsteht ein seltsames Bollwerk: eine Sägezahnmauer hinter der wohl zerstörten Mauer des späten 5. Jh., wiederum gegen Norden gerichtet. Aber sie scheint weder im *Bellum gothicum* (535–553) noch gegen die Langobarden (568) ein hinreichender Schutz zu sein [vgl. Marocco, 6; Brumat, 4]. Ab 568 residiert der Bischof von Aquileia dauerhaft in Grado (dazu Schlussbemerkung auf S. 382).

Die Stadt am Fluss wird selbstverständlich nicht nur wegen Kriegshandlungen erinnert, sondern auch wegen ihrer Größe – immerhin werden zu ihrer Glanzzeit ca. 200.000 Einwohner gemutmaßt – und vor allem wegen ihrer Bedeutung für das Christentum. Der Historiker Herondas erwähnt sie im 3. Jh., der Dichter Ausonius im Verlauf des 4. Jh., die freilich fragliche *Tabula*



Lageplan Aquileias: 1) Amphitheater, 2,4) Wohnhäuser und Oratorien, 3) Frühchristlicher Bischofskomplex, 5) Hafen, 6) Forum, 7) Circus, 8) Gräberfeld, 9) Marktgebäude aus der Kaiserzeit, 10) Große Thermen, 11) Theater, 12) Curia, 13) Markt.
Mauern: -2. Jh.: das Rechteck und später seine Ausweitung entlang dem Cardo massimo, +4. Jh.: die äußere Umfassung, 5. Jh.: Erneuerung an der Rechteckmauer, 6. Jh.: Sägezahnmauer [Brumat, 4]

Peutingeria am Ende des 4. Jh. Auf ihr wird sie mit einer besonderen Vignette in den Rang von Thessaloniki, Nicäa, Nicomedia, Ancyra und Ravenna gehoben, übertroffen nur von Rom, Konstantinopel und Antiochia. Das wirft günstiges Licht auf die Glaubwürdigkeit dieser Karte, verschwand doch Aquileia bis zur eventuellen Fälschungszeit um 1500 buchstäblich von der Erdoberfläche, ein von fast allen Bewohnern verlassenes Dorf, dessen imperialer Ursprung erst mühsam wieder entdeckt werden musste.

1.2 Fundsituation

Die Archäologen haben hier ein reiches Feld vorgefunden, auf dem bis heute Ausgrabungen durchgeführt werden. Trotz dieser Bemühungen gibt es aus der römischen Kaiserzeit nur relativ wenige architektonische Reste über Bodenniveau. Auf dem Forum sind Säulen aus Marmorfragmenten und Ziegelergänzungen aufgerichtet worden, in seiner Nähe wurde ein 17 m hohes Grabdenkmal restauriert. Entlang einer Ausfallstraße nach Westen ist eine Abfolge von fünf Grabanlagen wiederhergestellt, die ein Bild dieser typischen Römersitte geben (die Grabherren vermerkten in sehr erdgebundenem Stolz die Größe ihres allerletzten Landbesitzes). Ein vielleicht 100 m langes Straßenstück zeigt noch die klassische römische Straßenbaukunst, wie sie beispielgebend von der Via Appia Antica bei Rom bekannt ist. Die übrigen Bauten wie Hippodrom, Amphitheater oder Thermen sind erforscht, aber wieder zugeschüttet worden, wohl weil die blanken Fundamente keinen hinreichenden Eindruck vermitteln können und nur verwittern würden.

Am *Hafen* ist eine idyllische archäologische Zone eingerichtet worden, die neben aufgerichtete Spolien unter ehrwürdigen Pinien die massiven Kaianlagen zeigt. Auch hier kann sich kein klares Bild für den Betrachter ergeben, ist doch jahrhundertlang gebaut worden. Kartographisch lassen sich mindestens zwei, drei Phasen verdeutlichen. Im +1. Jh. lagen die Hafenanlagen außerhalb der Stadt, aber unmittelbar an den republikanischen Mauern. Erst wegen Maximinus Thrax wurde 238 ein Rundturm über einem Lagerhaus errichtet. In der späten Kaiserzeit mussten die Stadtmauern über den Fluss nach Osten gerückt und Hallen wie Kais besser gerüstet werden, nicht zuletzt mit halbrunden Türmen [Brumat, 19]. Das östliche Ufer wurde nach den archäologischen Erkundungen wieder der Landwirtschaft überlassen. Dafür sind zwei Museen in der Stadt wohlgefüllt.

Im Stadtzentrum, am „Capitolo“ sind verschiedene Häuser ausgegraben worden, aus denen die feinsten Mosaiken Aquileias stammen:

„Die Übereinanderschichtung der Böden und Mauern und der Verlust der Schwellen machen es unmöglich, die genaue Anzahl der Häuser und ihrer jeweiligen Zimmer festzustellen. Ein sehr großes Haus [...] wurde sicher

vom 1. bis zum 4. Jh. bewohnt und erfuhr Veränderungen und erhielt neue Bodenlegungen“ [Brumat, 15].

Die verwendeten Symbole weisen auf ein christliches Oratorium hin. Das gleiche gilt für das unmittelbar nördlich gelegene Haus, dessen Bodenmosaik im 4. Jh. verändert worden ist und wegen seiner christlichen Symbolik „Oratorium des Guten Hirten mit dem besonderen Gewand“ genannt wird [Brumat, 16]. Gleich daneben sollte die Kirche der frühchristlichen Gemeinde entstehen.

1.3 Die Basilika

Berühmt ist Aquileia nicht wegen seiner kaiserzeitlichen Funde, sondern wegen seiner Basilika, die mit ihren zahlreichen Bauphasen ein erstaunlich vielfältiges Bild von der Kaiserzeit bis ins hohe Mittelalter ergibt. So braucht es nicht zu verwundern, dass der heutige Anblick ein völlig anderer ist als im 5./6. Jh.

Treten wir vom Capitolo auf das Kirchenareal: vor uns ein mächtiger, freistehender Turm, rechts von ihm eine hohe, dreischiffige Basilika, die Fassade mit vier Lisenen und einem imposanten Biforium gegliedert. Der Eingangsbereich ist mit einem gewölbten Vorbau geschützt, der sich über ein Zwischengebäude zum achteckigen Baptisterium in der Achse des Mittelschiffs fortsetzt. Das wahre Natur der scheinbar frühchristlichen Kirche wird hier gleich vorab gelüftet: 1368 erschüttert ein schweres Erdbeben das ganze Friaul und zerstört auch die Basilika. Danach wird ein Großteil von ihr neu errichtet und dabei verändert: Die runden Arkadenbögen werden in Spitzbögen umgewandelt, darüber hohe, kahle Mittelschiffswände errichtet, die erst ganz oben eine Fensterreihe zeigen, und darüber eine jener Schiffskieldecken gelegt (*carena di nave*), wie sie aus Basiliken in Verona, Padua oder Venedig (Santo Stefano von 1325) bekannt sind. Insofern haben wir eine ‘gotische’ Basilika vor uns, die erst viele Jahrhunderte nach ihren Anfängen die heute vertraute Ansicht erlangt hat.

So seltsam wie ihr heutiges Erscheinungsbild sind auch ihre Anfänge, die ersten von insgesamt neun Bauphasen.

1.3.1 Bauphasen 1 bis 3

Ganz unten liegt ein römisches Wohnhaus des 1. Jh. Der Mosaiküberrest eines seiner Böden hat sich erhalten (**1. Bauphase; 1. Jh.**); im benachbarten Capitolo (s. o.) sind weitere Häuser freigelegt worden, die ein unvergleichlich schönes Bodenmosaik aus winzigen Steinchen – ein Zierband aus Weinreben und Efeuranken, zusammengehalten von einer rotweißen Stoffschleife – freigegeben haben (heute im örtlichen Archäologischen Museum). Diese Wohn-

häuser sind ursprünglich außerhalb der republikanischen Mauer gebaut worden. Später – im 3. Jh. – wurde diese südöstliche Region offenbar mit zum Hafen gehörigen Lagerhäusern überbaut (**2. Bauphase; 3. Jh.**). Nach dem Toleranzedikt von 313 kaufen sich in diesem keineswegs mehr eleganten Viertel die Christen zwei parallel gerichtete Lagerhallen, die sie durch einen dritten Bau verbinden. In diesem Komplex gestalten sie zur Zeit von Bischof Theodoros († 319) parallel eine Nord- und eine Südaula, also Hallen ohne Apsiden (**3. Bauphase, ca. 318**). Vor nicht allzu langer Zeit wurde diese Kirche sogar noch ein paar Jahre früher gesehen:

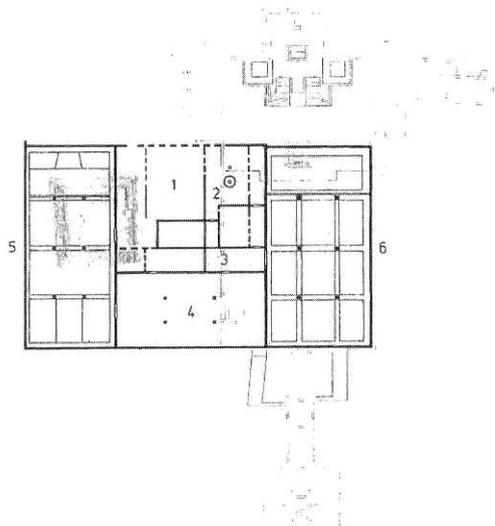
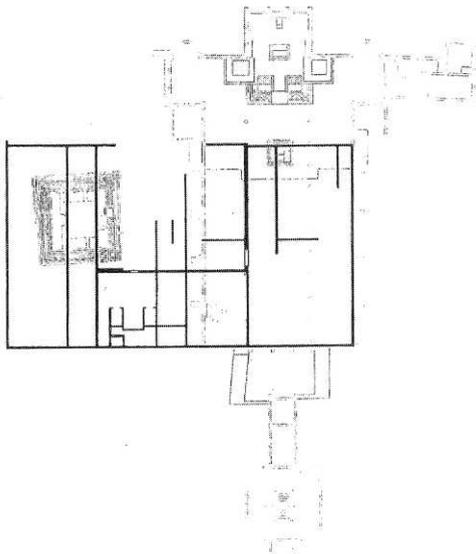
„Jedenfalls ist es eine historisch so gut wie erwiesene Tatsache, dass die erste frühchristliche Kirche nicht in Rom im Jahre 312, sondern in Aquileia um das Jahr 307 entstand“ [Fink 1980, 107].

1.3.2 Frühchristliche Kunst (Bauphase 4 der Basilika)

Aus der seltsamen Aulenanordnung wäre eine christliche Nutzung nicht direkt abzuleiten, auch wenn im Quertrakt ein erstes Baptisterium gefunden worden ist. Aber es gibt die überwältigenden Mosaik des frühen 4. Jh., die zum Teil in der Basilika, zum Teil in der anschließenden kryptaähnlichen Ausgrabung zu bewundern sind. Nach ihrer zufälligen Entdeckung gegen 1900 wurde in der Basilika der darüberliegende mittelalterliche Fliesenboden entfernt, die Mosaikböden des späten 4. Jh. fehlten wohl bereits. So können heute von Plexiglasstegen aus die Mosaik des frühen 4. Jh. bewundert werden, während die Säulen auf hohen Fundamentsockeln balancieren.

Das Mosaik der theodorischen Südaula liegt unter Mittel- und rechtem Seitenschiff der heutigen Basilika. Hier entfaltet sich auf ca. 750 qm in zehn Feldern „der älteste und größte frühchristliche Boden“ [Brumat, 69]. Die einzelnen, durch Akanthusranken abgetrennten Felder sind in regelmäßige Rasterfelder unterteilt, die Tiere oder seltsame Knoten zeigen: Zwei zusammengedrückte Ringe sind im rechten Winkel ineinandergeflochten, dazu tritt auch eine erweiterte Form auf, bei der noch ein dritter Ring in Quadratform eingeflochten ist. Diese auch Salomonsknoten genannten Flechtwerke können in gerundeter oder kantiger Form, auch diagonal gestellt auftreten – so oft, dass man an ein gnostisches Heiligtum denken könnte, weil vergleichsweise kaum ein christliches Symbol auftritt. Wenn wir Rudolf Reiser folgen, dann begegnen uns hier Symbole des Sonnenkultes – etwa die sauber konstruierte sechsstrahlige Rosette oder die von 24 Rechtecken umgebene Sonne –, dann die Sonnenverehrung im Mithraskult – etwa das persische Schachbrett oder die Halbmonde, Hase oder Adler –, und aus dem ägyptischen Bereich der eine Schlange fressende Ibis, der in Europa zum Storch wird. [Reiser, 91-95, 123-131]

Von gleichschenkligen Kreuzen abgesehen, die mit einem einfachen Flechtband gefüllt sind und weniger dem Glauben als der Geometrie folgen,



Oben **Bauphasen 1 und 2**: unten kleinteiliges Domus, +1. Jh., Nord- und Süd-Lagerhalle, 3. Jh. (die darunter erkennbare, heutige Kirche ist geostet).

Unten **Bauphase 3**: Theodorianische Aulen, ca. 318. Eingangsbereich (1), Baptisterium (2), Süd- (6) und Nordaula (5), Verbindungsaula (4) [Brumat 58, 59]

ist kein Kreuz im christlichen Sinn, kein Kruzifix, kein Heiland, kein Lamm mit Siegeszeichen, kein Apostel, kein Märtyrer oder dergleichen zu entdecken. Das muss allerdings kunstgeschichtlich nicht verwundern.

„Das unverhüllte Kreuz in verschiedenartiger Verwendung und Ausformung [...] gewinnt seit dem Ende des 4. Jahrhunderts, sei es in lateinischer oder griechischer Form, immer mehr an Bedeutung“ [Kuhn, 138].

Friedrich Gerke zeigt bei seinen 100 chronologisch geordneten Fotos frühchristlicher Plastiken erst mit Abb. 61 das erste Kreuz (um 370), gefolgt von lediglich zwei weiteren Abb. (Nr. 72, gegen 400, und Nr. 92, um 425). Das Kreuz mit dem Corpus Christi wird erst gegen 420/30 künstlerisches Thema, sofern die beiden anschließend genannten Kunstwerke richtig datiert sind [Gerke, Abb. 94, 95]. Warum das Kreuz so spät für die Christen symbolträchtig wurde, muss religionshistorisch beantwortet werden.

„Oft wird das Konzil von Ephesos (431) als »offizielle Einführung« des Kreuzes als christliches Zeichen genannt. 432 n. Chr. findet sich dann zum Beispiel eine Kreuzigungsdarstellung am Portal der Basilika Santa Sabina auf dem Aventin in Rom, jedoch ohne Kreuz. Als älteste bekannte Kreuzigungsdarstellung in einem narrativen Kontext gilt die auf einem italienischen Elfenbeinkästchen, das um 420 datiert wird“ [wiki → Kreuz (Christentum)].

Das erste Kruzifix als Großkreuz wurde lange bei 980 gesehen (Gero-Kreuz im Kölner Dom); mittlerweile gibt es beharrliche Versuche, hochromanische Exemplare in die Karolingerzeit vorzudatieren [vgl. Illig 1/2005], dabei müsste umgekehrt wohl das Gero-Kreuz verjüngt werden.

Doch es gibt in Aquileia indirekte Bezüge zum Christentum: Da ist einmal ein guter Hirte mit einem um den Hals gelegten Lamm, der aber keine Segensgeste zeigt, sondern eine Panflöte vorweist. Dann eine „Vittoria cristiana“: ein geflügeltes, blondes Mädchen, das einen Lorbeerkranz und ein Palmblatt hält, vor sich einen Korb voll Brot: „Wer von diesem Brot isst, wird ewig leben“ [Joh. 6,51].

1.3.2.1 Jona-Legende

Vor allem aber sprechen großflächige Darstellungen unverkennbar von einer Geschichte aus dem Alten Testament. In einem stark belebten Meer – mit zahllosen Fischen, Mollusken, Krustentieren, Muscheln und Enten – zeigen große Bilder drei Episoden aus dem Leben des Jona: Im ersten wird der Prophet von einem nackten Seemann über Bord und in den Rachen eines Ungeheuers geworfen, während im Boot ein mit weißer Tunika bekleideter und mit einer seltsamen Schleife geschmückter Mann beschwörend die Arme hebt. Im zweiten Bild wird der nackte Jona (am dritten Tag, so die Bibel) von dem

Untier wieder ausgespieen, offenbar auf festes Land. Im dritten Bild ruht Jona nackt und zufrieden in seiner Kürbislaube.

Neben ihm werfen zum Teil geflügelte Ereten ihre Angeln nach Fischen aus oder ziehen ihre Beute mit einem Netz vom Boot aus ein. Während Boote und Getier sehr naturalistisch gezeichnet sind – das Ungetüm mit einem hübsch erfundenen Knotenleib bleibt freilich ein Fabelwesen –, werden die Fischer nicht realistisch abgebildet. Mangels irgendwelcher jüdischer Symbole handelt es sich um keine Illustration des Alten Testaments, die Juden ohnehin verboten gewesen wäre, sondern um die neutestamentarische Schilderung [Mt 4,19; 12,40; 13,47 f.], in der Jesus die Forderung von Schriftgelehrten nach einem Zeichen zurückweist:

„Diese böse und treulose Generation fordert ein Zeichen, aber es wird ihr kein anderes gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jona. Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sei. [...] Hier aber ist einer, der mehr ist als Jona“ [Mt 12, 39-41].

Jona-Darstellungen sind in dieser Zeit keineswegs einzigartig, im Gegenteil:

„Diese symbolische Interpretation war Gegenstand einer der häufigsten Darstellungen in der Katakombenmalerei, Aimé-Georges Martimort zufolge sogar wohl der häufigste nach der des Guten Hirten, anzutreffen praktisch überall, auf Sarkophagen, in Mosaiken u.s.w.“ [Baudry, 174].

Bei Baudry [10, 104 f., 230] werden zwei römische Beispiele gezeigt: aus der Catacomba Anonima di Via Anapo und aus der der Via Latina, beide Maleereien aus dem 4. Jh. In der römischen Sammlung des Campo Santo Teutonico gibt es zwei Sarkophagdeckel, die der Zeit um 300 bzw. der konstantinischen Zeit, also 306 bis 337 zugerechnet werden. Auch auf ihnen sind drei Episoden skulptiert: das Überbordwerfen und Verschlingen durch ein Ungetüm, das Ausspeien und die Rast Jonas in der Kürbislaube. Bei dem älteren Artefakt ist noch eine geflügelte Windgottheit zu sehen, also Präsenz der antiken Götterwelt [Kuhn, 30 f.].

Bei der Suche nach unmittelbaren Symbolen des christlichen Glaubens ist zu berücksichtigen, dass derartige Darstellungen nicht mit Füßen getreten werden sollten und deshalb an die – auch hier freskierten – Wände gehörten. So wurde es auch mit Kaiserbildern gehalten.

Die Mosaikfelder enthalten auch Bildnisse von Stiftern, zum Teil sogar mit der prosaischen Angabe, wie viele Quadratfüße des Mosaiks sie jeweils gespendet haben, weiter eine Karikatur des Bösen, sogar zweimal das Gleichnis von Hahn und Schildkröte, die das Gute und das Böse vertreten; bei ihrem Kampf winkt als Siegespreis die Summe von ∞ CCC, also wohl die Unendlichkeit durch die Trinität [Brumat, 77]. In die Bilderwelt eingefügt ist ein Tondo mit lateinischer Inschrift, die wie folgt lautet:

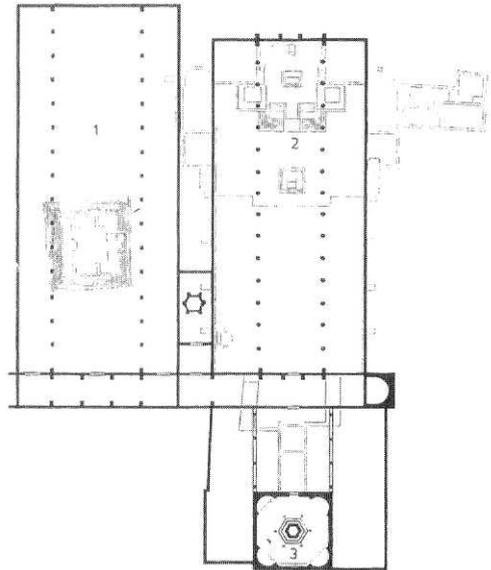
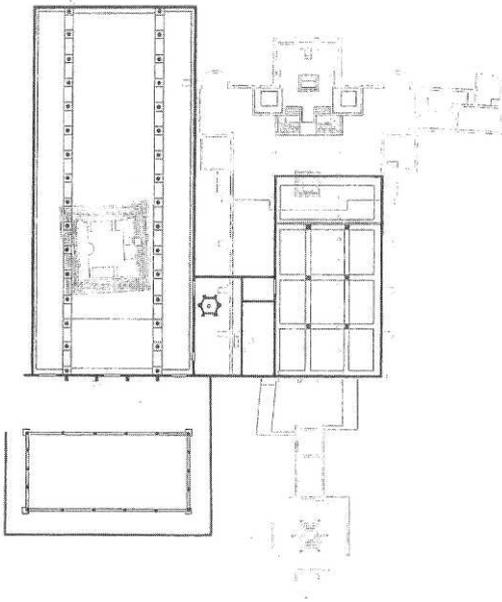
„XP Glücklicher Theodor, denn mit Hilfe des allmächtigen Gottes und der dir anvertrauten Herde konntest du diese Kirche bauen und glorreich einweihen.“ [Brumat, 70]

Dieser Theodorus (ca. 308–319) steht als fünfter in der Bischofsliste Aquileias und hat ein klar auf 314 datierbares Dokument hinterlassen. Insofern wird wohl zu Recht unterstellt, dass er tatsächlich der Auftraggeber für diese reich ausgeschmückte Kirche ist, auch wenn sich keine Priesterbank und kein Bischofssitz in ihrem Grundriss erkennen lässt. Die vielfach vertretenen Fische, auch einzeln in kleineren Medaillons, weisen auf die frühchristliche Abkürzung hin: ICHTHYS für Iesus Christos Theou Yos Soter (Jesus Christus, Sohn Gottes, Heiland).

1.3.3 Bauphasen 4 bis 6 (heute auch unterirdisch)

Weil die alte Südaula nicht bis unter das nördliche Seitenschiff der heutigen Basilika reichte, musste dort der Boden nicht abgetragen werden und zeigt noch die rot-weißen Fliesen des Mittelalters. Von hier wird die Ausgrabung der Nordaula erreicht. Sie demonstriert im Eingangsbereich vor allem die Schichtung der Mosaiken: im Westen das Mosaik des römischen Wohnhauses, gestuft darüber die einfachen Mosaik des theodorischen Querbaus und darüber die posttheodorischen, die möglicherweise bereits in der Mitte des 4. Jh., auf jeden Fall vor 400 gelegt worden sind.

Die Nordaula ist wohl unter Bischof Fortunatus bereits *Mitte des 4. Jh.* beträchtlich erweitert worden (**4. Bauphase**): deutlich verbreitert, auf 15 Arkadenstellungen verlängert, damit 3,5-mal vergrößert und nun vom Westen durch einen Quadriporticus betretbar; auch ist das innerhalb der Gebäude liegende Baptisterium in größerer Form näher an die Nordaula gerückt worden. Deren Bodenfläche ist heute durch den Turm gestört, der mitten in ihr postiert worden ist. (Überraschenderweise ließ sich von der Turmtreppe aus ein Teil der überbauten Mosaik noch bewundern, weil der Turm keine Fundamentplatte hat [Abb. bei Marcuzzi, 31].) Aber auch die weitere Aulafäche hinter dem Turm ist entweder nicht freigelegt oder war fundfrei, so dass nur ein schmaler Gang um die Turmbasis und eine relativ kleine Fläche vor ihr bleibt. Ausgerechnet hier, wo die Mosaikfläche unter dem Gewicht des 74 m hohen Turms um 30 bis 40 cm absinkt, findet sich in einem Medaillon die Inschrift: „Januarius ... de Die dono DCCCLXXX“. Sollte es sich um eine Datierung auf 880 n. Chr. handeln? Dann käme sie deutlich zu früh oder zu spät. Aber es ist keine Datierung, sondern wiederum Hinweis auf die Größe der gestifteten Mosaikfläche [Brumat, 77]. Ein anderes, später eingesetztes Schriftmedaillon nennt ein weiteres Mal den Bauherrn: „O glücklicher Theodor, hier bist du aufgewachsen, hier bist du glücklich.“ Aus seiner Zeit stammt die noch schöner als in der Südaula gestaltete Tierwelt:



Oben **Bauphase 4**: Südaula unverändert, Nordaula posttheodorianisch, um 350, wie auch Baptisterium und Quadriportikus [Brumat, 60] / Unten **Bauphase 5**: Nordaula unverändert, kromatianische Südaula und Baptisterium, um 400 [Brumat, 60, 61]

„Neben Weiß, Schwarz, Rot und Gelb stechen die raffiniertesten Grün- und Blautöne hervor. Realistische und Phantasiertiere in den verschiedensten und sonderbarsten Haltungen scheinen sich mitten im blühenden Garten auszuruhen, zu bewegen, uns mit lebendigen und ungewöhnlich ausdrucksvollen Augen anzusehen. Vögel mit schillerndem Gefieder beobachten verwundert die wunderschönen Siegeskränze aus Blumen und Früchten; ein kleiner Esel stampft und schreit: ein kleines geflügeltes Pferd erhebt sich zum Flug [...]; eine ganze Familie von Rebhühnern hat sich ein unwahrscheinliches Nest bereitgemacht; eine stolze Languste sitzt auf einem Baum und blinzelt gleichgültig zu einem Rochen herüber; ein robuster Widder scheint diese ebenso sonderbare wie phantastische Herde anzuführen“ [Brumat, 77].

Gegenüber diesen edlen Darstellungen treten die *nach* Theodor gelegten Bodenmosaiken Aquileias qualitativ weit zurück. Soweit sie erhalten sind, zeigen sie schlichte Ornamente mit wenig Getier

So lässt sich eine gebrochene Entwicklungslinie erkennen. Im späten 1. Jh. dominierten bei den Römern große Kompositionen – etwa das Nilmosaik von Palestrina oder die Meereskomposition, in Aquileia gefunden und dort im Archäologischen Museum aufbewahrt [Abb. Brumat, 39]. Ein weiteres Großmosaik steht für die Zeit um 220: das Dionysos-Mosaik im Kölner Römisch-Germanischem Museum. Es ist streng ornamentiert, sowohl gerastert wie diagonal; in den entstehenden Feldern werden Szenen aus den Metamorphosen des Ovid gezeigt, Götter – wie der ewig junge Bacchus auf dem Löwen – oder die omnipräsenten Satyrn. Nun wird das Raster in Aquileia gegen 320 für große Bilder und naturnahe Szenen aufgebrochen und die Polychromie gesteigert. Um nach diesem Höhepunkt rasch abzusinken. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, dass die nun staatsreligiösen Christen von der Naturnähe abrückten. So entstehen nun streng ornamentierte Böden und transzendentaler Apsis- und Wandschmuck.

In der **5. Bauphase** wird die Südaula auf fast dieselbe Größe wie die Nordaula gebracht, auch hier ziehen nun 15 Bogenstellungen von West nach Ost. Außerdem wird vor beide Aulen ein Pronaos gelegt, im Westen ein großes, eigenständiges Baptisterium errichtet und mit zwei nach innen geöffneten Gängen mit der Südaula verbunden. Bei diesen Erweiterungen ist sich die Forschung uneins: Sie sollten **Ende des 4. Jh.** unter Bischof Cromatius oder doch erst Ende des 5. Jh. errichtet worden sein.

Ein ganz neuer Museumstrakt, der sich durchs Baptisterium betreten lässt, zeigt sie uns: Hier liegen die Mosaiken des südlichen Verbindungsganges, die jüngst freigelegt worden und deshalb in den einschlägigen Führern noch nicht genannt sind. Es handelt sich um eher starre Ornamentik, an der vor allem die

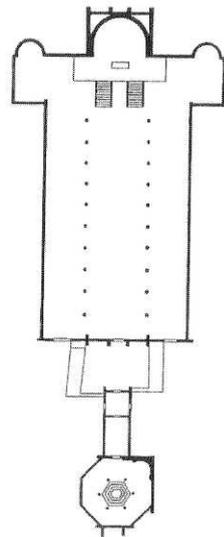
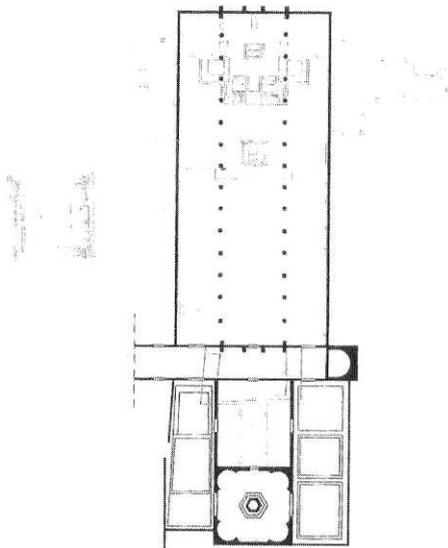
Beschädigungen auffallen: Zerstörte Mosaikteile mussten in ganzen Bereichen mit dünnen Mosaiklinien nachgezeichnet werden; die Überreste haben sich verworfen, fast gewellt und zeigen in mehreren Abschnitten deutliche Brandspuren. Insofern dürften diese Anbauten in einer Katastrophe untergegangen sein. Falls diese Brandschäden bei Attilas Eroberung entstanden sind, wäre klar, dass diese Aula vor Attila unter Cromatius entstanden ist.

Einzuflechten ist an dieser Stelle, dass es in Aquileia eine weitere Basilika mit großen Mosaikflächen aus dem späten 4. Jh. gibt: das *paläochristliche Museum von Monastero* – einem damaligen Vorort von Aquileia –, das über diese Basilika gebaut worden ist. Hier dominieren Ornamente in Grisaille-Technik, um dieser einigermaßen monochromen Darstellung einen leidlich passenden Namen zu geben. Im selben Museum werden Bodenmosaie einer Basilika mit Apsis gezeigt, die ebenfalls vom Ende des 4. Jh. stammen, aber polychrom angelegt sind. Sie wurden in der ca. 1 km vor den Mauern Aquileias liegenden Ortschaft Beligna aufgedeckt [Brumat, 52].

Vor Aquileias Basilikafassade hat das *Baptisterium* vom Ende des 4. Jh. überdauert, das in dieser frühen Phase außen viereckig war und innen vier ausgebuchtete Ecken zeigte, wobei im Innenraum immer noch Ansätze zugehöriger Bogenstellungen erkennbar sind. Wie auch immer die einstige Dachkonstruktion war (es gibt Rekonstruktionen mit Ziegelwölbung oder mit flacher Holzdecke): Das Taufbecken war anfänglich sechseckig, bezogen auf die sechs Schöpfungstage und die neue Schöpfung der Getauften durch Christus [Baudry, 66].

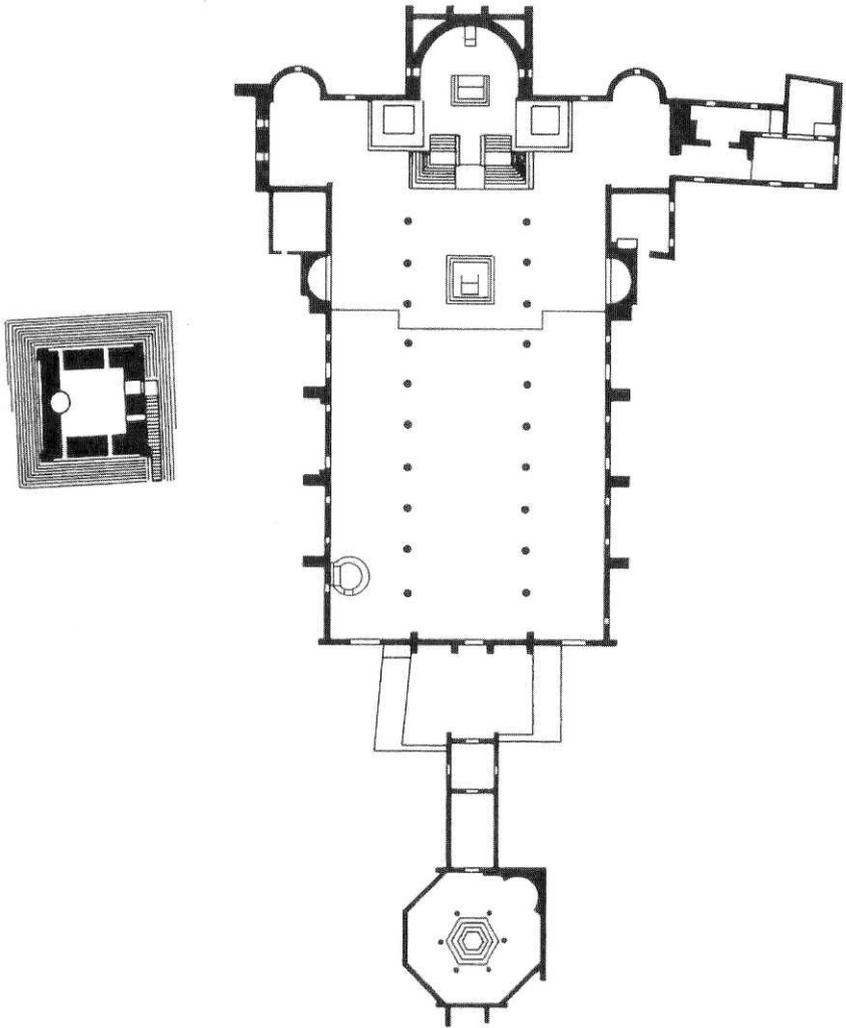
Bis zur Attila-Zeit Mitte des 5. Jh. tauchten größere Datierungsfragen nur einmal auf: ob nun die Mosaik der vergrößerten Südaula eher am Ende des 4. oder Ende des 5. Jh. gelegt worden sind. Für unsere Betrachtung ist außerdem irrelevant, wie man sich die Aufgabenteilung bei Süd- und Nordaula vorzustellen hat, ob also tatsächlich in der Nordaula die Messen gelesen und die Täuflinge in der Südaula unterrichtet worden sind.

Nach dem Hunnensturm, den Aquileias Bevölkerung wohl in Grado überdauert hat (s. u.), beginnen die Rückkehrer den Wiederaufbau, verzichten aber auf den gesamten nördlichen Stadtteil ab dem Forum, den sie mit einer Befestigungsmauer abtrennen. Auch beim 'Capitolo' wird wieder gearbeitet. Auf jeden Fall wird in dieser **6. Bauphase (Ende 5. Jh.)** des Basilika-Gebietes die wohl zerstörte Nordaula ganz abgeräumt; es bleiben Südaula und Baptisterium, dessen Zugang sich verändert: Da ein geschlossener Innenhof geschaffen wird, ist es nur noch über die nun geschlossenen Seitenbauten betretbar. Die vielleicht weniger zerstörte Südaula wird zur einzigen Aula erweitert, die die alte und heute noch gut erkennbare Fassadengestaltung bewahrt, aber merkwürdigerweise noch immer ohne Apsis auskommt.



Oben **Bauphase 6**: Postaltavianische Aula mit Baptisterium, sechseckigem Taufbecken und Innenhof, um 500 [Brumat, 62]

Unten **Bauphase 7**: Maxentius-Basilika, mit Apsiden, Querschiff und Heidenkirche, um 825 [Brumat, 63]



Bauphasen 8 und 9: Poppos Basilika mit Krypta und Campanile, 1031, und Wiederaufbau nach 1368 [Brumat, 63]

1.3.4 Die karolingische Bauphase 7 der Basilika von Aquileia

Nun überlagern sich ein kirchengeschichtlicher und ein politischer Streit, 553 bzw. 606. Ihm folgt:

„Von diesem Zeitpunkt an [606] gibt es also zwei unabhängige Patriarchate in Aquileia und Grado. Aquileia zerfällt langsam; es hat im Mittelalter noch einige kurze Momente der Glorie im 9. und 11. Jh.“ [Brumat, 3].

Wie steht es mit der **7. Bauphase in diesem 9. Jh.**? Hier darf Karl d. Gr. wieder einmal als Blitzstrahl durch die Dunkelheit zucken:

„Im 6. Jh., nach der langobardischen Invasion, hatte Aquileia endgültig seine politische und wirtschaftliche Bedeutung verloren; die Kathedrale war in einem Zustand der öden Verlassenheit verfallen. Mit der Eroberung des Friaul durch Karl den Großen wurde die antike, spirituelle Mutter der Region zum Objekt reger und bewegter Aufmerksamkeit. [Patriarch] Maxentius legte Hand an die Restaurierungsarbeiten der Basilika und veränderte ihr Aussehen, indem er die Krypta unter dem Presbyterium öffnete und das Transept [Querschiff] schuf, wozu er den Bogengang und die sogenannte Kirche der Heiden errichtete“ [Brumat, 60].

Zwar genügt für die Bezeichnung Basilika ein Mittelschiff, das über die beiden parallelen Seitenschiffe hinausragt, aber selbst die römischen Gerichtsbasiliken hatten mindestens eine Apsis. Zum jetzt neu aufgeführten Querschiff gehören die Hauptapsis und zwei kleine Apsiden am Ende des Transepts. Es kreuzt die Kirche nicht, sondern gibt ihr eine T-Form. So ist schon die Lateransbasilika im 4. Jh. konstruiert worden, aber auch noch Sta. Croce in Florenz, 1294, oder I Frari in Venedig, 1325 [Romanelli, 116]. Aber eine karolingische Kirche um 825? Freilich ist bereits den unterschiedlichsten Kirchengrundrissen Karolingertum attestiert worden – aber es gibt einen deutlichen Datierungshinweis: Die Krypta unter der nun erhöhten Apsis ist zierlich gestaltet; sie hat Kreuzgratgewölbe über drei parallelen Schiffen.

Eine derartige *Hallenkrypta* gehört aber nicht zu den karolingischen Erfindungen. Die Evolution der Krypta, soweit sie sich in der falsch datierten Architekturgeschichte verfolgen lässt, beginnt mit einer Kammer in den Fundamenten des Altars (Confessio, vielleicht ab dem 4. Jh.). Zunächst führten zu ihr primitive Stollen (Stollenkrypta, erstmals angeblich in Einhards Basilika von Steinbach, 821). Dann wurde ein Gang im Halbkreis um die Confessio geführt (Ringkrypta; erstmals Sant'Apollinare in Classe, 6. Jh., obwohl deutlich vor der primitiven Steinbach-Lösung). Schließlich wurde die bislang ausgesparte Mitte mit Kreuzgratgewölben überhöht. Das geschah in der Kathedrale von Clermont und in Saint-Aignan zu Orléans, in Gernrode und im thüringischen Rohr – jeweils im späteren 10. Jh. Die beispielgebende Hallenkrypta von St. Michael in Hildesheim entsteht um 1010 [vgl. Illig/Anwander,

500-503]. Bei einem derartigen Entwicklungsgang kann ein Maxentius unmöglich Aquileias Krypta im frühen 9. Jh. gebaut haben.

1.3.5 Die Bauphasen 8 und 9

Aber wir haben bereits gehört, dass Aquileia im 11. Jh. noch einen weiteren „Moment der Glorie“ gehabt hat. Gemeint ist damit Patriarch Poppo, eigentlich Wolfgang von Treffen [Marcuzzi, 14], ehemaliger Hofkaplan von Kaiser Heinrich II. Er war ein Kirchenfürst,

„der mittels einer List die Festung Grados eroberte, und die schamlosesten Gewalttaten begann, die die heiligen Orte nicht aussparten“ [Marocco, 7],

„der dem Bauwerk durch die Anhebung der Außenmauern vertikalen Schwung verlieh; er erneuerte die Kapitelle der Säulen und das Dach, ließ die Apsis mit Fresken bemalen, um die feierliche Wiedereinweihung am 13. Juli 1031 zu verewigen; schließlich ließ er den wuchtigen Glockenturm errichten“ [Brumat, 60].

Zuvor hatte er 1027 eigens ein Konzil einberufen, um „endlich auch wieder die Oberherrschaft Aquileias über Grado zu entscheiden und damit Aquileia als die älteste europäische Kirche nach Rom anzuerkennen“ [Fink, 112]. So wurde dem „nach dem Vatikanstaat mächtigsten und einflussreichsten Kirchenstaat Europas“, bis 1251 im Besitz des deutschen Hochadels, der Weg bereitet, der dann unter italienischem Einfluss – und mit neuem Sitz in Udine – bis ins 18. Jh. langsam verdämmerte [Fink, 113].

Außerdem ließ Poppo einen großen Bischofspalast südlich der Basilika errichten, von dem allerdings nur noch zwei Säulen künden. Die Zuschreibung des Turms hat seine Richtigkeit, auch die der Apsis. Insbesondere ließ sich der Patriarch dort selbst im Kreis der Heiligen verewigen; wie es sich für ihn als lebenden Kleriker gehörte, mit einem goldenen Rechtecknimbus (vgl. dazu und zum karolingischen blauen Rechtecknimbus [Illig 3/1996, 316-319]), während das Kaiserpaar Konrad und Gisela ohne Nimbus auskommen muss.

Doch die Zuschreibung der Kapitelle an ihn ist zu bezweifeln. Denn die Säulenkapitelle sind allesamt nach einem einzigen Muster gefertigt (jenes im Eingangsbereich der heutigen Basilika?), in jener Kerbschnitttechnik, wie sie für Flechtwerke benutzt worden ist. Außerdem sind alle Säulentrommeln gleich, vor allem gleich hoch und stehen auf ebenso gleich gefertigten Basen. Die Romanik hatte derartige Uniformität nie als Ziel, sondern liebte ganz im Gegenteil möglichst unterschiedliche Kapitellgestaltungen: einmal Flechtwerk, dann Personendarstellung oder Pflanzenornament. Außerdem ist das Auswechseln der Kapitelle ein statisch heikler Vorgang, der zwar möglich ist, aber den Einsturz des gesamten Baus bedeuten kann. Auch die romanischen Kapitelle mit Personendarstellungen an den Vierungspfeilern können ihm nicht zugeschrieben werden, weil sie erst aus dem 12. Jh. stammen dürften.

Insofern ist zwar nicht auszuschließen, dass er bereits die Mittelschiffsmauern erhöhen ließ, aber vermutlich geschah dies erst nach den Erdbebenschäden im 14. Jh. Damals war es zwingend, weil die Arkaden ebenso zeitgenössische Spitzbogen erhielten, wie der obere Abschluss der Außenmauern gotisch gestaltet worden ist. Die damalige Gotik verlangte obendrein die Uniformität der ganzen Säulen, lag ihr doch daran, die überschäumende, manchmal derbe, manchmal sogar blasphemische Kapitellplastik der Romanik in abstrakter Einheitlichkeit aufgehen zu lassen [vgl. Illig 2/2005]. *Insofern sind hier andere Zuordnungen vorzuschlagen:*

Patriarch Poppo ließ wie gehabt bis 1031 den Turm bauen und die Apsis ausmalen (**8. Bauphase, 1031**). Außerdem – *und das ist neu* – ließ er die Krypta bauen. Die sechs Kapitelle ihrer freistehenden Säulen tragen im unteren Teil romanische Bogenstellungen als Relief, was dem 11. Jh. entspricht. Sie wird – nach dieser Entkarolingisierung – erst nach der Hildesheimer Krypta gebaut und ohnehin erst gegen 1180 ausgemalt; ihre Fresken stellen „den größten romanisch-byzantinischen Gemäldezyklus der Region dar und einen der wichtigsten Oberitaliens“ [Brumat, 62]. Dargestellt wird u. a. die fromme Sage, wonach der hl. Markus schon im 1. Jh. einen Hermagoras (Ermacora) als ersten Bischof in Aquileia eingesetzt habe, woraus sich Rang und Bedeutung seiner Kirche ableiten. Venedig hat sich nicht ohne Grund genau dieses Evangelisten bedient, indem es seinen Leib bereits 828 geraubt haben wollte, ihn aber erst 1094 in San Marco bestatten konnte.

9. Bauphase (nach dem Erdbeben von 1368): Zu guter Letzt ließen die Patriarchen Bertrand von St. Genesius und Marquard von Randeck im 14. Jh. die eingestürzten Mittelschiffsmauern erneuern, in hier vorgetragener Sicht *einschließlich* der nun erst angefertigten Säulen und Kapitelle, und mit einem Schiffskieldach decken. Man könnte bei den Kapitellen des Mittelschiffs sogar daran denken, dass mit den für die Gotik untypischen Kerbschnittarbeiten ‚auf alt‘ gebaut worden ist, wie das in England längst für das 12. Jh. nachgewiesen worden ist [Albrecht; vgl. Illig 3/2006]. Räumlich näher steht freilich das Ziborium von San Marco in Venedig, dessen reliefierte Säulen wegen der Themenauswahl die Vermutung nahe legen,

„dass hier bewußt die christliche Antike nachgeahmt werden sollte, d. h. eine ‚Fälschung‘ hergestellt wurde, um San Marco mit diesem scheinbar antiken Besitz hohes Ansehen zu verleihen. Dieses Imitat könnte im Jahre 1209, als man die Pala d’Oro neu gestaltete, in Auftrag gegeben worden sein“ [G. Lorenzoni in Romanelli, 66].

Das sind weitere Beispiele dafür, dass das Mittelalter ‚durchtriebener‘ war, als wir uns das im Allgemeinen vorstellen (vgl. S. 427). Neben dem weltabgewandten Klostermönch stand immer der weltoffene Kleriker.

1.3.6 Weitere 'karolingische' Zeugnisse

Damit ist aber der karolingische „Moment der Glorie“ in Aquileia von uns noch nicht auf Null gebracht. Denn ihm werden weitere künstlerische Aktivitäten zugeschrieben: Damals werden etliche Flechtwerksarbeiten in der Basilika installiert, außerdem das Baptisterium außen achteckig gestaltet und mit der sog. Heidenkirche dem Hauptbau angeschlossen.

Die frühen *Baptisterien* in Italien waren 'im Prinzip' durchwegs achteckig: vom lateranischen im 4. Jh. bis zum Florentiner im vielleicht 12. Jh.; das gilt auch für die kleineren wie etwa in Albenga. Dass in der Region von Gorizia/Görz noch die beiden runden Baptisterien von San Canzian d'Isonzo und von Verzone existieren [Brumat, 93], ändert nichts am Prinzip. Insofern ließe sich postulieren, dass auch das von Aquileia bereits im 6. Jh. von quadratischem auf achteckigen Grundriss umgebaut worden ist. Zusätzlich interessant ist an dem Bauwerk, dass es auf den Ruinen zweier römischen Häusern steht, die aus verschiedenen Zeiten stammten. Sein erstes Taufbecken war hexagonal-sterbförmig gestaltet, erst das zweite achteckig, während das heutige wieder sechseckig ist, eine Symbolform, die für die Diözese Aquileia seit dem 4. Jh. bezeugt ist [Brumat, 78]. (Die heute um das Taufbecken gestellten sechs Säulen dürften erst im späteren 20. Jh. installiert worden sein.)

Die sog. *Heidenkirche* bestand eigentlich aus zwei übereinanderliegenden Kapellen, dem hl Petrus (unten) und der hl. Anastasia (oben) geweiht. Die Architektur ist wenig signifikant; die erhaltenen Freskenreste stammen erst aus dem 14. Jh. [Brumat, 78].

Auffälliger sind die *Flechtwerkschranken*, die in der Kirche Aufstellung fanden. Offensichtlich grenzten sie ursprünglich den Altarraum ab. Wie bei derartigen Arbeiten üblich, fielen sie vielgestaltig aus. Rechts von der Apsis steht eine besonders eindrucksvolle Platte, die in ihrer Mitte acht unterschiedliche Bilder zeigt, etwa Adler, Greif, Löwe, Lebensbaum und paarweise angeordnete (antithetische) Tiere. Ringsum an den Seiten gibt es vier verschiedene Begrenzungen. Das dreistreifige Geflecht oben wirkt ebenso verzogen wie ein Korb nach einseitiger Belastung, was in Stein nicht leicht zu kopieren ist. Bei der unteren Begrenzung beginnt das Flechtwerk, wenn wir es von links nach rechts 'lesen', zunächst ganz regelmäßig. Am Ende des ersten Bild schlägt es eine erste 'Kapriole', fängt sich aber noch einmal, bevor es ab der Mitte muntere, selbst gegenläufige 'Kapriolen' ausbildet.

Derart entfesselte Muster sind selten zu beobachten, doch ein Gegenstück ist uns bekannt: aus Cellole nahe San Gimignano. Es stammt aus der Zeit zwischen 1190 und 1238 (selbst wenn es in Zweitverwendung eingebaut worden sein sollte, bleiben ihm 10. bis 12. Jh. [vgl. Illig 3/2009, 687]). Damit können Aquileias Altarschranken nach jenem 9. Jh. entstanden sein, dem zumindest

nördlich der Alpen zahlreiche Flechtwerksarbeiten zugeschrieben werden, obwohl sie späteren Zeiten angehören [vgl. Illig/Anwander, 227-260].

So sind die Zuschreibungen an den Patriarchen Maxentius aus der Karlszeit hinreichend erschüttert. Auch in Aquileia hat man sich zum höheren Eigenruhm pseudo-karolingische Kunstwerke 'gegönnt', die aber keineswegs von der großen Zeit Karls zeugen, sondern aus anderen Epochen stammen. Wer etwa in Venedigs San Marco 'karolingische' Hasen und Vögel auf dem Mosaikfußboden des späten 11. Jh. erblickt oder in Muranos Santi Maria e Donato im schon cosmatenartig gelegten Fußboden Pfauen aus Kantharoi trinken sieht, die antithetisch angeordnet sind und 'karolingisch' aussehen, aber mit 1141 beschriftet sind [Romanelli, 37, 26 f.], der weiß, dass Aquileias Flechtwerke zwanglos ab dem 10. Jh. unterzubringen sind.

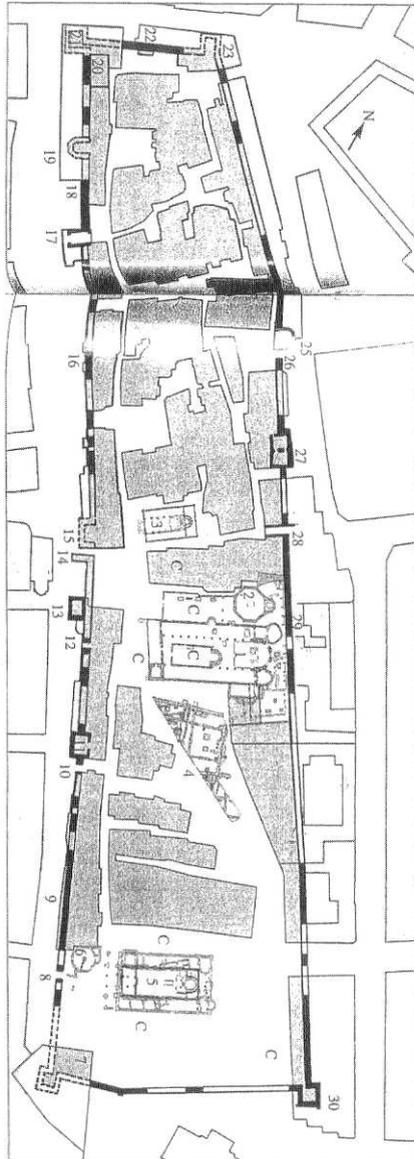
Insofern scheidet die 7. der neun Bauphasen aus; es bleiben aber immer noch mehr als genug für die betrachtete Zeit.

2. GRADO

Wie der römische Begriff *gradus* signalisiert, handelt es sich um einen Meereshafen, der in diesem Fall weit draußen auf einer Insel der Lagune liegt, die mit ihren zahllosen Untiefen, Strömungen und winzigen Eilanden den direkten Zugang vom Festland erschwert. (Grado ist erst seit 1936 über einen Damm erreichbar.)

Die Römer waren auf jeden Fall im 2./3. Jh. auf dem Gebiet dieses Hafens präsent [Marocco, 5], doch erst mit der Gründung von *castrum gradense*, der Festung Grado, zu Beginn des 5. Jh. treffen wir auf eine Ansiedlung, von der wir uns ein deutliches Bild machen können. Ganz offensichtlich hat diese Gründung mit den Wirren der Völkerwanderungszeit zu tun (Westgoten, Hunnen, Ostgoten, Langobarden). Die Spurensuche in der heutigen Altstadt erbrachte ein stark gelängtes Trapez von ca. 350 m Länge, einer westlichen Breite von ca. 50 m und einer östlichen von ca. 100 m. Die Überreste der Ummauerung sind vielfach aufgedeckt worden, mindestens zwei Turmstümpfe sind in späteren Häusern enthalten; ihre Rekonstruktion ist sicher. Nur die Südostecke ist verunklart, weil über dem einstigen Praetorium kurz vor 1000 der Palazzo Pubblico errichtet worden ist, der 1790 zu einer Osteria herabsank, um bald darauf von den Franzosen zu einem kleinen Fort umgebaut zu werden [Marocco, 9 ff.].

Von dem rechteckigen Straßenraster des Lagers hat sich nichts erhalten; statt dessen haben sich vielfach zerklüftete Hauskonglomerate gebildet, die keine römischen oder frühmittelalterlichen Überreste erkennen lassen. So wird ausdrücklich auf ein ältestes Wohnhaus hingewiesen, das noch romani-



Lageplan des Castrum von Grado: Nachgewiesen sind große Teile die Stadtmauern (ausgenommen das Südwesteck), 1) Dom, 2) Baptisterium des Doms, 3) Basilika S. Maria delle Grazie, 4) Bischofspalast, 5) Basilika della Corte, 6) zugehöriges Baptisterium, (C) spätrömisch-frühchristliche Friedhofsbereiche [Marocco, 10 f.]

sche Bögen des 12./13. Jh. erkennen lässt [Marocco, 40 f.]. Nur im Zentrum der Altstadt überdauerten zwei Kirchen und ein Baptisterium, dazu ein Kirchenfundament und die ergrabenen Überreste des Bischofspalastes.

2.1 Basilika der hl. Eufemia (Dom)

Die dreischiffige Basilika mit großer Apsis und viel später vor die Fassade gesetztem Turm ist am 3. 11. 579 von jenem Patriarchen Elias geweiht worden, der Grado in *Aquileia nova* umbenannt hat [Fink, 99]. Dieser Bau hat aber prä-elianische Vorläufer. Nachdem die drei Kirchen von spätantiken Friedhöfen umgeben waren, muss es nicht verwundern, dass hier zunächst eine kleine Friedhofskirche für das Christentum des 4. Jh. bürgt [Marocco, 14].

Sie lag unter dem Mittelschiff der Basilika. Dort lassen zwei Aussparungen eine einschiffige Aula mit gestampftem Boden erkennen, die im 5. Jh. durch eine Apsis mit Rundbank und Kathedra ergänzt worden ist. Obwohl Friedhofskirche, gehörte ein Baptisterium dazu, dessen Taufbecken zur Mitte des 5. Jh. außen sechseckig und innen rund gestaltet war [ebd. 18 f.]. Im Bischofspalast neben dem Dom sind ebensolche prä-elianische Reste ausgegraben worden. Dort liegen aber in versetztem Winkel römische Strukturen darunter, die als „4. Jhd. oder früher“ angesehen werden [ebd. 29].

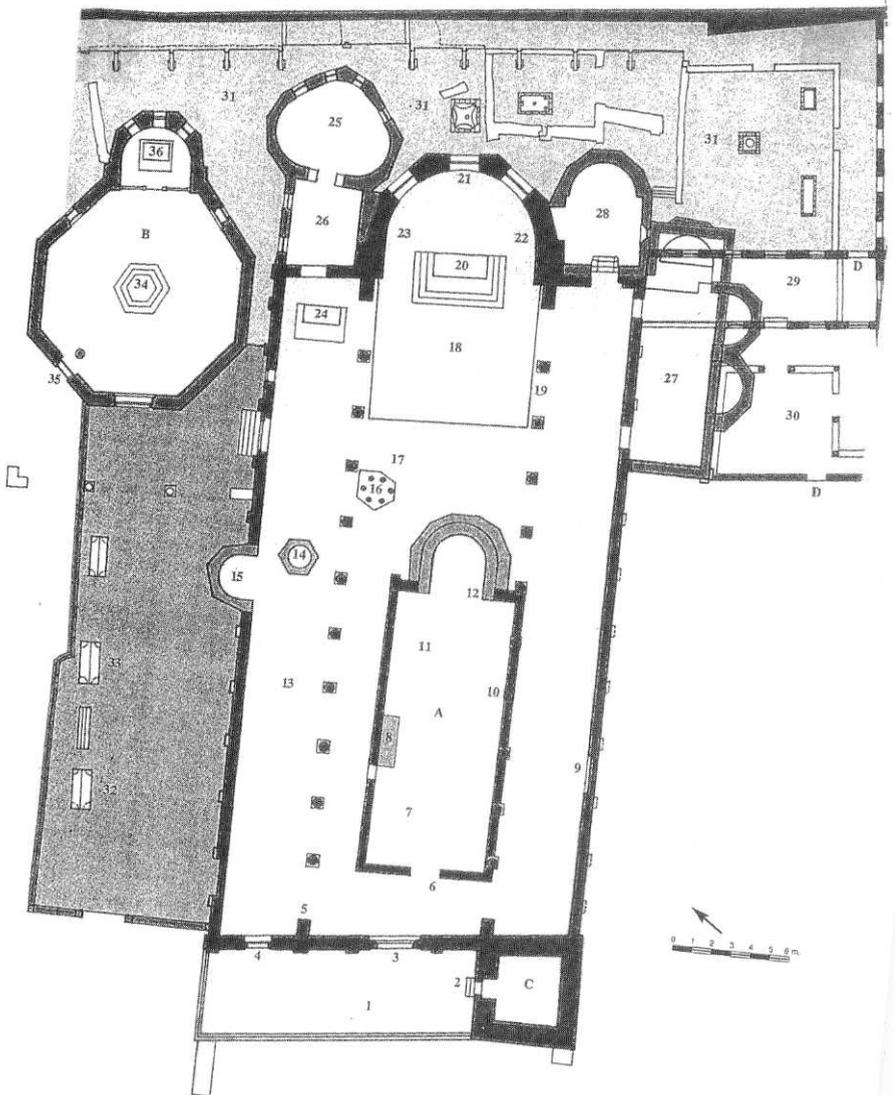
Die Basilika selbst ist in den spätantiken Zustand zurückversetzt worden. Insgesamt 20 wiederverwendete Säulen und Kapitelle des 3. bis 5. Jh. tragen die Hochschiffswände und ihre Rundbögen; auffällig sind die unterschiedlichen Steinsorten und die unterschiedlich hohen Basen. Sie stehen auf einem Mosaik von ca. 700 qm, das nur gezielt Farbakzente mit leichtem grün, gelb und Ocker setzt. Hier ist der Erbauer mit einer Inschrift verewigt:

„Diese Räume, die du anschaust, durch die Vielfalt ihrer Ornamente besonders prachtvoll gestaltet / unter deren vielfarbigem Mosaik sich die nackte Erde verbirgt / hatte ein langer Zeitraum mit den Zeichen der Hinfälligkeit getrübt. / Da aber endete das Alte zur großen Ehre des Neuen / dank des eifrigen Einsatzes des seligen Bischofs Elias. / Dieses Haus ist auf immer der Gottesfurcht geweiht“ [Marocco, 16].

Bilder gibt es hier kaum, ausgenommen einige Vögel; dafür haben sich 40 Inschriften von Stiftern erhalten, dazu ein Rundschild, in dem Elias als „fundator Ecclesiae“ bezeichnet wird. Nachdem sein Monogramm auch im Bodenmosaik des Salutatoriums wie in dem des Mausoleums, außerdem auf einem Pergula-Säulchen auftritt, wirkt er als Kirchengründer des späten 6. Jh. gut gesichert.

2.1.1 Ausstattung des Doms

An Inventar interessiert hier zunächst die *Kanzel*, die gebuste Brüstungstafeln mit den Evangelistensymbolen aus dem 11. Jh. zeigt; die steile gotische Kup-



Grado, Dom: der heute stehende Bau von 579, A) Petrus-Aula (4./5. Jh.), B) Baptisterium, C) Campanile, 25) St. Markus-Kapelle (Trichora) und 26) ihr Atrium, 27) Salutatorium, 28) Mausoleum [Marocco, 18]

pel zeigt gleichermaßen venezianische wie maurische Einflüsse. Aus Platten unterschiedlicher Herkunft ist die *Presbyteriumsschranke* rekonstruiert worden, deren Teile dem 6. Jh. zugeschrieben werden [Marocco, 20]: „Tauben, Pfauen und Lämmer, denen Kanthare oder Kreuze gegenüberstehen, Christus-Monogramm, die Weinrebe“, auch eine blutige Hasenjagd [ebd.]. Fotos zeigen nur ansatzweise Kerbschnitt, kein Flechtwerk, was eher auf frühe, byzantinische Herkunft verweist. Der heutige *Hochaltar* birgt die Marmorspitze einer Altarschranke, bei der das Motiv des laufenden Hundes ein Kreuz umgibt, vor dem der Heiland frei steht, möglicherweise ohne Seiten- und Nagelwunden. Eingeschrieben sind die Namen von Hermagoras, dem mythischen Gründer des Bistums Aquileia, und von Vitalis. Darunter wird der zweite Patriarch dieses Namens verstanden, der von 897–900 auf der Kathedra saß; es könnte sich aber auch um Vitalis III. oder IV. handeln, die nacheinander von 963 bis 1018 im Amt waren.

Im Dombezirk gibt es weitere bemerkenswerte Details. So wirkt die *Trichora* bzw. St.-Markus-Kapelle mit ihrer vielleicht 11-eckigen Außenmauer (und erdbeerförmigem Innengrundriss) so, als ob diese Märtyrerzelle das älteste Bauteil des Ensembles wäre. Nur das *Mausoleum* hat eine originale Wölbung aus Ziegelsteinen, die wegen des Elias-Monogramms im Bodenmosaik ebenfalls dem 6. Jh. zugerechnet wird [Marocco, 22, 24]. Im *Lapidarium* zeigt sich einmal mehr, dass bei den Flechtwerksteinen und Kerbschnitzereien die jeweilige Zeitstellung schon vorab festgelegt ist: Während die anfänglichen Arbeiten seltener dem 5. als dem 6. Jh. zugeordnet werden, müssen große Ambo- oder Brüstungsplatten für „Anfang 9. Jhd.“ stehen [Marocco, 28], um auf die Macht Karls d. Gr. hinzuweisen. Schließlich stand Patriarch Fortunatus II. (803–826) „dem karolingischen Hofe nahe“, ihm lag daran „das Schicksal des Standorts Grado zu verbessern“, ohne damit irgendeinen Erfolg zu haben [Marocco, 7].

Das *Baptisterium* des Doms überrascht durch seine Größe und mit seiner durchfensterten Apsis; auch sein rekonstruiertes Taufbecken ist sechseckig. Der *Altar* zeigt an seiner Front eine schöne Kerbschnittarbeit: Zwei fliegende Tauben und zwei Pfauen flankieren ein Kreuz, das in seiner Form dem des Lotharkreuzes oder dem der Externsteine entspricht, hier aber das Monogramm des Bischofs Probinus trägt, der 569–571 amtiert hat [Marocco, 31].

2.2 Bischofspalast

Zwischen 1910 und 1920 sind südöstlich des Doms Überreste des Bischofspalastes ausgegraben worden. Er stand über spätrömischem Mauerwerk, das wie bei der Basilika della Corte von der Nord-südrichtung abwich, aber nicht in exakt derselben Richtung. Darüber wurde ein Baukomplex errichtet, von

dem die Ausgrabung acht Räume anschneidet; ihre durchgehenden Mauern waren etwas anders ausgerichtet als die darunter liegenden Römermauern. Er wird auf „Mitte 5. Jhd. oder später“ [Marocco, 29] datiert. In ihm sind spätere Ein- und Umbauten zu erkennen, etwa zwei Brennöfen, ein Steinbecken, ein Abwasserkanal, ein kleiner, halbkreisförmiger Raum, auch zusätzliche Säulenstellungen. Hier kennt man nur eine zeitliche Obergrenze: Möglicherweise war es Aquileias Patriarch Poppo, der um 1030 den konkurrierenden Palast zerstören ließ. Insofern setzt man diese Ein- und Umbauten sehr vage auf „ab 7./8. Jh.“ [Marocco, 31]. Mosaik sind hier nicht gefunden worden. Die Örtlichkeit wurde nach der Zerstörung bis 1906 zum Friedhof Grados.

2.3 Santa Maria delle Grazie

Nur einen Häuserblock weiter steht die zweite Kirche von Grados Altstadt. Bei ihr geht es noch ein zeitliches Stockwerk tiefer. Ist der erzbischöfliche Palast gegenüber den darunterliegenden römischen Strukturen um ca. 20° nach Osten verdreht, so hat diese Basilika die Drehung nicht mitgemacht, sondern folgt der älteren Orientierung, weshalb sie noch bei Gültigkeit dieses Schemas gebaut worden sein dürfte. Die Überlieferung spricht von Aquileias Bischof Cromatius als Bauherrn, womit die Zeit um 400 beschrieben und die Ähnlichkeit zu Aquileias Bauten begründet ist. Diese Zeitstellung wird in Grado prä-elianisch genannt. (Romanelli [11] spricht von „um 450“.)

Die ursprüngliche Kirche hatte die gleiche Gesamt- wie auch Mittelschiffsbreite wie die heute bestehende, doch bei gleicher Länge eine Pfeilerstellung mehr. Von ihr ist die Apsiseinrichtung und das freigelegte, 1,07 m tiefer liegende Mosaik des rechten Seitenschiffs vollständig erhalten. Dieses Mosaik ist mit strenger Ornamentik braun und rot auf weiß gerautet. In zahlreichen Feldern finden sich Salomonsknoten, analog zu denen in Aquileia, vorwiegend in schwarz und rot gehalten.

Der Apsisbereich ist hingegen mit schwarzen und weißen Marmorfliesen in einem Sternenmuster ausgelegt. Vorhanden sind auch Bischofskathedra, Priesterbank und ein Biforium.

Dieser Kirche folgte Ende des 6. Jh. unter Bischof Elias ein Um- oder Neubau, bei dem bei gleicher Länge nur noch sechs statt sieben Arkadenbögen über Säulen spannten. Ihre zehn Kapitelle stammen als Spolien aus dem 4. bis 6. Jh. und sind paarweise ausgewählt. Die Proportionen wirken steil, weil die Obergaden weit nach oben geführt und nur bei jeder zweiten Säule mit einer schwachen Lisene gegliedert sind. Auch dieser Kirchenbau war mit einem Mosaik ausgelegt, das allerdings weitgehend fehlt. Ein Rest im linken Seitenschiff zeigt einen Vogel und Zirkelkonstruktionen mit Mönchen.

Als Besonderheit hat diese Kirche eine im rechtwinkligen Gebäude versteckte Apsis, wobei die so entstehenden Räume hinter der Apsis mit einem

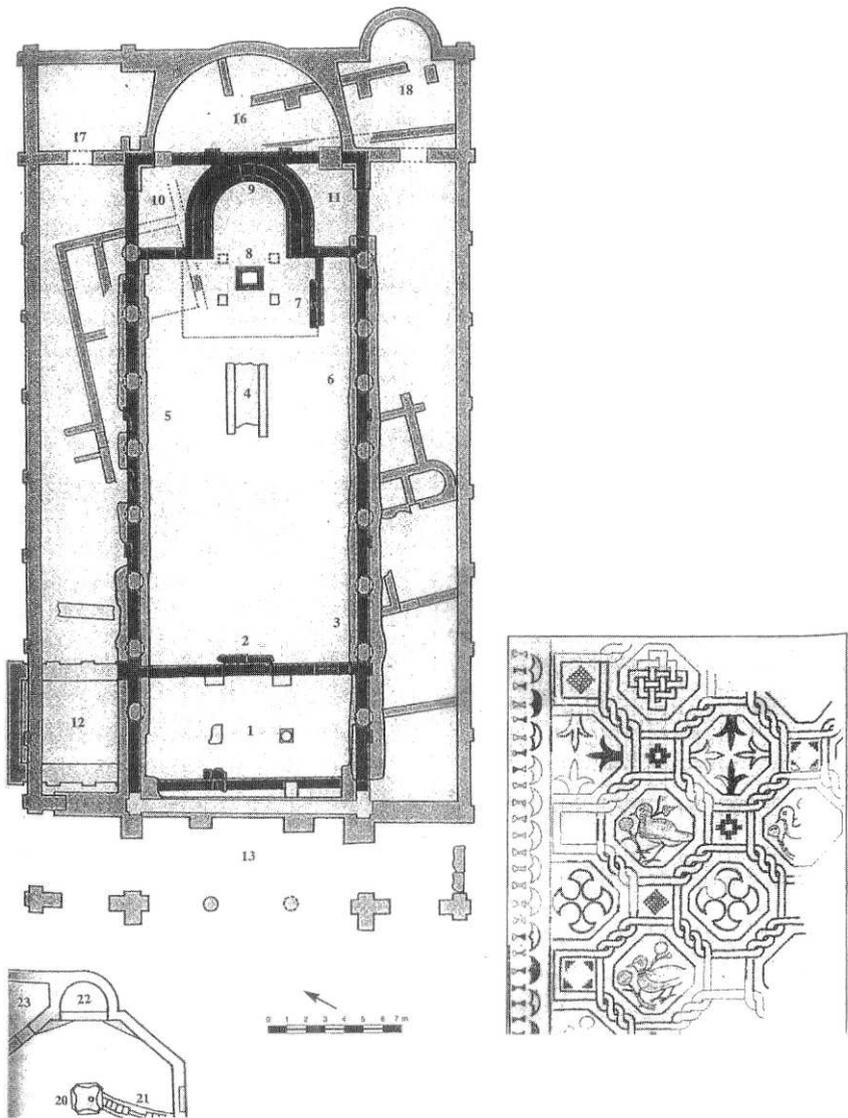
Gang verbunden sind. Diese 'Pastophoria' genannten Räume und der Gang hinter der Apsis sind durchwegs mit Mosaiken der Elias-Zeit ausgelegt. Auch hier finden sich in streng mit Flechtwerk oder Wellenlinien abgegrenzten Feldern die Mönchchen aus dem linken Seitenschiff wieder. Tiere treten nur ganz selten auf, so die zwei Fische aus dem großen Medaillon in der sog. Prothesis, die von drei Salomonsknoten und einer Mönchchenkonstruktion begleitet werden. So bestätigt sich der traurige Befund aus Aquileia, dass sehr schnell, nämlich bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jh., die naturverbundene, farbenfrohe Darstellung einer asketisch-strengen Ornamentierung weichen musste – die Leibfeindlichkeit jener Kirchenväter, die im 4. Jh. 'für Ordnung sorgten' [vgl. Bergmann, 178-184].

Auch in dieser Marienkirche entdecken wir gemeißelte Marmorplatten zur Abgrenzung des Presbyteriums; sie stammen aus der Kirche, werden aber auch hier entsprechend ihrer Ausarbeitung breit gefächert auf das 6. bis 9. Jh. verteilt. Auffällig ist auf der Frontseite eine Platte, bei der zwei Pfauen und zwei Tauben ein Kreuz flankieren. Nachdem hier noch keine Kerbschnitttechnik zu erkennen ist, sollte es sich nach Einschätzung des Autors um eine Relieifarbeit sogar des 5. Jh. handeln.

Dagegen sind im linken Seitenschiff die Überreste zweier Ziborien eingemauert, die einmal dem byzantinischen, einmal dem westlichen Kunstkreis zugeordnet werden. Bei ihnen findet sich als Ornament der laufende Hund, dazu Flechtwerk mit Vögeln und Pflanzen. Dank einer Inschrift kommt ein usurpierender Patriarch namens Johannes Junior ins Spiel. Er habe bereits 807 einen Chorschrankenbalken mit einer Widmung an den „Seligen Markus Evangelisten“ versehen lassen. Allerdings hätten die Venezianer erst 828 die angeblichen Gebeine des hl. Markus den Moslems geraubt [Marocco, 7] – gab es davor schon einen nennenswerten Markus-Kult?

2.4 Fundamente der Basilika della Corte

Nur 100 m vom Dom entfernt stand eine weitere Kirche über römisch-versetzten Mauerstrukturen (**1. Bauphase**) [Marocco, 38 f.]. In der **2. Bauphase** entstand ein wiederum nach Osten gedrehter, einschiffiger, außen rechtwinkliger Bau, der im Innern eine kleine Apsis barg. Sein Presbyterium lag erhöht, wie auch der Altar durch ein Ziborium überhöht wurde, während unter dem Altar noch die Reliquiengrube gefunden worden ist. Diese erste Kirche wird ans Ende des 4. Jh. gesetzt, was dem Verfasser im Vergleich mit der Marienkirche als zu früh erscheint; sie ist bereits der Rasterdrehung gefolgt und kann eigentlich erst in der zweiten Hälfte des 5. Jh. gebaut worden sein. Das verschöbe die Anbauten der **3. Bauphase** um einige Jahrzehnte. Bei ihnen handelt es sich um eine neue, vor das Atrium gestellte Fassade, um die Eingliede-



Grado, Basilika della Corte: Am tiefsten die römische Bauphase (vor 4. Jh.), mittig die nach rechts gedrehte einschiffige Aula (Ende 4. Jh.) mit Ergänzungen (Anfang 5. Jh.), darüber die dreischiffige Basilika (Ende 5., Anfang 6. Jh.) und ihr Baptisterium. Mosaik 6. Jh., oben ein dreifacher Salomonknoten [Marocco, 38 f.]

rung des Atriums in die Kirche und um ein daneben liegendes „Mausoleum“. Die 4. **Bauphase** wird zwischen 500 und 550 angesetzt und benötigt demnach keine Umdatierung. Diese größere Kirche war nun dreischiffig; die jeweils acht Säulen ihrer beiden Mittelschiffarkaden standen auf den ursprünglichen Außenmauern. Angefügt wurde eine neue, nun mittelschiffbreite Apsis, neben ihr eine Kapelle mit Apsis und ein Nebenraum. Der Kirche vorgelagert entstand ein Narthex mit vier Kreuzpfeilern, zwei Säulen und einem Marmorbelag.

Beide Kirchen besaßen Mosaikböden. Ein Überrest des älteren wirkt feldweise wie ein gemusterter Teppich; beim jüngeren folgt dann eine ornamentale Struktur mit Salomonsknoten, griechischen, flechtwerksgefüllten Kreuzen und Stifterinschriften. Es wirkt römisch-merkantil, wenn auch hier die gestiftete Fläche in Fuß angegeben wird. Von dem späteren Mosaikboden kündigt nur noch eine Zeichnung des 20. Jh.: erneut eine Ornamentstruktur mit achteckigen Feldern, in denen vier gleichgestaltete Vögel, ein dreifacher Salomonknoten und Mönchenstrukturen auftraten

Ein zugehöriges Baptisterium dicht vor dem Narthex gibt Rätsel auf. Es war kleiner als das des Doms, innen achteckig und um eine Apsis und einen Nebenraum ergänzt. Der Taufbeckenboden liegt heute im Lapidarium; er war viereckig mit gebrochenen Ecken. Diese Bauphase wird gleichzeitig zur 4. Bauphase gesehen. Aber offenbar lagen darunter die Fundamente eines älteren Baptisteriums, das wohl gleichgroß war, aber möglicherweise so ausgerichtet war wie die unter der ersten Kirche liegenden Römerfundamente. Es ist heute zugeschüttet.

2.5 Zusammenschau

Demnach erhalten wir in Grados Castrum eine Reihung vom 3. Jh. bis um 600, wenn wir die Umbauten im Bischofspalast vor dem erfundenen Mittelalter ansetzen:

Profan-römische Baustrukturen, nachgewiesen

- unter der Basilika della Corte („vor dem 4. Jhd.“ [Marocco, 39]).
- unter dem Bischofspalast („4. Jhd. oder früher“ [Marocco, 29]),

Sakrale Bauten, gegenüber den römischen gedreht:

- erstes Corte-Baptisterium (400),
- erste Marienkirche (400),
- erste Chiesa della Corte (400; vielleicht 450),
- Vorläuferbau des Doms (Petrus-Aula, Ende 4. Jh./5. Jh.),
- Bischofspalast (450 oder später),
- zweite Chiesa della Corte (530),
- zweites Corte-Baptisterium (530),

- zweite Marienkirche (570),
- Dom selbst (579),
- Baptisterium des Doms (579),
- Bischofspalast-Umbauten (ab 7./8. Jh.; Umdatierung: um 600).

Da für 401/02 und 408 Belagerungen Aquileias durch Alarichs Westgoten berichtet werden, könnte das die Zeit sein, in der die Ausrichtung der sakralen Gebäude neuerlich geändert worden ist. Könnte das mit einer Abkehr vom Arianismus zu tun haben? Mit einem neuen Kirchenpatrozinium? Wir wissen nichts darüber. Auf alle Fälle ist die These vom erfundenen Mittelalter durch materielle Funde hier nicht zu gefährden.

Im nachfolgenden Mittelalter geschieht architektonisch nicht mehr viel. Grado erhält noch kurz vor 1000 einen Palazzo Pubblico, wird gegen 1030 erfolgreich durch den Patriarchen Poppo attackiert und kurz nach 1100 von den Patriarchen verlassen. Ab da dümpelt das Gemeinwesen vor sich hin. So kann es nicht verwundern, dass in der Altstadt jeweils nur ein einziges Haus das 12./13. Jh., das 15. und das 17. Jh. vertritt [Marocco, 40 ff.].

Überraschend sind sowohl in Grado wie in Aquileia die vielfältigen, vielschichtigen Belege in der Spätantike. Während andernorts kaum Funde zutage treten, gibt es hier Belege vom 3. Jh. bis ins frühe 7. Jh. hinein; allein das Basilikagebiet von Aquileia zeigt sechs Bauphasen für diese Zeit. Wenn man bedenkt, dass in Poreč/ Parenzo in und um St. Euphrasia ebenfalls mehrere Mosaikböden unter denen der eigentlichen Bauzeit (6. Jh.) liegen, und wenn man die zahlreichen Bauten Ravennas des 5. und 6. Jh. Revue passieren lässt, so erweist sich die nördliche Adria als Garant für das Zusammenspiel von römischer und byzantinischer Kultureinflüssen wie für das erfundene Mittelalter.

Literatur

- Albrecht, Stephan (2003): *Die Inszenierung der Vergangenheit im Mittelalter. Die Klöster von Glastonbury und Saint-Denis*; Berlin
- Baudry, Gérard-Henry (2009): *Handbuch der frühchristlichen Ikonographie*; Freiburg u. a.
- Bergmeier, Rolf (2012): *Schatten über Europa. Der Untergang der antiken Kultur*; Aschaffenburg
- Brumat Dellasorte, Gabriella (2005-2010): *Aquileia und San Canzian*; Venedig (Fotografien von Alessio Michele und Gabriella Brumat Dellasorte)
- Fink, Humbert (1980): *Venetien zwischen Gardasee und Istrien. Der Doge kam nur bis Asiago*; München
- Gerke, Friedrich (³1948): *Christus in der spätantiken Plastik*; Mainz
- Illig, Heribert (3/2009): Flechtwerk und Planetenlauf; *Zeitensprünge* 21 (3) 684-694
- (3/2006): Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis; *Zeiten-*

- sprünge* 18 (3) 692-712
- (2/2005): Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen 2005 am 6./7. Mai in Zürich; *Zeitensprünge* 17 (2) 260-269
 - (1/2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124
 - (4/1996): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477
 - (3/1996): Roms ‚frühmittelalterliche‘ Kirchen und Mosaike. Eine Verschiebung und ihre Begründung; *Zeitensprünge* 8 (3) 302-326
 - (2/1993): Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 41-56
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des Frühmittelalters*; Gräfelting
- Kuhn, Walther (1962): *Frühchristliche Kunst aus Rom* [Ausstellungskatalog für Villa Hügel, Essen, ohne gemeinsamen Herausgeber oder Redaktionsleiter. Kuhn hat die wissenschaftliche Beschreibung der Ausstellungsstücke aus der Sammlung des Campo Santo Teutonico verantwortet. Beteiligt waren auch W.F. Vollbach und Leonhard Küppers]; Essen
- Marcuzzi, Luigi (1993): *Aquileia und seine Kunstschätze*; Aquileia (Fotografien von Mario Zanette)
- Marocco, Ezio (o.J., 2000): *Grado. Ein kunsthistorischer Reiseführer*; Triest
- Reiser, Rudolf (2001): *Bayern und Salzburg um Christi Geburt. Die keltisch-römische Vergangenheit*; München
- Romanelli, Giandomenico (Hg. 2012): *Venedig. Die goldenen Jahrhunderte*; Potsdam (1997, Udine)

*

Der fürs tiefere Verständnis eigentlich notwendige Artikel über das Zusammenspiel zwischen den Patriarchaten von Aquileia, Grado und Venedig, die zeitweilig auch in Cormons, Cividale oder Udine ansässig waren, über den geistlichen wie weltlichen Charakter von Aquileias Patriarchat und über das Schisma zwischen Rom und Aquileia im 6. Jh. musste leider wegen der stetig länger werdenden Protokollierung der Grazer Podiumsdiskussion zurückgestellt werden.

Die altenglische Literatur bestätigt die Phantomzeit

Renate Laszlo

Beim Studium der altenglischen Literatur fällt auf, dass die ersten Aufzeichnungen in Dialekten der Landessprache, von denen aber nur wenig Belege erhalten sind, aus dem 7. Jh. stammen, während der überwiegende Anteil der angelsächsisch-muttersprachlichen Literatur nur als Unikate in vier voluminösen Sammelkopien in westsächsischem Dialekt überliefert und dem 10. Jh. zugeordnet wird. Aus dem angeblich dazwischen liegenden Zeitraum vom 7. bis zum 10. Jh. gibt es in den Königreichen in England keine schriftlichen Zeugnisse für eine landessprachliche Literatur. Das ist unbestreitbar eine zwingende Bestätigung der Phantomzeit! Woher sollen sonst nach dreihundert Jahren ohne Literatur die Vorlagen für die vielen in das 10. Jh. datierten westsächsischen Kopien kommen?

Die Christianisierung Englands erfolgt fast gleichzeitig von zwei Seiten. 597 landen die römischen Missionare auf der Halbinsel Thanet im Süden Englands und erhalten von König Aethelberht in Kent Unterstützung bei der Gründung des Erzbistums in Canterbury; 635||935 errichtet König Oswald von Nordhumbrien für den irischen Bischof Aidan einen Bischofssitz in Lindisfarne.

Nach der Taufe der Engländer geht der Bau von Klöstern Hand in Hand mit angeschlossenen Klosterschulen, in denen der Adel und die altenglische Oberschicht ausgebildet werden, und schon bald ist die Zeit der angelsächsischen Sänger vorbei und die englische Literatur wird in der lateinischen Sprache erstellt. Aber vom 7. bis 10. Jh. gibt es in England auch noch keine Literatur in Latein, abgesehen von den nordhumbrischen Fehldatierungen oder Rückversetzungen der lateinischen Chronisten Beda von Jarrow und Simeon von Durham sowie dem Schriftsteller Alkuin von York in die Phantomzeit von 616 bis 766, die den Geschichtsverlauf der Realzeit von 916 bis 1066 wiedergeben.

Diese drei geschichts- und literaturlosen Jahrhunderte sind bis 766 von Beda und Simeon mit Fehldatierungen gefüllt, die in die Zeit vor 1066 verschoben werden müssen, was aber außer mir bis jetzt niemand getan hat.

Für den Geschichtsverlauf von 916 bis 1066 in England gilt generell das, was Beda, Alkuin, Simeon und danach viele andere Schriftsteller unzutreffenderweise in die Phantomzeit von 616 bis 766 datieren. Da diese Fehldatierungen bis heute nicht erkannt und richtiggestellt werden, strotzt die Geschichts-

schreibung in England vor 1066 nur so von Verdoppelungen, Widersprüchen, Irrtümern, sogar Fälschungen und muss deshalb geprüft, korrigiert und neu geschrieben werden. Dazu habe ich in meinen Beiträgen in den *Zeitensprüngen* ab 2006 schon Vorarbeit geleistet.

Die restlichen 150 nicht existenten Jahre der Phantomzeit von 766 bis 916 versuchen die Chronisten im 11./12. Jh. rückwirkend mit erfundenen Ereignissen und fiktiven Personen zu füllen, um die eingeschobenen Leerjahre zu überbrücken und damit zu vertuschen, wie es vom Klerus gefordert wird. Dabei werden die Übergänge von der Realzeit in die Phantomzeit und von der Phantomzeit wieder zurück in die Realzeit den Umständen angepasst und sind für die Königreiche in England fließend. Diese Fiktionen müssen ersatzlos und konsequent gestrichen werden.

Der westsächsische Fälscher und Laienchronist *Aethelweard* (um 1100, nicht identisch mit dem bis 998 bezeugten Ealdorman Aethelweard), der nicht nur eine Chronik in einem von William von Malmesbury wenig geschätzten Latein, sondern auch eine in der altenglischen Landessprache verfasst, ist der Erfinder einer fiktiven Dynastie des Sagenkönigs Alfred, die er samt Vor- und Nachfahren äußerst geschickt, hinter der Fehldatierung von Beda und Simeon, in die restliche Phantomzeit einbaut [vgl. Laszlo 2/2009].

Bis zu Bedas Tod, 734, dem Jahr der ersten Rezension der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* und des Beginns der Lücke von 223 Jahren, die Eadmer von Canterbury in seiner Chronik auslässt, folgt Aethelweard der Geschichtsrückversetzung und Fehldatierung Bedas in seiner *Historia*.... Die Fortführung bis 766 als *Continuatio Bedae* durch den nordhumbrischen Chronisten Simeon von Durham ist Aethelweard allerdings nicht bekannt.

Aethelweard berichtet nach Bedas Tod mit lückenhaften, gegenüber der *Continuatio Bedae* meist um ein Jahr oder zwei Jahre differierenden Annalen über den Regierungsantritt des nordhumbrischen Königs Eadbyrht in 738, die von 750 bis 753 von König Cuthred geführten Kriege, den 754 nur ein Jahr regierenden König Sigebyrht und die 757 erfolgte Übernahme des Thrones durch König Cynewulf von Wessex. Er vervollständigt damit die Geschichte von 734 bis 766, die ebenso versetzt werden muss, in die reale Zeit von 1034 bis 1066.

Simeon von Durham berichtet, dass König Cynewulf von Wessex bereits im Jahr seines Regierungsantritts einem Meuchelmord durch politische Gegner zum Opfer fällt. Aethelweard dagegen, in Unkenntnis Simeons *Continuatio Bedae*, verschweigt die Ermordung Cynewulfs im gleichen Jahr der Thronübernahme und verlängert fälschlicherweise Cynewulfs Leben und Regierungszeit um rund drei Jahrzehnte, die er mit einer erfundenen eindrucksvollen Biografie und einer spektakulär konstruierten Todesursache für Cynewulf füllt. Diese fiktive Biografie Cynewulfs nutzt er zum Übergang und

Einstieg in seine Fälschungen über die hypothetische Dynastie des Sagenkönigs Alfred. Nach Erfindung der Geschichte vom Großvater bis zum Enkel Alfreds leitet er über in die Realzeit mit dem Regierungsantritt des Zeiteinspringers Edmund I. von Wessex, 939, den er aber fälschlicherweise als einen Sohn des kinderreichen Phantomzeitkönigs Eduard ausgibt, obwohl er zur Dynastie Cynegisls gehört.

Das nordhumbrische Gegenstück Aethelwards ist der Zeiteinspringer *Simeon von Durham* (ca. 1060–1130 [vgl. Laszlo 1/2013]), der Bedas Tod auf den 25. Mai 735 terminiert. Unabhängig vom Westsachsen Aethelward führt auch Simeon aus der Rückschau die ab dem Einschub der Phantomzeit in 616 von Beda fehltdatierte und rückversetzte Geschichtsschreibung der *Historia Ecclesiastica...* bis 766 mit der *Continuatio Bedae* fort.

Simeon von Durham wird um 760||1060 in Nordhumbrien geboren und erhält seine erste Erziehung und Ausbildung in Bedas Kloster. Im Jahr 1085 der neuen Inkarnationszeit gibt die ganze Mönchsgemeinschaft das Kloster in Jarrow, in dem bis zu diesem Zeitpunkt noch in die alte Inkarnationszeit datiert und fleißig Bedas Kirchengeschichte kopiert wird, auf, um nach Durham überzusiedeln, wo die Nachphantomzeit schon eingeführt ist. Für den von langer Hand von den Normannen, Bischof Walcher von Durham und König William von England, sowie dem Papst geplanten Umzug werden die Übersiedler mit der Kirche von Tynemouth einschließlich einer kostbaren Reliquie belohnt [vgl. Laszlo 1/2013, 156, 163 f.].

Der Chronist muss im 12. Jh. seine beiden Chroniken über die Kirche von Durham und die Könige von England nach seinem eigenen Bekenntnis auf Geheiß seiner Kirchenälteren schreiben. Auch Beda nennt Abt Albinus von Canterbury als Urheber, Gewährsmann und Helfer, der ihn zu der Niederschrift seiner Kirchengeschichte des englischen Volkes gedrängt und durch Bischof Nothelm von London mit Dokumenten versorgt hat. Durch diese klerikale Zensur will die Kirche auf Biegen und Brechen verhindern, dass die Phantomzeit ans Licht kommt.

Nach dem Vorbild Aethelwards für das Königreich Wessex füllt auch Simeon für Nordhumbrien die restlichen 147 respektive 150 Phantomjahre von 766 bis 913/16 mit erfundener Geschichte aus, wobei er auf die Fälschungen Alkuins, Aethelwards und anderer anachronistischer Fälscher aus Wessex zurückgreift oder seine Fiktionen absichtlich mit Geschehnissen aus der Realzeit vor oder nach der Phantomzeit vermischt, die der erste Übersetzer von Simeons Chronik im 19. Jh. als Irrtümer und Fehler brandmarkt, aber nicht als Fälschungen und Fiktionen erkennt.

Auf Anordnung seiner klerikalen Vorgesetzten soll Simeon in seinen Chroniken die eingeschobenen Jahrhunderte mit fiktiven Personen und erfun-

denen Ereignissen überbrücken, um die Phantomzeit zu verschleiern und zu vertuschen, was ihm aber nur unvollkommen gelingt [vgl. Laszlo 1/2013].

Der westsächsische Chronist *William of Malmesbury* (1080/98–1143) hat entweder keine Ahnung mehr von den eingeschobenen drei leeren Jahrhunderten oder er gibt es nur vor. Auch er stützt sich in seinen Berichten bis 734 auf Beda, für die restliche Phantomzeit auf Aethelweard, obwohl er dessen unzureichendes Latein anprangert. Er erkennt nicht, dass es sich bei Beda um eine Fehldatierung und bei Aethelweard um eine groß angelegte Fälschung handelt, mit der die Phantomzeit vertuscht werden soll. Aber William erkennt die drei differierenden Jahre in der Geschichtsschreibung, die er sich nicht erklären kann. Auf lange Sicht ist er der einzige Chronist des Mittelalters, der den von mir als Fälscher entlarvten Aethelweard und seine Chroniken überhaupt kennt. Aethelwards lateinische Chronik ist nur in einem Exemplar überliefert, das erst im 16. Jh. John Leyland (1506–1552), Bibliothekar König Heinrichs VIII., in einer englischen Bibliothek wieder entdeckt.

William lobt den sachlich-eleganten Stil und die sorgfältige Arbeit des zeitgenössischen Chronisten *Eadmer von Canterbury* (1045/64–1124), stellt aber mit Entsetzen fest, dass Eadmer nach Bedas Tod 223 Jahre in der Geschichtsschreibung auslässt. Nach dem Schreck über die bei Eadmer fehlenden 223 Jahre muss William notgedrungen einräumen, dass es einige Aufzeichnungen in zeitlicher Abfolge in der englischen Muttersprache gibt, dank denen „die Periode seit Beda der senilen Vergessenheit entkommen konnte“. Für seine *Gesta Regum Anglorum* muss William diese Aufzeichnungen ausgiebig nutzen, aber er macht keinen Hehl aus seiner Geringschätzung für die *Angelsächsische Chronik*, die auch der normannische Chronist Geffrei Gaimar im 12. Jh. abwertend „ein englisches Buch über Abenteuer und Lieder“ bezeichnet. Die Lehrmeinung geht heute davon aus, dass „die Angaben dieser Chronik meist Fiktionen sind“ [Laszlo 2/2009, 432].

Die Chronik Eadmers von Canterbury beweist eine 297-jährige Phantomzeit in England

Auch Eadmer von Canterbury kann sich der Hauptströmung nicht entziehen und schließt sich Bedas Fehldatierung in die Phantomzeit voll und ganz an. Das ist nicht anders zu erwarten, denn die *Historia Ecclesiastica*... verdankt schließlich ihre Entstehung und ihre Inhalte dem Abt Albinus von Canterbury und der Vermittlung des Bischofs von London und späteren Erzbischofs Nothhelm von Canterbury, wie Beda in seiner Chronik beteuert.

Die Fortsetzung Bedas, die seit 1880 *Continuatio Bedae* genannt wird, ist Eadmer noch nicht bekannt, da Simeon von Durham sie erst fünf Jahre nach Eadmers Tod in der Chronik über die Könige von England erstellt. Aethelwe-

ards fiktive angelsächsische Chronik kennt Eadmer noch nicht oder er ignoriert sie, weil er sie als Fälschung durchschaut.

Eadmer von Canterbury ist kein Fälscher. Er hat als junger Mönch die Irritationen und Wirren nach der normannischen Eroberung, die auch in Canterbury nicht Halt machten und dort für Aufregung sorgten, miterlebt und will eine neue Geschichte über England schreiben, um das in Schiefelage geratene Geschichtsbild ohne Fiktionen, Erfindungen oder Umsetzungen zurechtzurücken. Er ist dabei aber in einer Zwickmühle, da er nach wie vor auf Anordnung seiner Kirchenälteren die Phantomzeit verschleiern und vertuschen muss und nicht offen legen darf.

Eadmer folgt in seiner Berichterstattung der fehldatierten *Historia Ecclesiastica...*, lässt nach Bedas Tod in 734 kommentarlos eine historiographische Lücke von 223 Jahren und führt seine neue Geschichte von England erst 957 mit der Inthronisation von Edmunds Sohn Edgar dem Friedfertigen von Wessex weiter, der keine Wurzeln mehr in der Phantomzeit hat, während der in der *Vita San Dunstani* als erster König nach der Phantomzeit genannte Edmund von Wessex und seine nur kurze Zeit nacheinander in Wessex regierenden Brüder Eadred und Eadwig von Aethelweard zum Übergang in die Realzeit unzutreffend als drei der vielen Söhne des erfundenen Phantomzeitkönigs Eduard angeführt werden, obwohl sie der Dynastie Cynegisls angehören [Laszlo 3/2009, 625].

Das ist alles kompliziert und nur der verdoppelten Chronologie Bedas und dem damit verbundenen unterschiedlichen Wirksamwerden der Phantomzeit in den einzelnen Königreichen in England zuzuschreiben. Eadmer muss Bedas Fehldatierung beibehalten und damit Ereignisse in der Real- und Phantomzeit miteinander vermischen.

Trotz alledem lassen sich die 223 Jahre, die Eadmer von 734 bis 957 auslässt, mit drei dazwischen liegenden, eingeschobenen Abschnitten von 74 leeren Jahren zu einer Gesamtphantomzeit von 297 Jahren addieren. Diese 74 Phantomzeitjahre setzen sich wie folgt zusammen: Erstens die 25 Jahre nach dem Beginn der Phantomzeit in England, 617, bis zu dem von Beda berichteten Tod Cynegisls in 642. Zweitens die 32 von Simeon von Durham in der *Continuatio Bedae* fehldatierten und rückversetzten Jahre von 734 bis 766. Und drittens die 17 zwischen den Regierungszeiten von Edmund und Edgar liegenden Jahre von 940 bis 957.

Eadmer von Canterbury ist der einzige Chronist in England, der die Phantomzeit von 297 Jahren, in der es keine Geschichte gibt, bestätigt. Das schriftliche Eingeständnis in Eadmers Chronik wird, trotz der Hinweise des zwei Jahrzehnte später lebenden Chronisten William von Malmesbury auf die fehlenden 223 Jahre, bis heute nicht beachtet, geschweige denn entschlüsselt.

Die nur in einer vollständigen und einer bruchstückhaften Kopie erhaltene Chronik Eadmers mit einer zeitgeschichtlichen Lücke von 223 Jahren trägt bemerkenswerterweise den Titel *Historia Novorum in Anglia* (Die neue Geschichte von England). Sie ist im Mittelalter nicht verbreitet und den Chronisten, außer dem fast zeitgenössischen William von Malmesbury, unbekannt. Das legt nahe, dass sie nach ihrer Fertigstellung von dem Klerus in Canterbury unter Verschluss gehalten wird, um die chronologische Entwicklung abzuwarten.

Der Chronist Beda und die Phantomzeit

Der um 675 geborene nordhumbrische Chronist Beda erhält kurz nach seinem Tod den Beinamen „der Ehrwürdige“. Beda ist so sakrosankt, dass die Geschichtsschreibung in seiner *Historia Ecclesiastica...* von keinem Chronisten jemals angezweifelt und Bedas Fehldatierung bis heute nicht erkannt und korrigiert wird. Der Chronist wird nach seinem Tod in der alten Inkarnationszeit zunächst im Porticus der Kirche seines Klosters in Jarrow aufgebahrt und anschließend nach Durham überführt, wo er, bedingt durch den Zeitsprung von 297 leeren Jahren, 1031 der neuen Inkarnationszeit seine erste und bis heute letzte Ruhestätte findet [Laszlo 1/2010, 137; vgl. Beaufort 2004].

Beda darf auf Anordnung des Erzbistums in Canterbury bis zu seinem Tod, 734, den Einschub der Phantomzeit nicht offen legen, sondern muss in der rückschauend erstellten Kirchengeschichte *Historia Ecclesiastica...* nach 616 mit dem Jahr 617, anstatt 914, weiter datieren. Durch die Ignorierung der eingeschobenen 297 leeren Jahre führt Beda eine verdoppelte Chronologie ein, die seine unmittelbaren Nachfolger in der Geschichtsschreibung, die beiden nordhumbrischen Zeitenspringer Alkuin von York und Simeon von Durham bis zum Jahr 766 weiterführen. Deshalb wird im Königreich Nordumbrien die Phantomzeit erst im Zug der normannischen Eroberung mit einer Verlängerung um drei Jahre von 766 bis 1066 wirksam.

Allen realen Personen und Ereignissen, die in die nicht existierende Zeit datiert werden, steht eine Phantomzeit von 297 respektive 300 Jahren zu. Beda erhält sie unmittelbar nach seinem Tod 734 mit der geheimen Überführung seines Leichnams nach Durham, wo er 1031 zum ersten und einzigen Mal bestattet wird. Das ergibt eine reale Lebenszeit von ca. 972 bis 1031.

Rund 50 Jahre später, 1085, bewirken das Erzbistum in Canterbury und der heilige Stuhl in Rom in Verbindung mit dem englischen König William die zwangsweise Schließung des Klosters von Wearmouth und Jarrow mit der fadenscheinigen Begründung, der Bischofssitz in Durham sei zu klein für drei Klöster. Die gesamte Klostersgemeinschaft von Jarrow und Wearmouth muss nach Durham übersiedeln und wird dafür mit der Übereignung der Kirche von

Tynemouth einschließlich einer kostbaren Reliquie belohnt, was in einer in Durham aufbewahrten Charta ausführlich beschrieben wird. Keiner der Übersiedler wird namentlich genannt, nicht einmal der Abt, und auch Simeon verliert kein Sterbenswörtchen darüber, dass auch er selbst zu den Übersiedlern aus Jarrow gehört, um die Phantomzeit zu vertuschen.

Mit der Aufgabe der beiden Klöster und der mit der Übereignung der lädierten Kirche von Tynemouth belohnten Übersiedlung der Klostergemeinschaft nach Durham schlugen die Initiatoren dieser Maßnahme zwei Fliegen mit einer Klappe. Die Kongregation der Mönche des geschlossenen Doppelklosters von Jarrow und Wearmouth überspringt gemeinsam die Phantomzeit und führt gleichzeitig durch ihr Beispiel die relativ kleine Gemeinschaft des Klosters von Durham aus der Tradition der irischen zur römischen Kirche, was der erste normannische Bischof Walcher von Durham nicht schafft, der sein rigoroses Vorgehen in dieser Sache mit seinem Leben bezahlen muss, als er laut Simeon 1080 von den eigenen Leuten ermordet wird.

In Durham erhält Simeon nicht nur seinen Namen, mit dem er in die Geschichte eingeht, sondern er schreibt auch auf Anordnung seiner Kirchenvorgesetzten im 12. Jh. seine Chroniken mit einem Mix aus realen und irrealen Ereignissen und Personen zu dem einzigen Zweck, die nicht existente Phantomzeit mit erfundenen Fiktionen zu überbrücken und damit zu verschleiern und zu verheimlichen.

Alkuin von York, der um 735 in die Phantomzeit hinein geboren wird und schon im öffentlichen Leben steht, als 766||1066 auch in Nordhumbrien, als dem letztem Königreich in England, mit dem Einschub der Phantomzeit die Umstellung der Zeit erfolgt, darf die eingeschobenen drei Jahrhunderte nicht mehr überspringen. Um die Phantomzeit nicht offen zu legen, muss er zeit seines Lebens und bis heute in der alten Inkarnationszeit bleiben, die es nie gegeben hat.

Dieses Schicksal teilt Alkuin mit vielen seiner Zeitgenossen, so mit dem ersten lateinischen Dichter Aldhelm von Malmesbury und vor allem mit dem Missionar Winfried Bonifatius (675–754), der maßgeblich an dem Synodalbeschluss von Brentford, 705||1002 mitgewirkt, die Tragweite dieser Regelung aber nicht erkannt hat, genau so wenig wie die anderen Teilnehmer der Synode, darunter auch König Ine von Wessex.

Damit die Phantomzeit geheim gehalten werden kann, darf Alkuin nicht mehr in Nordhumbrien bleiben, sonst würde er dort ja, durch den Zeitsprung bedingt, 375 Jahre alt werden, wie in einer irischen Chronik von einem weniger Prominenten berichtet wird, der im 10. Jh. im Alter von 350 Jahren stirbt. Für Alkuins Übersiedlung auf den Kontinent werden erhabene Gründe ausgedacht, die so überzeugend und glaubwürdig erscheinen, dass sie bis heute nicht angezweifelt werden und in hohem Maße zur Glorifizierung des Sagen-

königs Karl beigetragen haben, aber im krassen Gegensatz zu Alkuins Tod mitten in der Phantomzeit und seiner sang- und klanglosen Bestattung in 804 stehen, als in England schon das 12. Jh. eingeläutet wird.

Der erste König von ganz England, Herzog Wilhelm von der Normandie, allgemein auch „Wilhelm, der Eroberer“, von den Nordhumbriern „Wilhelm, der Bastard“ genannt, muss nach 766||1066 große Anstrengungen unternehmen, um – laut Simeon – den renitenten Nordhumbriern die Nachphantomzeit aufzuzwingen und sie in sein englisches Königreich einzubinden. Nach der normannischen Eroberung wird die Geschichte Englands vor 1066 von zahlreichen angelsächsischen und normannischen Chronisten so massiv und opportunistisch gefälscht, dass die Fälschungen bis heute nicht erkannt wurden.

Die Königreiche südlich des Humber und die Phantomzeit

Beda verfasst seine Chronik im ersten Drittel des phantomzeitlichen 8. Jh. und datiert, trotz des Einschubs der 297 nicht existenten Jahre in 616 auf Anordnung der Kirchenvertreter von Canterbury unbeirrt bis zu seinem Tod, 734, weiter in die Phantomzeit, ohne die Zeitumstellung zu berücksichtigen oder zu erwähnen. Durch den Einschub der 297-jährigen Phantomzeit ergeben sich auch die wahren Lebensdaten für den Chronisten: 972–1031.

Simeon von Durham hält sich in seinen 1104–1108 und 1129 aus der Rückschau verfassten, von den kirchlichen Vorgesetzten geforderten Chroniken im Wesentlichen an Bedas ab 616 in die Phantomzeit datierte und damit rückversetzte Berichterstattung, die in die Zeit nach 916 gehört, fügt aber in seiner „Geschichte über die Könige von England“ ab 616 noch zusätzliche Fiktionen ein, zum Beispiel über die „königliche Linie von Kent“ u.s.w.

Für *Ostanglien* lässt sich der Einschub der Phantomzeit in England für 616 nachweisen. Auf Geheiß Gregors I. sollen die 596 vom Papst in Rom nach England entsandten römischen Missionare, die im Sommer 597 auf der Halbinsel Thanet landen, die angelsächsische Kultur und Bildung nicht zerstören, sondern mit entsprechenden Änderungen in das Christentum übernehmen. Die Missionare setzen dieses Gebot des Papstes um, indem sie beispielsweise die heidnischen Kultstätten neu weihen und in christliche Gotteshäuser umfunktionieren.

Dabei gibt es auch Rückschläge für das Christentum. König Rædwald von Ostanglien (East Anglia) wird 604 unter der Schutzherrschaft von Aethelberht, dem König von Kent und Bretwalda von England, in Kent getauft, sympathisiert aber weiterhin mit dem Heidentum und verehrt in seinem Heiligtum in Ostanglien gleichzeitig die heidnischen Götter und den einen christlichen Gott.

Nach dem Sieg König Rædwalds in der Schlacht am Fluss Idle über König Aethelfrith von Nordhumbrien 616||913 wird die Phantomzeit in Ostanglien sofort wirksam; danach gibt es verständlicherweise keine authentischen Berichte mehr über den Zeitenspringer Rædwald, der erst in der Nachphantomzeit stirbt, was aber weder von Beda noch an anderer Stelle dokumentiert wird. Eorpwald, der ohne Angabe von Daten als Sohn und Nachfolger Rædwalds genannt wird, gehört ebenfalls in die Nachphantomzeit, sofern seine Existenz nicht zu den Anschluss- und Übergangsfälschungen gehört.

Auch in Ostsachsen lässt Beda den ersten christlichen König Saeberht 616||916 sterben und teilt mit, dass dieser Sturm der Verwirrung nach dem Tod des Königs noch zunimmt, die drei hinterlassenen Söhne den Götzen dienst öffentlich ausüben und auch ihren Untertanen freie Erlaubnis zur Götzenverehrung geben. Die Söhne Saeberhts wollen das Christentum nicht annehmen, aber am Abendmahl teilnehmen. Als der Bischof ihnen die Hostie verweigert, jagen sie ihn und seine Leute aus dem Königreich.

Als in *Kent* nach 56-jähriger ruhmreicher Regierungszeit Aethelberht, das erste königliche Mitglied der römischen Kirche in England, ebenfalls 616||913 stirbt, fällt sein Sohn und Nachfolger ins Heidentum zurück und begeht das Verbrechen, die Gattin des Vaters zur Frau zu haben. Durch die himmlische Strafe verfällt er dem Wahnsinn und wird von einem unreinen Geist bedrängt.

Der 616||913 aus Ostsachsen vertriebene Bischof Justus geht nach Kent, berät mit den Bischöfen Laurentius und Mellitus, was zu machen sei, und sie beschließen zu dritt nach Rom zurückzukehren. Aber Bischof Laurentius von Canterbury gibt nicht auf. Er lässt sich ein Nachtlager in der Apostelkirche Peter und Paul bereiten. Im Schlaf erscheint ihm der selige Apostelfürst, geißelt ihn lange Zeit ziemlich schwer und fragt mit apostolischer Strenge, warum er die ihm anvertraute Herde verlasse und wer die mitten unter Wölfen lebenden Schafe behüten solle, wenn er fliehe.

Bei Tagesanbruch begibt sich Laurentius zum König, erzählt ihm alles und zeigt ihm, durch welch starke Schläge er gezeichnet ist. Der König nimmt daraufhin den Glauben Christi an, verflucht jeden Götzenkult und entsagt seiner unrechtmäßigen Ehe. Der Name des Königs, den Laurentius aufsucht und zum Christentum bekehrt, wird verschwiegen, aber es kann sich dabei nur um Eadbald, den Sohn Aethelberhts handeln, den Beda wegen seines Rückfalls in das Heidentum nach dem am 24. Februar 616 erfolgten Tod des Vaters so niedergemacht und bei ihm sogar von Wahnsinn und einem unreinen Geist gesprochen hat. Eine solche Wandlung eines Königs von Kent in so kurzer Zeit, ist auch für Aethelberhts Sohn erstaunlich, ist aber erforderlich, um weiter in die Phantomzeit zu datieren.

Laurentius ruft im nächsten Jahr die beiden Bischöfe aus Gallien zurück. Justus nimmt seinen Bischofssitz in Rochester wieder ein, Mellitus dagegen wird von den Londonern, die weiter den Götzen dienen, nicht angenommen, übernimmt aber nach dem Tod des Laurentius als dritter nach Augustinus den Stuhl des Bischofs in Canterbury. Bei einem Brand wendet er das ausgebrochene Feuer durch sein Gebet ab und stirbt 624||921 [Beda, 148 ff.].

Der Einschub der nicht existenten 297 Jahre in die Chronologie erfolgt in England parallel zur Festigung des Christentums. Die Kirche der Engländer hat große Mühe und Sorge, ihrem Auftrag gerecht zu werden, da alle bereits christianisierten Königreiche südlich des Humber schon nach einer Generation wieder in das Heidentum zurückfallen. Die Missionare empfangen Ermunterungsschreiben vom Bischof des römischen und apostolischen Stuhls, Bonifatius, der nach Deusededit im 619. Jahr der Fleischwerdung des Herrn an der Spitze der Kirche steht. Daraus ist ersichtlich, dass auch in Rom nach 616 weiter in die Phantomzeit datiert wird und sich die gesamte christliche Welt danach richten muss. Die Frage ist: Wann wird die Phantomzeit bei den Päpsten in Rom wirksam?

Nach dem Tod des Bischofs Mellitus von Canterbury am 24. April 624||921 wird nun Justus dort Bischof. Er weiht Romanus zu seinem Nachfolger in Rochester, nachdem ihm die Vollmacht, Bischöfe einzusetzen, von Papst Bonifatius verliehen wurde. Diese Vollmacht, in der sich der Papst auch auf Briefe bezieht, die er von König Eadbald von Kent und den Bischöfen von Canterbury erhielt, gibt Beda auf den Seiten 156 und 158 seiner Kirchengeschichte in voller Länge wieder.

Das Königreich Nordhumbrien und die Phantomzeit

Aethelfrith aus dem Stamm der Bernicier (592/93–616) heiratet Prinzessin Acha von Deira und vereint 604 die Gebiete Bernicia und Deira zu dem Königreich Nordhumbrien, so dass es dort fortan zwei rivalisierende Dynastien um die Thronfolge gibt. Edwin von Deira muss vor den Nachstellungen Aethelfriths Asyl im Ausland suchen und findet, nach Stationen in Wales und Mercien, 616 bei König Rædwald von East Anglia Aufnahme. Der nordhumbriische König Aethelfrith stirbt in einer Schlacht, ebenfalls 616, dem Jahr des Einschubs der 297-jährigen Phantomzeit in England.

Beda erzählt, dass Aethelfrith 616 einen Krieg gegen Rædwald anzettelt, um Edwin in seine Gewalt zu bekommen, jedoch in der Schlacht am Fluss Idle fällt, worauf Edwin von Deira die Herrschaft in Nordhumbrien übernimmt. Edwin ist noch Heide, hat aber in seinem Exil in Wales und Ostanglien schon vom Christentum gehört. Als der römische Bischof Paulinus an Edwins Hof kommt, richtet der König ihm einen Bischofssitz in York ein,

heiratet die Königstochter Aethelburh aus Kent, die Paulinus ihm vermittelt, und wird, nach entsprechender Vorbereitung, an Ostern 627||927 mit seiner Familie und seinen Gefolgsleuten von dem römischen Bischof Paulinus getauft.

Sechs Jahre nach der Taufe erheben sich der britische König Cadwalla und der heidnische König Penda von Mercien gegen König Edwin, der in einer schweren Schlacht am 12. Oktober 633 getötet wird. Auch einer seiner Söhne stirbt in der Schlacht; sein ganzes Heer wird vernichtet oder zerstreut. Ein anderer Sohn Edwins gerät in Pendas Gefangenschaft und wird, entgegen eines durch einen Eid besiegelten Versprechens, später getötet.

In dieser Zeit findet ein großes Morden in Kirche und Stamm der Nordhumbrier statt. Einer der Anführer, von denen es begangen wird, ein Heide, der andere aber als Barbar noch grausamer als der Heide. Caedwalla zieht lange Zeit rasend durch die Lande, foltert und mordet mit tierischer Grausamkeit Frauen und unschuldige Kinder und will das englische Volk in den Gebieten Britanniens ausrotten.

Als bei den Nordhumbriern in der Zeit nach der Niederlage und dem Tod Edwins Verwirrung herrscht und nirgendwo außer in der Flucht Hilfe zu sein scheint, kehrt Paulinus unter dem Beistand des sehr tapferen Kämpfers Bass mit dem Schiff nach Kent zurück und nimmt die verwitwete Königin Aethelburh, eine Schwester des Königs Eadbald von Kent, die Paulinus früher nach Nordhumbrien begleitet und Edwin zugeführt hatte, mit ihren zwei verbliebenen Kindern und einem Enkel mit. Die beiden Kinder schickt Aethelburh aus Furcht vor den Königen von Kent und Nordhumbrien, Eadbald und Oswald, später nach Gallien zu ihrem Freund König Dagobert, bei dem sie aber kurz danach sterben [Beda, 202, 204]. Mit der Verquickung von Nordhumbrien und Kent sowie zusätzlich mit Dagobert in Gallien ist die Weiterdatierung in die Phantomzeit unumgänglich.

Oswald, der nach dem Tod seines Vaters 616||913 vor den Nachstellungen Edwins ins Exil nach Schottland fliehen muss, dort das irische Christentum kennen lernt und nach irischem Ritus getauft wird, kehrt auf den nordhumbrischen Thron zurück und gründet 635||932 für den irischen Bischof Aidan ein Kloster und den Bischofssitz in Lindisfarne. Es ist bemerkenswert, dass Simeon die frühe römische Mission in Nordhumbrien unter Paulinus und die Taufe Edwins im Jahr 627 nicht erwähnt und der irischen Mission durch Aidan 635||932 den Vorrang lässt.

In den englischen Königreichen südlich des Humber wird fortan das Christentum nach römischem Ritus, in Nordhumbrien nach irischem Ritus zelebriert. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Kirchen ist das Datum des Osterfestes. Auf der Synode von Whitby in 664||961 setzen sich, dank der Redegewalt des Priesters Wilfried, die Vertreter des römischen Christentums

gegen die Vertreter des irischen Christentums durch, und alle irischen Missionare müssen entweder zum römischen Christentum konvertieren oder England verlassen und nach Irland zurückkehren.

Wilfrieds Absicht, die Phantomzeit in England offen zu legen, kann er auf der Synode von Whitby trotz seiner Beredsamkeit nicht durchsetzen, genau so wenig wie auf seinen drei Romreisen, deren letzte er als Siebzjähriger 705||1002 unternimmt, dem Jahr, in dem auch die Synode von Brentford stattfindet.

In der 1104/08 verfassten Kirchengeschichte berichtet der Chronist Simeon, dass die Mönche des Klosters in Durham im Geheimen bis zur normannischen Eroberung ihren Gottesdienst nach dem Ritus der irischen Kirche zelebrieren, was der Wissenschaft bis heute nicht bekannt ist.

Beda und seine nordhumbrischen Nachfolger Alkuin und Simeon schaffen mit ihrer Fehldatierung und Rückversetzung der Realzeit 916–1066 in die nicht existente Zeit 616–766 eine zweite Chronologie, die in der konventionellen Geschichtsschreibung bis heute beibehalten wird.

In England muss die unberechtigte Fehl- und Weiterdatierung der nordhumbrischen Schriftsteller von 616–766 in die Realzeit von 916–1066 versetzt werden. Da dies allerdings bis heute nicht geschieht, verschiebt sich die 297-jährige Phantomzeit in England von 616–913 auf den Zeitraum 766–1066. Alle Fiktionen von Alkuin, Simeon, Aethelweard und anderen unseriösen Schreibern sind kompromisslos zu streichen.

Ich gebe zu, dass das für die Leser der *Zeitensprünge* und sogar für einige Autoren sehr verwirrend erscheint, hoffe aber, dass ich jetzt auch den letzten Zweifler überzeugt habe, wie mir das in den bisherigen Aufsätzen [ab 2/2006] schon bei vielen kompetenten Lesern und Mitautoren gelungen ist, von denen ich den 2012 leider verstorbenen Klaus Weissgerber erwähnen und seiner ehrenhaft gedenken darf.

Fazit über das Wirksamwerden der Phantomzeit in England

In den englischen Königreichen wird die 616||913 eingeschobene 297-jährige Phantomzeit zu verschiedenen Zeiten wirksam. In *East Anglia* geschieht dies, als Beda seine Berichterstattung über König Rædwald und dessen Sieg über Aethelfrith von Nordhumbrien 616||913 plötzlich stoppt. Rædwald ist ein Zeiteinspringer. Weder Rædwalds Tod in der Nachphantomzeit noch die Daten seines Sohnes Eorpwald sind belegt.

Für *Wessex* lässt Beda nach der ausführlichen Beschreibung der feierlichen Taufe des ersten christlichen Königs Cynegisl, 635||932, und dessen Tod, 642||939, seine Berichte mit dem Rückfall des Königreichs in das Heidentum unter nicht genannten Unterkönigen ausklingen. Die *Vita San Duns-*

tani, die Lebensbeschreibung des ersten im Land geborenen Abt und späteren Erzbischof von Canterbury, die 1004 in Frankreich vorliegt, ist die erste Chronik für Wessex nach der Phantomzeit. Sie verhilft dem Zeiteinspringer Dunstan über die Phantomzeit hinweg und bestätigt mit der Inthronisation des Königs Edmund I. von Wessex 939 den Einschub der drei leeren Jahrhunderte 642–939 in Wessex. Das sind exakt 297 Jahre, wie sie auch von Illig für die Phantomzeit festgelegt wurden.

Im **nordhumbrischen** Durham erfolgt der Zeiteinschub von 297 Phantomjahren spätestens 698||995. Beda schreibt zwei Biografien über den 687||984 gestorbenen Bischof Cuthbert von Lindisfarne, stoppt aber alle weiteren Berichte über den Bischof und das Kloster in Lindisfarne abrupt 698||995, als Cuthbert dort von seinen Klosterbrüdern exhumiert und nach Durham überführt wird, wo der Leichnam erneut bestattet wird, und zwar 995 nach neuer Rechnung. Beda erwähnt das Kloster in Durham trotz der Nähe zu seinem Heimatkloster Jarrow überhaupt nicht, weil er die Phantomzeit nicht offenlegen darf.

Nach der zwangsweisen Eingliederung Nordhumbriens in das 1066 gegründete englische Königreich, die nach Simeon einen hohen Blutzoll fordert, bleibt den aufsässigen und widerspenstigen Nordhumbriern, die noch in der alten Inkarnationszeit leben, nichts anderes übrig, als schweigend ihre Datierung zu ändern und sie der konventionellen Zeit anzupassen.

Wem das nicht möglich ist, der muss für den Rest seines Lebens in der Anonymität bleiben oder unter vorgeschobenen Gründen das Land verlassen und dort weiter in der Phantomzeit leben und sterben, wie das bei Alkuin der Fall ist, damit die eingeschobene Phantomzeit nicht offenbar wird, was die Kirche absolut vermeiden will.

Die Päpste in Rom und die Vertreter des Erzbistums in Canterbury wollen die 616||913 eingeschobenen 297 Phantomjahre nicht wahrhaben und halten unerbittlich an der alten Inkarnationszeit fest. Im 11. Jh. verpflichten sie den Chronisten Beda zur Niederschrift der *Historia Ecclesiastica...*, was dieser in seiner Chronik ausdrücklich bestätigt, jedoch ohne die aufgezwungene Fehldatierung in die Phantomzeit und Rückversetzung in die niemals existente Phantomzeit zu erwähnen.

Beda bezeichnet den Abt Albinus von Canterbury als Urheber sowie Gewährsmann und Helfer, ohne den das Werk nie geschrieben worden wäre. Albinus beauftragt mit Nothelm den Bischof von London und späteren Erzbischof von Canterbury, Beda mündlich oder brieflich mit den erforderlichen Dokumenten zu versorgen. Zur Recherche begibt sich Nothelm sogar in das Archiv in Rom. Beda entschuldigt sich in seiner Chronik bei seinen Lesern für die ihm unterlaufenen Fehler und Irrtümer.

Als zwanzig Jahre nach Bedas Tod der Missionar Winfried Bonifatius 754||1051 in Germanien stirbt, sind es wiederum die Kirchenvertreter von Canterbury, die den englischen Priester Willibald drängen, möglichst schnell eine Lebensbeschreibung über Bonifatius, die *Vita Bonifatii*, zu erstellen, und ihm die entsprechenden Auflagen und Informationen übermitteln, weil auch Bonifatius in der Phantomzeit sterben muss, damit die eingeschobenen 297 Jahre nicht bekannt werden.

Simeon von Durham löst den Fall auf seine Weise mit Dichtung und Wahrheit. Er berichtet den Tod des Bonifatius kirchengetreu für 754, entlässt Bonifatius aber aus den restlichen 149 Phantomzeitjahren, indem er als seinen Nachfolger im fränkischen Bischofsamt Heriger nennt, der sich, nach den vielen zur Vertuschung der Phantomzeit erfundenen Bischofsnamen, als der erste Erzbischof von Mainz in der Realzeit ab 913 wieder findet. Auch in der Überlieferung der altenglischen Literatur tritt die in England eingeschobene Phantomzeit deutlich zutage.

Die altenglische Dichtung und die Phantomzeit

Mit der Missionierung ab 597 wird in England unter Zugrundelegung des lateinischen Alphabets eine eigene angelsächsische Schriftsprache entwickelt, in der die bis dahin mündlich tradierte muttersprachliche Literatur, wie von Papst Gregor I. gefordert, mit geringfügigen Veränderungen und aussagekräftigen Zusätzen dem Christentum angepasst wird. Die erste Niederschrift der landessprachlichen Dichtung erfolgt in den englischen Königreichen in den ersten Jahren oder Jahrzehnten des 7. Jh.

Bekanntlich überleben von den im frühen 7. Jh. zum ersten Mal in angelsächsischen Dialekten niedergeschriebenen muttersprachlichen Texten nur wenig Belege, weil sie nach dem Wirksamwerden des Einschubs der Phantomzeit in Wessex 642||939 in einer konzertierten Aktion systematisch kopiert und danach vernichtet werden, um die Phantomzeit zu verheimlichen.

Der um die Mitte des 7.||10. Jh. geborene Aldhelm, Abt von Malmesbury und Bischof von Sherbourne, ist Englands erster im Land ausgebildeter lateinischer Schriftsteller. Laut William von Malmesbury († 1143) soll Aldhelm in seiner Jugend noch muttersprachliche Lieder komponiert und öffentlich vorgetragen haben, die aber nicht überliefert sind oder ihm nicht zugeordnet werden. Beda dokumentiert Aldhelms Tod in das Phantomjahr 709. Nach allen verfügbaren Hinweisen muss Aldhelms Lebenszeit in das 10. Jh. mit seinem Tod im Jahr 1006 gesetzt werden, worüber ich schon mehrfach berichtet habe.

Danach gibt es dreihundert Jahre lang keine authentischen Berichte über Wessex. Nur die nordhumbrischen Chronisten Beda und Simeon datieren

fälschlicherweise den Geschichtsverlauf 916–1066 zurück in die Phantomzeit 616–766. Da Bedas Chronik auch in Wessex bekannt und von niemand angezweifelt wird, füllt der Fälscher Aethelweard die restlichen Phantomjahre von 766 bis 913 rückwirkend in der ersten Hälfte des 12. Jh. mit der fiktiven Dynastie des Sagenkönigs Alfred aus [vgl. Laszlo 2/2009].

Die 1004 in Frankreich vorliegende *Vita San Dunstani* ist die erste Chronik für Wessex nach der Phantomzeit mit einer rückwirkenden Geschichtsschreibung ab der Inthronisation König Edmunds, 939, der fälschlicherweise als ein Enkel des von Aethelweard erfundenen Phantomzeitkönigs Alfred ausgegeben wird. In der Biografie wird der Abt und Erzbischof Dunstan einfach vom 7. ins 10. Jh. versetzt und überspringt damit die eingeschobene Phantomzeit, was einerseits zu schwerwiegenden Anachronismen führt, andererseits aber Illigis Phantomzeitthese voll und ganz verifiziert.

Bekanntlich macht auch der Gescheiteste einmal einen Fehler, so auch der anonyme Verfasser der *Vita San Dunstani*. Die Herausgabe der Biografie in Frankreich steht zwar, wie auch zwei Jahre vorher die Einberufung der Synode in Brentford, unter dem zeitlichen Druck, dem in England aufkommenden Ruchbarwerden der Phantomzeit entgegenzuwirken, kommt aber andererseits um einige Jahrzehnte zu früh. Abgesehen von der räumlichen Entfernung zwischen Nordhumbrien und Wessex beziehungsweise Frankreich, wo die Lebensbeschreibung Dunstans 1004 vorliegt, kann der Biograf der *Vita San Dunstani* auch zeitlich Bedas *Historia Ecclesiastica...* noch nicht kennen, weil sich die Herausgabe der beiden Chroniken um etwa ein Vierteljahrhundert überschneidet.

Das Jahr 1004 der Nachphantomzeit entspricht dem Jahr 707 der Zeit vor dem Einschub der drei leeren Jahrhunderte, die von mir als Inkarnationszeit bezeichnet wird. Im Jahr 707 war der Diakon Beda in Nordhumbrien ungefähr 30 Jahre alt und plante noch nicht, eine Kirchengeschichte des englischen Volkes zu schreiben.

Der Verfasser der *Vita San Dunstani* in Frankreich kann weder Bedas Historie kennen, noch wissen, dass Beda 25 Jahre später auf Anordnung der Kirchenoberen des Erzbistums Canterbury eine Kirchengeschichte Englands schreiben und in die alte Inkarnationszeit datieren muss, von dem durchschlagenden Erfolg von Bedas Chronik, der eine verdoppelte Chronologie in England und Europa begründet, ganz zu schweigen.

Aus der zeitlichen Überlappung der *Historia Ecclesiastica...* und der *Vita San Dunstani* ergeben sich Anachronismen, die in den vergangenen rund tausend Jahren immer wieder neue Anpassungen und Fälschungen erfordern, um die Historiographie in Einklang zu bringen. Mittlerweile sind die Strukturen so verkrustet, dass es einer unvoreingenommenen Beurteilung und komplizierter Berechnungen bedarf, um sie aufbrechen und entwirren zu können.

Wäre das einfach und durchsichtig, hätte man das mit der Phantomzeitthese von Illig aufgedeckte und verbalisierte Problem längst gelöst [vgl. 1/2008, 163].

Die *Vita San Dunstani* setzt Dunstans Tod in das Jahr 988 und berichtet, dass Dunstan in seiner Jugend im 10. Jh. in England in einem von irischen Mönchen geleiteten Kloster ausgebildet wurde, was aber ohne den Einschub einer Phantomzeit unmöglich ist, da Bedas *Historia ...* berichtet, dass die irischen Missionare nach der Synode von Whitby in 664||961 entweder zum römischen Christentum konvertieren oder nach Irland zurückkehren müssen.

Nach seiner Lebensbeschreibung ist Dunstan im 10. Jh. der erste Abt der englischen Nation, aber Beda berichtet schon von in England geborenen Äbten und sogar von einer Äbtissin im 7. Jh. Die Liste der gravierenden Anachronismen zwischen den beiden Chroniken lässt sich beliebig fortsetzen.

Und sogar mit der von dem Erzbischof in Canterbury gesponserten Lebensbeschreibung des Winfried Bonifatius, die einige Jahre nach dem Tod des Bonifatius in aller Eile um 770 von einem englischen Mönch auf dem Kontinent erstellt wird, kommt die *Vita San Dunstani* in anachronistische Schwierigkeiten. Letztere vermittelt, dass Dunstan als Erzbischof von Canterbury im 10. Jh. mehrere Klöster gründet, darunter auch das Kloster in Exeter. In dem Kloster von Exeter erhält aber nach der *Vita Bonifatii* der Klosterschüler Winfried (später Bonifatius) schon drei Jahrhunderte früher unter Abt Wulfhard seine erste Ausbildung. Besser als mit den Unstimmigkeiten in den genannten Chroniken kann man den Einschub der drei leeren Jahrhunderte in die Chronologie nicht nachweisen.

Literaturverzeichnis

Aethelweard: *Chronicon*, s. Campbell, A.

Beaufort, Jan (2004): Beitrag vom 17. 02.; Usenetgruppe de.sci.geschichte

Beda Venerabilis: *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* s. Spitzbart und Holder

Bosanquet, Geoffrey (Hg., Übers., 1964): *Eadmer's History of Recent Events in England*, with a Foreword by R.W. Southern: *Historia Novorum in Anglia*; London
Campbell, Alistair (Hg., Übers., 1962): *Chronicon Aethelweard, The Chronicle of Aethelweard*; London

Eadmer of Canterbury, s. Bosanquet, G.

Holder, Alfred (Hg., Übers., 1890): *Baedae, Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*; Freiburg

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf

Laszlo, Renate: *Neues über die Phantomzeit*; <http://phantomzeit.npage.de/>

- (1/2013): Simeons Geschichte der Kirche von Durham; *Zeitensprünge* 25 (1) 141-169
- (1/2011): Der altenglische Gelehrte Alkuin von York II; *Zeitensprünge* 23 (1) 83-106
- (1/2010): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert; *Zeitensprünge* 22 (1)

137-162

- (3/2009): Die Handschrift Troyes von Wilhelms *Gesta Regum Anglorum*; *Zeitensprünge* 21 (3) 620-638
 - (2/2009): Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit; *Zeitensprünge* 21 (2) 428-452
 - (2/2008): Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury; *Zeitensprünge* 20 (3) 424-446
- Mynors, Roger A.B. (Hg., Übers., 1998): *William of Malmesbury, Gesta Regum Anglorum. The History of the English Kings*, completed by Rodney M. Thomson and Michael Winterbottom; Oxford · New York
- Pitman, James H. (Hg., Übers., 1925): *The Riddles of Aldhelm*, Tale Studies in English, LXVII; New Haven
- Porter Stork, Nancy (1990): *Through a Glass Darkly. Aldhelm's Riddles in the British Library MS Royal 12 C XXXIII*; Toronto
- Simeon von Durham (1104-1108): *Libellus de Exordio atque Procursu istius, hoc est Dunelmensis Ecclesie* (Geschichte der Kirche von Durham)
- (um 1129): *Historia Regum Anglorum et Dacorum* (Geschichte der englischen und dänischen Könige)
- Spitzbart, Günter (Hg., Übers. 1997): *Beda Venerabilis: Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* (Die Kirchengeschichte des englischen Volkes); Darmstadt
- Stevenson, Joseph (Übersetzer, 1855): *Simeon of Durham, A History of the Church of Durham*, in the Series: *Church Historians of England*, London
- Taylor, Simon (Hg., 1983): *The Anglo-Saxon Chronicle. A Collaborative Edition*, IV, MS B; Cambridge

Renate Laszlo M.A., 56460 Höhn, Postfach 1

Die Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) oder das Rätsel über den Panzer

Renate Laszlo

In seiner *Res Gestae* berichtet Ammianus Marcellinus (330–395) über die Schlacht bei Argentoratum, 357, zwischen dem Alamannenkönig Chnodomar und dem römischen Kaiser Julian Apostata (der Abtrünnige). Der zeitgenössische Historiker erzählt, dass die in Eisenpanzer verpackte römische Reiterei den Kampf eröffnet, aber wegen ihrer schweren Rüstungen der wendigen alamannischen Kavallerie unterlegen ist und zunächst in die Flucht geschlagen wird.

Der dramatische Ablauf und Ausgang der Schlacht geht anschaulich aus der weiteren Schilderung des Marcellinus hervor. Unter Aufbietung aller Reserven und mit Hilfe der Regimenter der Bataver gelingt es den römischen Fußtruppen, den Ansturm des Chnodomar und seiner Gaufürsten kaltblütig zurückzuschlagen. Am Ende muss sich die zusammengeschmolzene Schar des alamannischen Heeres verzweifelt über hochgetürmte Leichenhaufen zurückziehen und eiligst zur Flucht wenden. Die Flüchtigen suchen ihre Rettung oder ihr Grab im Rhein, dessen blutgefärbte Wogen missmutig schäumend die ungewohnte Last wälzen. Mit etwa zweihundert überlebenden Getreuen wird König Chnodomar in einem Gehölz umstellt, gefangengenommen und nach Rom gebracht, wo er kurze Zeit später stirbt.

Die in der Schlacht bei Argentoratum von den Römern getestete eiserne Rüstung soll als Vollkörperschutz das schon in der Varusschlacht gebräuchliche Kettenhemd sowie den verschiedenartig gestalteten Schienenpanzer der ersten Jahrhunderte ablösen und vor der enormen Durchschlagskraft des im 4. Jh. aufkommenden, aus mehreren Horn- und Holzschichten bestehenden hochflexiblen Reflexbogens schützen, ist aber wegen ihrem Gewicht und ihrer Starrheit, wie sich in dieser Schlacht erwiesen hat, für die römische Reiterei eher lästig als nützlich und bedarf der Weiterentwicklung.

Schon im Nibelungenlied, das auf historische Ereignisse des 5. Jh. zurückgeht, aber erst in Kopien ab dem 13. Jh. überliefert wird, ist von einer Brünne die Rede, einem ärmellosen Panzerhemd, das auch nach dem Einschub der Phantomzeit im 7.||10. Jh. noch in Gebrauch ist und im Mittelalter über den aufkommenden, an Beinen, Armen und der Brust mit aufgenieteten eisernen Schienen und Platten verstärkten ledernen Lentner zu der praktischen Ritterrüstung perfektioniert wird, die aus einem festen Brustharnisch und beweglichen, miteinander verbundenen Eisenschienen heute in Burgen und Museen

zu sehen ist. Kaiser Maximilian ist der letzte Ritter. Um 1500 werden die Kriege mit Feuerwaffen geführt, gegen die keine Rüstung hilft.

Der von Marcellinus im 4. Jh. zum ersten Mal in der Literatur erwähnte Ganzkörperschutz aus Eisen eignet sich indes hervorragend für die Komposition eines Rätsels. Diese Chance nimmt ein unbekannter germanischer Sänger wahr und komponiert ein Rätsel über das „Kleid aus Eisen“, das zu Beginn des 7. Jh. in einem englischen oder dem nordhumbrischen Dialekt zum ersten Mal schriftlich aufgezeichnet und damit zu einem der ältesten erhaltenen Dokumente in der angelsächsisch-muttersprachlichen Literatur wird.

Das Rätsel über diesen Vollkörperschutz ist nicht nur das älteste schriftlich überlieferte angelsächsische Rätsel, sondern auch das einzige, das in zwei Versionen und in einer lateinischen Übersetzung erhalten ist; es bestätigt mit diesem dreifachen schriftlichen Nachweis die Phantomzeit.

Rätsel und Epos sind beides Preislieder mit dem Unterschied, dass der Protagonist im Epos genannt wird und der Gegenstand im Rätsel erraten werden muss. In dem Epos über die Nibelungen wird überliefert, dass der Sänger Volker von Alzey die Burgunder zu ihrem letzten Kampf an den Hof König Etzels begleitet. Der anonyme Rätselautor dürfte kein Teilnehmer an der Schlacht bei Argentoratum gewesen sein.

War der Autor des Rätsels überhaupt ein Alamanne oder ein fahrender Sänger aus einem anderen germanischen Stamm? Diese Fragen können, wie vieles andere, nicht mehr beantwortet werden. Man kann nur mit Fug und Recht sagen, dass die Wurzel des Rätsels über die eiserne Rüstung im 4. Jh. auf dem Kontinent liegt, wo sie aber keine Spuren hinterlassen hat. Der Rätselstoff wird bei der Invasion Britanniens durch die Angelsachsen, 449, oder auf einem anderen Weg, beispielsweise von den ersten Missionaren, auf die britische Insel gebracht, wo er solange in mündlicher Tradition weiterlebt, bis ihn ein Anonymus erstmals zu Beginn des 7.||10. Jh. in der nach dem lateinischen Alphabet entwickelten altenglischen Schriftsprache mit kleinen Änderungen oder für die Integration in die christliche Literatur erforderlichen Zusätzen in einem englischen oder dem nordhumbrischen Dialekt niederschreibt.

Die älteste Version des altenglischen Rätsels über die eiserne Rüstung

Die älteste Niederschrift des überlieferten altenglischen Rätsels über die eiserne Rüstung wird im richtigen Moment an einem geheimen Ort oder im Ausland in Sicherheit gebracht, damit sie nicht der konzertierten Aktion im 10. Jh. in Wessex zum Opfer fällt, in der alle vor dem Wirksamwerden der Phantomzeit in englischen Dialekten erstellten schriftlichen Dokumente zuerst in westsächsischem Dialekt kopiert und anschließend vernichtet wer-

den, um die eingefügte Phantomzeit geheim zu halten, was erstaunlicherweise bis ins 20. Jh. gelingt.

Das angelsächsische Rätsel bleibt jahrhundertlang verschwunden und taucht erst im 17. Jh. in einer zufällig frei gebliebenen Lücke auf der letzten Seite eines in karolingischer Minuskelschrift erstellten lateinisch-griechischen Manuskripts in der Handschriftensammlung des Holländers Isaac Vossius (1618–1689) wieder auf. Aus dessen Nachlass wird die Handschrift 1690 an die Universität Leiden in Holland weitergegeben, wo sie unter der Bezeichnung *Codex Vossius 106* bis heute sorgfältig gepflegt und aufbewahrt wird.

Man kann darüber rätseln, wo das lateinisch-griechische Manuskript oder eine Kopie davon in karolingischer Minuskelschrift angefertigt wird und nach welchen Stationen es in der Handschriftensammlung des niederländischen Gelehrten Vossius landet, der 15 Jahre lang bis 1688 im englischen Windsor lebt, dort arbeitet und nebenbei fleißig Handschriften sammelt, kurz vor seinem Tod aber nach Holland zurückkehrt. Eine definitive Antwort auf die offenen Fragen ist schwer zu finden. Fest steht, dass neben dem altenglischen Rätsel über die Eisenrüstung auch die Rätselsammlungen von Lactantius aus dem 3. Jh. und von Aldhelm aus dem 7. || 10. Jh. in dem 25 Seiten umfassenden Codex überliefert werden.

Lactantius ist der wahre Autor der für ein Symposium komponierten hundert Rätsel. Da er erst als Erwachsener zum Christentum findet und auch heidnische Literatur verfasst, wird er um 500 von Papst Gelasius auf den Index gesetzt und darf nicht mehr genannt oder gelesen werden. Um seine Rätsel weiterhin im Unterricht verwenden zu können, erfindet man den von Symposium abgeleiteten fiktiven Dichter Symphosius, den keiner kennt und dessen Literatur deshalb auch nicht verboten werden kann. In den zahlreich erhaltenen Kopien der Rätsel ist der Name Symphosius verballhornt. Der Bann über Laktantius wird im 8. || 11. Jh. gelockert, so dass der nordhumbri-sche Zeitenspringer Alkuin in seiner Beschreibung des Büchereibestands in York auch die Bücher des Laktantius erwähnen darf [vgl. Laszlo 1/2011, 100-104].

Aldhelm, Abt von Malmesbury und Bischof von Sherbourne, ist der erste in England geborene altenglisch-lateinische Schriftsteller. Er hat einen dreifachen Bezug zum *Codex Vossius 106*. Erstens ist seine eigene lateinische Rätselsammlung darin überliefert, zweitens kennt er die ebenfalls darin überlieferten Rätsel des Lactantius unter dem erfundenen Namen Symphosius, den er sogar als seinen Mentor preist, und drittens übersetzt Aldhelm gerade das in dem Manuskript überlieferte angelsächsische Rätsel über die eiserne Rüstung als eines von zweien in die lateinische Sprache und ordnet beide Übersetzungen in seine lateinische Rätselsammlung ein. Vielleicht bewahrt er sogar das angelsächsische Rätsel vor der Vernichtung anlässlich der konzertierten Aktion in Wessex. Über Aldhelms Übersetzung folgt später mehr.

Eigentümlichkeiten der ersten Rätselversion

Das altenglische Rätsel über die Eisenrüstung ist das einzige, von dem zwei voneinander unabhängige Versionen erhalten sind, die sich im Dialekt, den sprachlichen Besonderheiten, der Zeit ihrer Niederschrift, ihrer Überlieferung sowie im Wortlaut der zwei letzten Zeilen unterscheiden.

Erste, altenglische Rätsel-Fassung

Die älteste Fassung des Rätsels ist eine literarische Kostbarkeit. Außer der Runeninschrift auf dem Ruthwell-Kreuz und einer Gravur auf einem Metallkästchen sind in England keine schriftlichen Literaturzeugnisse aus der Anfangszeit des Christentums im frühen 7. Jh. erhalten, da diese, nach dem Einschub der 297 Jahre in die Chronologie, alle in Wessex kopiert und anschließend vernichtet werden, um die Phantomzeit zu vertuschen.

Das altenglische Rätsel über die in der Schlacht bei Argentoratum erstmals von der römischen Reiterei getragene Eisenrüstung ist ohne Überschrift und ohne Lösung überliefert. Von seinem Ursprung und seiner ersten Überlieferung gibt es auf dem Kontinent keine Spur mehr.

Zeit und Ort der ältesten schriftlichen Aufzeichnung des Rätsels sind aus den verwendeten sprachlichen Besonderheiten und den grammatischen Formen, die sich nur noch in wenigen altenglischen Texten finden, grob festlegbar. Sie erfolgt nach meinen Recherchen in den ersten Jahrzehnten des 7. || 10. Jh. in Nordhumbrien oder einem anderen englischen Königreich. An der dreifachen Überlieferung des Rätsels lässt sich die Phantomzeit eindeutig nachweisen.

Trotz seiner Kürze hat das Rätsel alle Kennzeichen eines germanisch-angelsächsischen Bausteinrätsels. Seine vierzehn Stabreimzeilen sind in je ein einleitendes und abschließendes Rahmen- sowie ein dreiteiliges Kernelement gegliedert und als Prosopopöie konzipiert, das heißt, der personifizierte Rätselgegenstand spricht den Text selbst in der ersten Person Singular:

Mec se ueta uong uundrum freorig
ob his inathae acrest cændæ.
Ni uaat ic mec biuorhtæ uullan fliusum,
herum therh hehcraeft hygithoncum min.
Uundnae me ni biath ueflæ ni ic uarp hafæ,
ni therih threatun githraeg thret me hlimmith,
ne me hrutendu hrisil scelfath
ni mec ouana aam sceal cnyssa.
Uyrmas mec ni auefun uyrdi craeftum,
tha thi geolu godueb geatum fraetuath.

Uil mec huethrae suaethēh uidæ ofaer eorthu
hatan mith helithum hyhtlic giuæde;
Ni anoegun ic me aerigfaerae egsan brogum
thēh thi numen siæ niudlicae ob cocrum.

In dem Räseltext ist der aus dem Westgermanischen in die älteste Stufe des Altenglischen übernommene Laut i im Silbenauslaut, ob in unbetonter Stellung oder als Deklination sendung, noch nicht in den Laut e abgesenkt. Ähnlich verhält es sich mit der Ligatur æ, die in analoger Stellung noch nicht zu e reduziert ist.

Die im Altenglischen eintretende Brechung von a, e, i in ae, eo, io vor den Konsonanten h, r, l ist in dem Räsel zwar sporadisch, aber noch nicht durchgehend vollzogen. Beispiele dafür sind hehraeft, warp und theh anstatt heahraeft, wearp und theah. Der Lautwandel von b zu f ist in ob noch nicht durchgeführt, während bei ofaer schon ein f steht. Die Runenzeichen für th und w (Thorn- und Wynn-Rune) sind noch nicht in das angelsächsische Alphabet integriert. Der Doppellaut th wird orthografisch meist ausgeschrieben oder durch das mit einem Querstrich versehene D (Ð, ð) dargestellt. Für die Buchstaben w und u wird nach lateinischem Vorbild gleichermaßen u verwendet, woraus sich die heute noch übliche Bezeichnung „double u“ für w in der englischen Sprache ableitet.

Übersetzung und Interpretation der altenglischen Version

Die deutsche Übersetzung des altenglischen Räseltexts lautet:

Ursprünglich zeugte mich außerordentlich frostig die feuchte Erde in ihrem Inneren. Nicht weiß ich mich in meinen Gedanken aus dem Vlies der Wolle, aus Haaren kunstvoll gemacht. Mir ist keine Kette gespannt, ich habe keinen Schuss, nicht durch das Garngedränge saust mir der Faden. Mir ertönt nicht das vibrierende Weberschiffchen, mich stößt nicht von irgendwoher ein Weberkamm. Würmer weben mich nicht mit Ihrer Schicksalskraft, wenn sie das gelbe, glänzende Gewebe herstellen. Alldieweil nennen mich trotzdem die Helden, weithin über die Erde, ein treffliches Gewand. Ich fürchte mich nicht vor der Gefahr und dem Schrecken der fliegenden Pfeile, obwohl diese eifrig dem Köcher entnommen werden.

Um den Rater neugierig zu machen und darauf einzustimmen, das Räsel zu lösen, erzählt der Sprecher im einleitenden Rahmenelement, dass ihn ursprünglich außerordentlich frostig die feuchte Erde in ihrem Inneren zeugte.

Mit diesem enigmatisch verschlüsselten Hinweis kann der unbedarfte Zuhörer noch nicht viel anfangen. Er kommt nicht sofort darauf, dass es sich um den Grundstoff handelt, aus dem der Gegenstand angefertigt wird. Das

kommt erst nach und nach im dreifach gegliederten Kernelement zur Sprache, wenn die Materialien aufgezählt werden, aus denen der Rätselgegenstand nicht hergestellt ist.

Es ist nicht das Vlies der Wolle, und es sind auch nicht die Haare, aus denen der zu erratende Gegenstand gewebt oder kunstvoll gewirkt wird. Die Funktion und Arbeit des schon aus Urzeiten bekannten Webstuhls wird eindrucksvoll mit Kette und Schuss, Faden und Garngedränge, vibrierendem Weberschiffchen und Weberkamm beschrieben. Ausgenommen die mit der Industrialisierung einhergehenden Fortentwicklung, hat sich die Funktion des Webstuhls und das Prinzip des Webens von Stoffen in den letzten tausend Jahren wenig geändert.

In den nächsten zwei Zeilen des Kernelements nimmt die Seide ihren gebührenden Platz ein unter den Stoffen, aus denen Kleider hergestellt werden. Unter den Würmern versteht der Ich-Erzähler die Seidenraupen. Welche Rolle sie bei der Erzeugung der Seide spielen, ist ihm nicht bekannt. Er ist der Meinung, dass die Insekten den gelben, glänzenden Seidenstoff selbst herstellen. Es ist aber noch nicht der eine christliche Schöpfergott, der den Insekten die Kraft und Geschicklichkeit dazu verleiht, sondern es ist die *uyrdi craef-tum*, eine vom Schicksal verliehene Macht. Die Formulierung weist auf den germanisch-heidnischen Ursprung des Rätsels hin.

Die Entstehung der Seide ist nachweislich zu Beginn des 7. Jh. im Abendland noch in Dunkel gehüllt. Der am 4. April 636 in Sevilla gestorbene Bischof Isidor, der das ihm zugängliche Wissen seiner Zeit in den zwanzig Bänden seiner Enzyklopädie *Etymologiarum sive originum libri XX* sammelt und niederschreibt, berichtet nur lückenhaft über den Seidenspinner. Seine Metamorphose wird von ihm nicht angesprochen, nicht einmal Teilschritte der Umwandlung. Er erwähnt auch nicht, dass die Raupe getötet werden muss, um die Seide zu gewinnen.

Indes bleibt das in vielen Kopien überlieferte Lexikon Isidors bis ins 10. Jh. die Hauptquelle der Wissenschaft. Wie wir heute wissen, ist das eine Folge der nach dem Tod des Bischofs eingeschobenen Phantomzeit.

Die Überlieferung von Prokopius, dass Kaiser Justinian im 6. Jh. zwei als Mönche verkleidete Männer zu den Serern, d.h. den Chinesen, schickt, denen es gelingt, in ihren hohlen Bambusstöcken Eier der Seidenraupe nach Byzanz zu transportieren, ist Legende, denn es ist definitiv bis zum Mittelalter nichts über eine Seidenraupenzüchtung in Europa bekannt. Erst im späten Mittelalter werden Metamorphose und Opfertod der Seidenraupe offen gelegt.

Weil die Chinesen die Ausfuhr von Seidenraupen unter Strafe stellen und auch sonst alles dafür tun, um die Herstellung der Seide geheim zu halten, ist die Gewinnung des Rohstoffs durch die Seidenspinner im Abendland lange Zeit unbekannt. Das fertige Produkt wird jedoch schon im Altertum auf einer

beschwerlichen Handelsstraße von China durch ganz Asien nach Europa transportiert. Die Route heißt seit dem 19. Jh. Seidenstraße und verläuft mit nördlichen und südlichen Umgehungen einiger Teilstrecken in groben Zügen von Changan in China über Yü-men, Kuang, Miran, Kaschgar, Baktra, Marw, Schahrud, Hamadan, Palmyra bis Antiochia am östlichen Mittelmeer. Von dort gelangt die Seide in die Metropolen von Italien und Griechenland. Die zeitraubende und komplizierte Herstellung des Stoffes und der lange, gefährliche Transportweg führen dazu, dass die Seide sehr teuer ist und im 3. Jh. in Rom und Byzanz in Gold aufgewogen wird.

Mit der Ausbreitung des Christentums werden die Kirche und ihre Repräsentanten die Hauptabnehmer des kostbaren Stoffes. Der Aufwand für die Seide ist so hoch und der Goldabfluss in den Orient so stark, dass Papst Aurelianus 274 den Priestern das Tragen von Seidengewändern offiziell untersagt. Aber weder die hohen Preise noch das von Kirchenfürsten und Herrschern von Zeit zu Zeit wiederholte Trageverbot können den Siegeszug der Seide stoppen, die nicht nur die Mode diktiert, sondern auch den Status ihres Trägers symbolisiert.

Im dritten Teil des Kernelements verrät der personifizierte Sprecher, dass er von den Helden als ein vortreffliches Gewand oder Kleid erachtet wird. Auf eine kurze Formel gebracht, lautet die Rätselfrage: Was ist nicht aus einem textilem Gewebe und trotzdem ein Kleid oder Gewand? Im abschließenden Rahmenelement gibt der Rätselgegenstand den entscheidenden Hinweis, dass er sich nicht vor der Gefahr und dem Schrecken der fliegenden Pfeile fürchtet, obwohl diese eifrig dem Köcher entnommen werden.

Der lateinische Dichter Aldhelm

Beda setzt den Tod des ersten in England geborenen lateinisch-christlichen Dichters Aldhelm zwar in das Jahr 709, er gehört aber in das Jahr 1006. Dafür sprechen auch Aldhelms literarische Werke, seine Klostergründungen und alle anderen Lebensumstände, nicht zuletzt die *Vita San Dunstani*.

Aldhelms lateinischer Schreibstil entspricht der Norm des 10./11. Jh., seine Werke werden erst nach dieser Zeit bekannt und gelesen. Das Kloster zu Malmesbury, in dem Aldhelm lebt und schreibt, wird erst im 10. Jh. von Dunstan gegründet, und die Ruinen der von Aldhelm gegründeten Kapelle in Bradford upon Avon weisen als älteste Spuren nur Baureste aus dem 10. Jh. auf. Aldhelm wird im späten 11. Jh. heilig gesprochen, die 1118 gestorbene Königin Mathilde von England besteht darauf, dass William von Malmesbury in die von ihr gesponserte Chronik ihre Verwandtschaft mit Aldhelm aufnimmt, wofür in der Geschichtsschreibung eigens ein imaginärer Bruder von König Ine namens Ingeld erfunden werden muss.

Als eines von zweien übersetzt Aldhelm das angelsächsische Rätsel über die Eisenrüstung in die lateinische Sprache. Er ordnet die Rätsel an zwei verschiedenen Stellen in seine hunderteilige Rätselsammlung ein, die er 695||992 im Rahmen einer Abhandlung über die Metrik dem König von Nordhumbrien widmet, obwohl er im Kloster Malmesbury in Wessex lebt.

Es stellt sich die Frage: Warum widmet Aldhelm sein Werk nicht dem westsächsischen König Ine, mit dem er zehn Jahre später auf der Synode von Brentford zusammentrifft? Die Antwort darauf ist denkbar einfach: In Nordhumbrien wird von Beda unwidersprochen und unbeschadet nach 616 weiter in die Phantomzeit datiert, während in Wessex spätestens ab 642 zwei Chronologien im Abstand von 297 Jahren latent schlummern und mit dem Bekanntwerden und der Anerkennung der Phantomzeit tagtäglich gerechnet werden kann, was zwölf Jahre nach Aldhelms Widmung der Rätsel an den nordhumbrischen König auch mit der Vorlage der *Vita San Dunstani* 1004 in Frankreich geschieht, aber dank der Agitation des Kirchenvertreter Aldhelm verschleiert und verschwiegen und von der Wissenschaft bis heute hingenommen wird.

Sieben Jahre nach der Übersiedlung der Mönche von Lindisfarne nach Durham, 705||1002, hat sich die Gefahr der Übernahme der neuen Zeitrechnung in Wessex so verschärft, dass Bischof Aldhelm von Sherbourne in letzter Minute als letztes Mittel gegen das sich mehr und mehr ausbreitende Wissen über die Phantomzeit die Einberufung einer Synode nach Brentford bei London initiiert.

Nach den geheim gehaltenen Beschlüssen der Synode müssen alle Personen, die bereits im öffentlichen Leben stehen, dazu gehören selbstverständlich auch alle Teilnehmer an der Synode, für immer und ewig in der Phantomzeit bleiben, in die sie durch Fehldatierungen hinein geboren wurden, obwohl sie eigentlich in die nachphantomzeitliche Realzeit gehören. Dies führt zu Irritationen und Überschneidungen, die man durch Fälschungen und Verdoppelungen zu vertuschen versucht.

Für den maßgeblich an den Synodalbeschlüssen beteiligten jungen Mönch Winfried (später vom Papst mit dem Ehrennamen Bonifatius bedacht) wirkt sich die Regelung besonders nachteilig aus, weil er noch bis zu seinem Tod in 754||1051 fast ein halbes Jahrhundert lang im nicht existierenden 8. Jh. leben muss, damit die Phantomzeit nicht offenbar wird.

Die Synode von Brentham bei London in 705||1002 hat auch ihre Auswirkungen auf die ersten in englischen Dialekten im frühen 7. Jh. erstellten Schriften der angelsächsischen Literatur. Diese Dokumente werden in einer geheimen Mission zusammengetragen, sodann in der einheitlichen westsächsischen Landessprache abgeschrieben und danach vernichtet, um die schriftli-

chen Zeugnisse aus der Zeit vor dem Einschub der drei leeren Jahrhunderte in England zu beseitigen und die Phantomzeit zu verheimlichen.

Die Kopien, die im 10. Jh. von dieser Literatur angefertigt werden, enthalten Unikate zahlreicher Dichtungen; sie gehen teilweise auf die erste Hälfte des ersten Millenniums in Germanien zurück, zum Beispiel ein Teil der überlieferten hundert Rätsel oder das Beowulfepos. Aber auch zu Beginn des 7. Jh. erstellte christliche Gebete, Homilien, Viten und sogar nach germanischem Muster verfasste christliche Rätsel werden überliefert, wie das im Vercellibuch enthaltene Rätsel über das mystische Weinfass, das längste und eines der schönsten altenglischen Rätsel überhaupt [vgl. Laszlo 1/2009].

Die vier umfangreichen Sammelmanuskripte werden in der Dombibliothek in Exeter, der Universitätsbibliothek in Cambridge, dem Britischen Museum in London und der Kathedralsbibliothek in Vercelli in Italien aufbewahrt. Die in den Kopien verwendete westsächsische Sprache ist übrigens der erste und einzige bekannte Dialekt für Wessex in drei Jahrhunderten!

Durch die starke Dominanz Bedas und die länderübergreifende und schnelle Verbreitung seiner Kirchengeschichte im 8.||11. sowie die Agitation der Kirchenvertreter von Canterbury und Rom werden Bedas und Simeons Fehldatierungen in die Phantomzeit bis 766 nicht korrigiert und die Phantomzeit wird in Nordhumbrien erst mit der normannischen Eroberung von 766||1066 wirksam, während in Wessex schon seit 939 die Nachphantomzeit gilt, was von der rückwirkend 707||1004 in Frankreich vorgelegten Vita San Dunstani bestätigt wird.

Daraus ergeben sich zwei verschiedene Zeitfolgen für Nordhumbrien und Wessex. Die Einzelheiten über den realen Geschichtsverlauf und die Phantomzeit in England können in zahlreichen Aufsätzen in den Ausgaben der *Zeitensprünge* oder im Internet [*phantomzeit*] nachgelesen werden.

Die lateinische Übersetzung des Rätsels

Nach dem Vorbild seines angeblichen Mentors, des lateinischen Dichters Lucius Caecilius Firmianus Lactantius, den er irrigerweise Symphosius nennt, fügt Aldhelm seinen Rätseln stets den Namen des Rätselgegenstandes als Überschrift bei.

Aldhelm löst das Rätsel mit Lorica, dem ihm bekannten Panzerhemd oder Riemenpanzer, weil der von der römischen Reiterei getestete eiserne Vollkörperschutz ohne lederne Bestandteile sich in der Schlacht bei Argentoratum nicht bewährt hat und erst als eine komplexe Weiterentwicklung im Mittelalter zum Tragen kommt. Aldhelms lateinische Version des Rätsels lautet:

Roscida me genuit gelido de viscere tellus;
Non sum setigero lanarum vellere facta,

Licia nulla trahunt ne garrula fila resultant
Nec crocea Seres texunt lanugine vermes
Nec radiis carpor duro nec pectine pulsor;
Et tamen en vestis vulgi sermone vocabor.
Spicula non vereor longis exempta faretris

Mit der Zusammenfassung von jeweils zwei angelsächsischen Stabreimzeilen zu einem Hexameter erreicht Aldhelm mit nur sieben Zeilen eine wesentlich kompaktere Form des Rätsels.

Sein literarischer Stil zeigt sich im Hinzufügen oder dem Austausch einiger lexikalischer Begriffe, die dem Rätsel das bodenständige und naturverbundene Fluidum entziehen und den Touch der Gelehrsamkeit verleihen. So beginnt er das Rätsel mit dem zu seinem favorisierten Wortschatz gehörenden, sich gut zu einer rhythmischen Einleitung eignenden *Roscida*, macht damit aber aus der feuchten Erde des altenglischen Rätsels eine „vom Tau benetzte Erde“, bei der die Feuchtigkeit an der Oberfläche bleibt und nicht in das Erdreich eindringt. Das altenglische Rätsel legt den Ort der Einlagerung des Erzes mit *uong* und *inathae* in den Schoß der Erde; Aldhelm dagegen überträgt ihn in den animalischen Bereich und bezeichnet die Lagerstätte mit *viscere*, was soviel wie „Eingeweide des tierischen Körpers bedeutet“. Neben *viscere* weist Aldhelms Rätsel über die Eisenrüstung weitere lexikalische Übereinstimmungen mit seinem zwölften Rätsel auf, beispielsweise *setigero* „Borsten tragend“ und *texunt* „weben“. Die deutsche Übersetzung lautet:

Der Riemenpanzer

Die vom Tau benetzte Mutter Erde

erschuf mich in den eisigen Eingeweiden

Ich bin nicht aus den borstigen Fasern
der Wolle gemacht.

Keine Längsfäden werden gespannt

und keine tönenden Querfäden hindurch gezogen.

Noch weben mich chinesische Würmer
aus ihrem safranfarbigen Gespinst.

Nicht durchzieht mich ein Weberschiffchen hart
noch schlägt mich der Weberkamm.

Und dennoch werde ich in der allgemeinen Rede
ein Gewand genannt

Ich fürchte nicht die den langen Köchern
entnommenen Pfeile.

Obwohl die wichtigsten Fachausdrücke für den Webstuhl genannt werden, zeigt die Beschreibung des Webvorgangs, dass Aldhelm das Gerät nur vom Hörensagen kennt. Wie im angelsächsischen Rätsel führt er aus, dass der Rät-

selgegenstand nicht aus einer Wirkware hergestellt ist, aber trotzdem in der vulgi sermone, der einfachen Umgangssprache, ein Gewand oder Kleid genannt wird. Aus reimtechnischen Gründen kürzt er den Schluss des Rätsels, indem er nur die Pfeile erwähnt, nicht aber deren Flug.

Die westsächsische Version des Rätsels

Das westsächsische Duplikat des Rätsels über die Eisenrüstung ist in der Rätselsammlung des *Codex Exoniensis* überliefert, der nach der konventionellen Geschichtsschreibung dem 10. Jh. zugeordnet wird. Zwischen der Niederschrift der ersten und der zweiten Version des Rätsels wird in England die Phantomzeit eingeschoben, die in Wessex 642||939 wirksam wird. Das 36. Rätsel des Exeterbuches lautet:

Mec se weta wong wundrum freorig
of his innathe ærist cende.
Ne wat ic mec beworhtne wulle flysum,
hærum thurh heah cræft hyge thoncum min.
Wundene me ne beoth wefle ne ic wearp hafu,
ne thurh threata gethræcu thræd me ne hlilmeth,
ne æt me hrutende hrisil scritheth,
ne mec ohwonan sceal amas cnyssan.
Wyrmas ne me awæfan wyrda cræftum,
tha the geolo god web geat wum fræt wath.
Wile mec mon hwæthre se theah wide ofer eorthan
hatan for hælethum hyhtlic gewæde.
Saga soth cwidum, searo thoncum gleaw.
Wordum wis fæst, hwæt this gewædu sy.

In dem Text werden zwei dem Runenalphabet entnommene Zeichen, die Wynn-Rune und die Thorn-Rune, verwendet, die ich zum besseren Verständnis mit dem üblichen w und th darstelle. Die Brechung zu ea und der Übergang zu ae sind im Gegensatz zu der frühen Form bereits durchgeführt. Dies gilt analog auch für die Senkung der Ligatur æ oder i zu e.

Die veraltete Verbform scelfath in der siebten Zeile wird durch das zeitgemäße scritheth ersetzt, in der elften Zeile wird das Wörtchen mon eingefügt und die beiden letzten Zeilen werden ausgetauscht.

Die für die Lösung des Rätsels wichtige Mitteilung, dass der Sprecher sich nicht vor der schrecklichen Gefahr der durch die Luft fliegenden, dem Köcher entnommenen Pfeile fürchtet, wird entfernt, so dass vordergründig als Hinweis auf das gesuchte Kleid nur die Lagerstätte in der Erde und der nicht textile Charakter des Gewandes bleiben. Für das gestrichene abschließende Rahmenelement werden zwei neue Zeilen angefügt, die den Rater zur

Lösungsfindung ermuntern und in ganz ähnlicher Form auch in einem anderen naturwissenschaftlichen altenglischen Rätsel verwendet werden. Ansonsten stimmen die zwei Fassungen des muttersprachlichen Rätsels im Wesentlichen überein. Die ausgetauschten zwei letzten Zeilen lauten jetzt:

Saga soth cwidum, searo thoncum gleaw

Wordum wis fæst hwæt this gewædu sy.

Üblicherweise erhält der Rater im abschließenden Rahmenelement eines altenglischen Rätsels noch einen entscheidenden Hinweis auf den Rätselgegenstand, ehe ihn der Autor zur Lösung des Rätsels auffordert. Das ist hier auch der Fall. Der im westsächsischen Rätsel geänderte Schluss ist mindestens genau so hilfreich für die Lösung wie der aus der nordhumbrischen oder anglischen Fassung sowie der lateinischen Übersetzung. Die wertvolle Information ist aber keinesfalls offenkundig, sondern so gut versteckt, dass man sie regelrecht suchen muss. Hat man sie gefunden, ist leicht zu erkennen, dass der Gegenstand ausdrücklich genannt wird, wenn auch, wie es sich für ein Rätsel gehört, in verschlüsselter Form.

Der Dichter verwendet mit *soth cwidum* und *searo thoncum* zwei Komposita, wie sie in der altenglischen Literatur als ein beliebtes Stilmittel geschätzt werden. Diese neuen Wortschöpfungen sind aus zwei einfachen, alltäglichen Wörtern zusammengesetzt und sind deshalb dem Leser oder Rätselrater nicht von vornherein suspekt, aber auch nicht bekannt. Sofern er nicht sofort die Zweideutigkeit des Wortspiels erkennt, sieht er zuerst keinen Anlass, die Stabreimformeln auf eine eventuelle Ambivalenz zu überprüfen.

Das trifft besonders auf das trickreiche Allerweltswort *searo* zu, das ein sehr breites Spektrum von negativen und positiven Bedeutungen hat. Es steht für „findig, scharfsinnig, ideenreich“, alles Begriffe, die man für die Lösung eines Rätsels braucht. Diese geläufigen Wortbedeutungen fallen dem Rätselrater auch spontan ein, obwohl alles, was mit Cleverness, Erfindungsgabe, Klugheit zu tun hat, mit dem folgenden Adjektiv *gleaw* „klug, geschickt, weise“ abgedeckt wird.

Für das substantivierte Wort *searo* gilt in dem Rätsel die negative Bedeutung „Verschlagenheit, Waffe“ und in diesem Fall „Rüstung“. Mit dieser in dem abschließenden Rahmenelement gegebenen Lösungshilfe kann der aufmerksame und gebildete altenglische Rater die zutreffende semantische Bestimmung des Wortes *searo* erkennen und das Rätsel entschlüsseln. Die Halbzelle *searo thoncum gleaw* steht nicht für die „klugen, scharfsinnigen Gedanken“, wie es auf den ersten Blick erscheint und wie es ausnahmslos alle bisherigen Interpreten der Neuzeit übersetzen, sondern für die „klugen Gedanken an die Rüstung“. Die beiden ausgetauschten Endzeilen lauten:

Sage mit wahrer Rede und klugen Gedanken an die Rüstung,

Du Wortgewandter, was dieses Gewand sei.

Die beiden Übersetzungen Aldhelms in die lateinische Sprache und deren Übernahme in seine Rätselsammlung tragen wesentlich zur Duldung und Anerkennung der ursprünglich heidnischen Rätsel durch den Klerus und die Kirche bei. Dem Bischof liegt für dieses Rätsel allerdings nur die frühe Fassung vor, in der die beiden letzten Zeilen noch nicht ausgetauscht sind und demzufolge die Passage über die dem Köcher entnommenen Pfeile, gegen die der Rätselgegenstand Schutz verleiht, auch in Aldhelms Übersetzung vorkommen. Dagegen fehlt in der lateinischen Fassung die Aufforderung an den gelehrten Rater, das Rätsel zu lösen, sowie ein Äquivalent für *searo* als versteckten Hinweis auf das Rätsel.

Abgesehen von der Verwendung des Schlüsselworts *searo* für „Rüstung“ verfolgt der westsächsische Kopist mit der geschickten Veränderung des abschließenden Rahmenelements noch weitere Absichten. Die Zeilen stellen eine Hommage an das Christentum dar, verschleiern den kriegerischen Charakter sowie den vorchristlichen Ursprung des Rätsels und reihen es in die christliche Literatur ein.

In germanischer Zeit ist die Zielgruppe der altenglischen Rätsel das Publikum der fahrenden Sänger. Nach der Christianisierung wenden sich die Rätsel für eine kurze Zeit an die gelehrten Stände in England, den Adel und die Geistlichkeit, und im Besonderen auch noch an die Klosterschüler für den Eingangsunterricht in der Muttersprache. Aber schon nach zwei bis drei Generationen wird in den Klosterschulen ausschließlich Latein gesprochen und die landessprachlichen Rätsel spielen keine Rolle mehr.

Literaturverzeichnis

- Aldhelm von Malmesbury: *Vita San Dunstani*;
Laszlo, Renate: *Neues über die Phantomzeit*; <http://phantomzeit.npage.de/>
- (1/2011): Der altenglische Gelehrte Alkuin von York (II); *Zeitensprünge* 23 (1) 83-106
- (1/2009): Runeninschrift und Weinfassrätsel; *Zeitensprünge* 21 (1) 168-193
Marcellinus, Ammianus (1978): *Ammiani Marcellini Rerum gestarvm libri qvi svper-svnt*;
Thorpe, Benjamin (Hg., Übers., 1842): *Codex Exoniensis. A Collection of Anglo-Saxon Poetry*; London
Twysden, Sir Roger (1652): *Historiae Anglicanae Scriptores Decem*; London
Veh, Otto (Übers., 1974): *Ammianus Marcellinus. Das römische Weltreich vor dem Untergang*; München · Zürich

Renate Laszlo M.A., 56460 Höhn, Postfach 1

Unvereinbare Königskinder

Heribert Illig

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.“

Vor mittlerweile zwei Jahren haben die beiden ‘Königskinder’ – hie von Alfred, hie von Karl – gehadert. Seitdem erwartet jedes, das andere müsse die vorgebrachten Argumente in irgendeiner Weise wahrnehmen. Nun vertieft Renate Laszlo ihre Position in diesem Heft noch einmal. So muss endgültig klargestellt werden, dass wir zwar beide von einer gemeinsamen Phantomzeitlänge von 297 Jahren (bei Laszlo in Teilen Englands auch von 300 Jahren) ausgehen, aber unterschiedliche Zeiträume meinen.

Meine Hypothese lautet unverändert: von 614 bis 911 n. Chr.

Laszlo erachtet hingegen die Zeit von 614 (616) bis 766 für real und schiebt sie in den Zeitraum von 911 (916) bis 1066. So wird zwar ebenfalls die Zeit von 614 bis 911 leer, aber mit entscheidenden Veränderungen.

Eine erste Folge: Von 911 bis 1066 stünden sich auf dem Kontinent und auf den Inseln unterschiedliche Realzeiten gegenüber. Das führt u.a. dazu, dass eine Figur wie Alkuin (735–804) in englischer Realzeit geboren wird und – für Laszlo – nicht in Fiktivzeit sterben darf, weshalb er zu Karls fiktivem Hof nach Aachen geschickt wird, wo er außerhalb von Zeit und Raum als Realperson Briefe an fiktive Personen geschrieben hätte. Eine insulare Realzeit kann einfach nicht Kontakt mit einer Fiktivzeit (614–766) halten und obendrein später mit einer anderen Realzeit (911–1066) parallelisiert werden.

Eine weitere Folge: Wenn das Jahr 766 zum Jahr 1066 wird, dann kann Wilhelm der Eroberer nicht Harald II. besiegt haben, sondern müsste mit bis zu sieben Königen gekämpft haben:

wohl Swithred von Essex,	Ælfwald von Sussex,
Cynewulf von Wessex,	Æthelred I. von East Anglia,
Ealchred von Northumbria,	Offa von Mercia und
Heahberht und/oder Ecgberht II. von Kent.	

Dies macht deutlich, dass die englischen Verhältnisse von 766 nicht ins 11. Jh. passen. Darum hat Laszlo auf einen Bretwalda abgehoben, der schon früh gewissermaßen als Oberkönig fungierte. Hier ist *Wikipedia* lapidar:

„In der früheren Forschung wurde angenommen, einer der regionalen Fürsten (Kriegsherren) habe mit dem Titel des Bretwalda den Status eines »primus inter pares« erhalten. Die heutige Geschichtsschreibung ist von dieser Interpretation abgerückt“ [wiki → Heptarchie].

Eine dritte Folge: Ausgerechnet der von Laszlo als Realzeit gesehene Teil der Phantomzeit, nämlich 616–766, ist sehr schlecht mit Münzen abgedeckt. Für ihre scheinbar fiktive zweite Hälfte von 766 bis 911 gibt es dagegen praktisch von allen Königen Prägungen, beginnend mit jenem oben genannten Offa (757–796). Seine Zeit hat realen Hintergrund.

Aus meiner Sicht ist die Zeit von 911 bis 1066 in England bereits mit Geschichte und Münzen gut versehen. Hier können nicht noch sieben Königreiche darüber geklappt werden. Die einzige Alternative ist das Veralten (von Teilen) dieser Heptarchie in die Zeit vor 614||911. Dazu wurden von mir bereits Vorschläge gemacht [Illig 2011]. Insbesondere ist die Zeit nach Abzug der Römer erstaunlich lange münzleer, obwohl anschließend römische Prägungen als erste Vorbilder genommen werden.

Eine vierte Folge von Laszlos Ansatz ist eine ganz neue Urheberschaft für die erfundene Zeit. Anstatt Otto III. und Silvester II. und das Jahr 1000 als Beginn der Einführung gelten zu lassen [Illig 1999], sieht Laszlo die Einfügung der Phantomzeit in Wessex bereits im Jahr 642||939. Bislang hat sie noch keine Namen ihrer Erfinder genannt; es muss aber eine Macht gewesen sein, der sich selbst der Lateran beugen musste:

„Daraus ist ersichtlich, dass auch in Rom nach 616 weiter in die Phantomzeit datiert wird und sich die gesamte christliche Welt danach richten muss. Die Frage ist: Wann wird die Phantomzeit bei den Päpsten in Rom wirksam?“ [Laszlo 2013, 392]

England ist erst ab 597 missioniert worden. Wäre seine christliche Kraft nach weniger als 50 Jahren bereits so groß geworden, dass in einem Teilkönigtum wie Wessex die Phantomzeit eingeführt werden konnte, wohlgermerkt gegen den Willen des Papstes? Hätte also irgendein Provinzbischof die übrige Christenheit einschließlich des Papstes vor sich her getrieben? Das lässt sich mit Sicherheit ausschließen.

Nachdem es in den letzten beiden Jahren – auch ‘hinter den Kulissen’ – nicht gelungen ist, die unübersehbaren Probleme von Laszlos These auch nur leidlich auszuräumen, muss ich konstatieren: Ihre Variante einer frühmittelalterlichen Phantomzeit trägt nicht, verkompliziert die Angelegenheit ohne hinreichenden Grund und stößt deshalb immer öfters an Erklärungsgrenzen.

Literatur

- Illig, Heribert (2011): Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz; *Zeitensprünge* 23 (2) 339-354
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
Laszlo, Renate (2/2013): Die altenglische Literatur bestätigt die Phantomzeit; *Zeitensprünge* 25 (2) 383-399

Ein sicherlich gut gemeinter Versuch Thomas Hattemer – *Die verfälschte Antike*

Andreas Otte

[H. =] Hattemer, Thomas (2013): *Die verfälschte Antike. Dr. Illig & Angriff des Islam auf Rom bereits 337 n. Chr.*; 148 Seiten; 15 Karten; BoD Nordhausen

Hintergrund

Thomas HATTEMER, Jahrgang 1967, greift in seinem kürzlich veröffentlichten Büchlein auf eine Idee zurück, die sich in ihrer deutlichsten Formulierung bei Uwe TOPPER findet [Topper 1999, 127-145]. Es geht um die Verschiebung der arabischen Geschichte um volle 297 Jahre in die Vergangenheit. Topper hatte 1999 die Frage aufgeworfen, ob nicht 325 auf dem Konzil von Nicäa anstelle des Arianismus der Islam verketzert werden sollte. Damit hätte das die Zeitrechnung des Islam stiftende Ereignis nicht im Jahr 622 stattgefunden, sondern bereits im Jahr 325.

Indirekt hatte Heribert ILLIG bereits 1992 einen vergleichbaren Rückbezug hergestellt, als er in einer Besprechung von Günther LÜLINGS Thesen den aus ebionitischem Glaubensgut entstehenden Islam sich auf ein Ereignis im frühen 4. Jh. beziehen ließ und den Islam selbst in jedem Fall vor 600 beginnen sieht. Im Extremfall hätte die Islamisierung der arabischen Stämme somit im 4. Jh. beginnen können [Illig 1992, 39-40]. Manfred ZELLER erteilte jedoch 1993 in seinem Beitrag über das Kalifat der Omajjaden einer solchen Extrembetrachtung wegen byzantinischer Querbezüge ins 6. Jh. eine Absage [Zeller, 80]. Er plädierte für eine kürzere Verschiebung. Topper führt Zellers Beitrag in seinem Literaturverzeichnis, erwähnt jedoch mit keinem Wort dessen Verneinung einer vollständigen Verschiebung der Entstehung des Islam um 297 Jahre (bei Zeller noch 296 Jahre). Im Gegenteil – er führt Zellers Arbeiten sogar als Argument *für* die Möglichkeit dieser Verschiebung an.

Der Grundgedanke

Vor diesem Hintergrund bewegt sich Hattemers Grundgedanke, dass „die Geschichte der Araber von 614 bis 911 [...] in die Zeit von 317 bis 614 verschoben [wird]. Dann kann überall auf der Welt der Zeitraum zwischen 614 und 911 gelöscht werden.“ [H., 8]

Oder etwas anders formuliert:

„Weil die Jahre 614 bis 911 nördlich des Mittelmeeres erfunden und die arabische Geschichte ab 622 glaubwürdig erscheint, muß die Geschichte der Araber von 614 bis 911 in die Zeit von 317 bis 614 verschoben werden.“ [H., 16]

‘Die arabische Geschichte ab 622 erscheint glaubwürdig ...’? Lassen wir das vorerst so unkommentiert stehen. Hattemers ‘Beobachtung’ ist nun, dass militärisch nichts zusammenpasst, wenn zwischen 317 und 614 nördlich des Mittelmeeres massiv Krieg geführt wird, im südlichen und vor allem südöstlichen Bereich um das Mittelmeer jedoch 300 Jahre tiefsten Friedens herrschen [H., 19]. Das erscheint ihm unlogisch und lässt ihn vermuten, dass die Angriffe der Germanen im Norden und die Angriffe der Araber im Süden gegen das römische Reich in Wahrheit parallel verlaufen sein müssen, durch die „Zeitfälschung“ aber 297 Jahre auseinandergezogen wurden. Von dieser Überlegung muss er allerdings Persien bereits ausnehmen, dort wird der Islam nämlich erst im 10. Jh. wirksam, eingeführt durch einen persischen Stamm [H., 8]. Außerdem nennt er als weiteren Grund für die Einfügung der 297 Jahre:

„»Es ging nach 337 n. Chr. bei Konstantins Tod um die Rettung des Christentums.« Denn was ist peinlicher, als wenn der erste christliche Kaiser Roms und seine Mutter Helena Jerusalem zum Zentrum der Christenheit erklären und kurz nach des Kaisers Tod die Stadt in die Hände der frisch islamisierten Araber fällt.“ [H., 8]

Wesentlicher Synchronisationspunkt ist für Hattemer der Einfall der Westgoten in das Römische Reich im Jahre 401, den er in Beziehung setzt zu der Eroberung Karthagos 698 (=401+297) durch die Araber. Anhand von Landkarten versucht er die Verschiebung der arabischen Geschichte im Rahmen der Geschichtsfälschung aufzuzeigen [H., 26-55]. Im Prinzip ergibt sich hieraus eine neue Variante für das Ende Roms, eine frühe konzertierte Aktion der Germanen und der Araber. Der Autor sieht den Beginn der Täuschung schon im Jahre 337, nicht erst im Jahre 614 [H., 16]. Er erwähnt eine Vorbereitung der Fälschung schon unter den Söhnen Konstantins [H., 9]. Andererseits erfolgt die Ausfertigung der „Märchen der Phantomzeit vermutlich zwischen 600 und 1000 n. Chr.“ [H., 27]. Ein Beispiel auf Seite 131 deutet ebenfalls darauf hin, dass Hattemer von einer Vorwärts/Rückwärts-Fälschung ab 600 n. Chr. ausgeht. Wie er die 600 begründet, bleibt letztlich unklar. Illig setzt hingegen eine vollständige Rückwärtsfälschung ab „700/1000 n. Chr.“ an, wobei diese Zeitrechnung vermutlich überhaupt erst zu dieser Zeit eingeführt wurde [Illig 2003, 206]. Aktuell gewichtet Illig den byzantinischen Einfluss bei der Gestaltung der Phantomzeit weniger stark.

Erstes Zwischenspiel

So interessant die Grundidee Hattemers auf den ersten Blick auch erscheinen mag, es sprechen gewichtige Argumente dagegen: Da ist erstens die Synchronisierung mit Byzanz zu nennen, die bei einer Verschiebung um 297 Jahre nicht möglich ist [Zeller, 80]. Und wie kommt zweitens Hattemer zu der Behauptung, die Geschichte des Islam sei ab 622 plausibel? Den Beleg für diese Aussage bringt er an keiner Stelle. Im Literaturverzeichnis finden sich an relevanter Phantomzeitliteratur nur *Das erfundene Mittelalter* und *Wer hat an der Uhr gedreht?* Letzteres hat Hattemer offenbar nicht sehr ausführlich gelesen, denn sonst wäre ihm etwa folgender Abschnitt unter dem Titel „Arabische Ungereimtheiten“ sicher aufgefallen:

„Günter Lüling als profunder Kenner des Islam konstatiert, obwohl er nichts von erfundenen Jahrhunderten hält, daß der eigentliche arabische Impuls der Umayyaden-Dynastie bereits ab 750 von den Abbasiden abgelöst wird, mit deren persischem Geist eine »völlig neue Epoche des Islam beginnt. [...] Der Islam besitzt praktisch nur eine abbasidische Geschichtsschreibung, die die umayyadische Geschichtsschreibung bewußt und außerordentlich erfolgreich verdrängte. [...] Die gesamte altarabische Historiographie ist in der Zeit bis ca. 400 d. H. [Hedschra-Rechnung ab 622] / 1000 n. Chr. unter geschichts-dogmatischen Grundprinzipien völlig *umfrisiert* worden.«

Überhaupt müssen dann die Araber nicht mehr blitzartig die halbe Welt erobert haben. Nach bisheriger Lehrmeinung sind sie binnen 99 Jahren (633–732) im Westen bis zur Loire vorgestoßen, binnen 118 Jahren (633–751) im Osten bis Indus und Samarkand – eine überdimensionale Front mit einem Ausgriff von 7500 Kilometern. Mitten in diesem unaufhaltsamen Vordringen werden die ersten vier Kalifen und der Sohn des vierten ermordet (634, 644, 656, 661, 680). »Normalerweise« hätten immer neue Blutfehden die Araber ins finsterste Chaos stürzen müssen – stattdessen trieben sie mit äußerster Präzision und Logistik ihre Angriffe in noch so ferne Regionen. Ein weiteres Rätsel im herkömmlichen Geschichtsbild, das selten berührt wird.

Die früharabische Geschichte muß deshalb insgesamt überprüft werden. Dafür werden wir unten die Alternative skizzieren.“ [Illig 2003, 141]

Oder:

„So ist längst aufgefallen, daß die frühe arabische Zeit ähnlich dunkel wirkt wie die entsprechende Zeit im christlichen Europa. Wie wir bereits gesehen haben, ist das maurische Spanien vor 930 kaum faßbar.“ [ebd. 139]

Oder:

„Die iberische Halbinsel weist für 200 Jahre arabischer Kultur beunruhig-

gend wenig an Funden auf, abgesehen von schwer identifizierbaren Teilen der Moschee zu Córdoba überhaupt keinen relevanten Fund, der z. B. eine Besichtigung rechtfertigen würde. Diese Funde konzentrieren sich in keiner Weise auf das Kernland Andalusien, sondern verteilen sich so über Spanien, wie es auch im 10. Jahrhundert noch maurisch war. Von der spektakulären Kultur der frühen Mauren ist uns nichts erhalten. Es muß noch einmal daran erinnert werden, daß Córdoba als halbe oder ganze Millionenstadt des 9. Jahrhunderts uns kaum eine Scherbe hinterlassen hat, genausowenig wie die Millionenstadt Bagdad, in der Harun al-Raschid nächtens durch die Straßen gehuscht sein soll. Córdoba hätte den primitiven Germanen demonstriert, wie eine hochzivilisierte Metropole aussieht: gepflasterte und beleuchtete Straßen, zahllose Badeanstalten, üppige Bibliotheken. Nachdem wir auch die großen geistigen Kulturleistungen des frühen Islams nur in Form von Zitaten kennen, die spätere Schriftsteller und Historiker, also die großen Kompilatoren und Enzyklopädisten des 12. und 13. Jahrhunderts, uns berichtet haben, bleibt der dringende Verdacht, daß auch die arabische Welt bis ins beginnende 10. Jahrhundert hinein fiktiv ist.“ [ebd. 106]

Es steht Hattemer natürlich frei, solche Hinweise zu ignorieren und die arabische Geschichtsschreibung als glaubwürdig zu deklarieren. Dann muss er dies aber begründen, was in seinem Büchlein leider nicht passiert. Es steht ihm natürlich auch frei, seine Methoden zu verdeutlichen, wenn er etwa festlegt:

„auf seine [Illigs] zahllosen Ausführungen archäologischer Art in Europa soll hier nicht mehr eingegangen werden.“ [H., 7]

Dass er damit nun gerade *die entscheidende methodische Idee* der chronologischen Forschung Illig/Heinsohnscher Ausprägung – die Aufwertung archäologischer Forschung und den Abgleich dieser mit dem Urkundenbestand – in seiner Betrachtung kaum Beachtung schenkt, mag der Grund sein, warum er die Verschiebung der arabischen Geschichte um volle 297 Jahre ernsthaft in Betracht gezogen hat. Er behauptet:

„Allerdings ist bei ihm [Illig] noch die Geschichte des frühen Islam und damit der Araber und Perser von der Spätantike bis 911 unklar.“ [H., 7]

Die grundlegenden Ideen zur Umsetzung der Phantomzeithese im arabischen Einflussbereich sind, wie oben zu sehen war, bei Illig in *Wer hat an der Uhr gedreht?* bereits entwickelt und das Thema selbst ist in den *Zeitensprüngen* ausführlich und oft kontrovers behandelt worden – bis hin zu der Vermutung, dass die islamischen Historiker selbst die Phantomzeit erzeugt haben könnten [Beaufort].

Hattemers ungenügende Berücksichtigung von Illigs Methodik bewirkt, dass die archäologischen Argumente für eine fiktive arabische Geschichte bis

ins 10. Jh. hinein von ihm ignoriert werden können. Gleichzeitig wird hier auch ein generelles Problem der Beschäftigung mit der Phantomzeitthese deutlich: Selbst für jemanden, der sich in einem Maße mit der These auseinandergesetzt hat, dass er darüber ein Büchlein mit 28 (!) Kapiteln auf allerdings nur 135 Seiten schreibt, sind offenbar die zusätzlich im Mantis Verlag erschienen Bücher zur These entgangen. Eine Berücksichtigung der tausende Seiten zum Thema mittelalterliche Phantomzeit in den *Zeitensprüngen* findet ebenfalls nicht statt. Wichtige zusätzliche Beiträge von Heinsohn, Müller, Weissgerber, Zeller u.a. zum Thema Islam und islamische Eroberung bleiben daher unberücksichtigt. Offenbar werden nur die Econ/Ullstein-Bücher als Quelle für die Phantomzeitthese wahrgenommen.

Kalenderspielchen

Das Kalenderargument ist durch Hattemer einigermaßen korrekt dargestellt, aber eben auch nur einigermaßen. Die mathematische Seite ist soweit korrekt (einmal abgesehen davon, dass der julianische Kalender 45 v. Chr. eingeführt wurde, nicht 46 v. Chr.), die argumentative Seite ist allerdings bedenklich. Er listet nur zwei Möglichkeiten als Ursache der Differenz von 10 Tagen gegenüber kalendarisch 13 Tagen auf:

- „1. Entweder der Frühlingsanfang zu Cäsars Zeiten war am 21. März & zwischen 46 vor Chr. und 1582 nach Chr. liegen 1282 Jahre (plus/minus 125 Jahre)
2. Oder es sind zwischen 46 vor Chr. und 1582 nach Chr. 1628 Jahre vergangen & der Frühlingsanfang war zu Cäsars Zeit auf dem 24. März“ [H., 22]

Den Ablauf bei der Aufdeckung der Kalenderproblematik stellt Hattemer sich wie folgt vor:

„Der Lern- und Belehrprozeß sieht dann so aus:

1. In der Schule oder Astronomiekursen lernt man als Kind: Frühlingsanfang zu Cäsars Zeit auf dem 21. März.
2. In der Schule oder Astronomiekursen lernt man als Jugendlicher: 1582 wurden 10 Tage übersprungen.
3. Beides wird so überzeugend vermittelt, daß man gar nicht in die Versuchung kommt nachzurechnen, auch nicht nach Universitätsabschluß mit dem Diplom in Physik.
4. Einige Astronomen rechnen vielleicht nach und schweigen.
5. Kaum rechnet ein Kunsthistoriker nach, geht den Leuten, die ihn kennenlernen, ein Licht auf.
6. Die Mächtigen fürchten den Kunsthistoriker und setzen den Frühlingsanfang 21. März auf das Konzil von Nikäa.

7. Demzufolge muß der Frühlingsanfang zu Zeiten Cäsars auf dem 24. März gelegen haben.

8. Sogar der Kunsthistoriker knickt ein und verweist darauf, daß es keine Unterlagen dazu gibt, wann zu Cäsars Zeiten der Frühlingsanfang gewesen ist.“ [H., 22 f.]

Ein Leser der Bücher Illigs und seiner frühen *Zeitensprünge* Beiträge zum Thema staunt nicht schlecht, besonders über die Punkte 6 und 8. So ist das also gewesen! Wer hätte das gedacht?

Zweites Zwischenspiel

Das Studium schon des ersten Illig-Beitrags zur Kalenderrechnung ergibt ein deutlich anderes Bild:

„Vier Möglichkeiten sind vorstellbar, weshalb die Korrektur von 1582 deutlich kleiner (gut 20 %) ausgefallen ist, als die Rechnung vorgegeben hat:

1. Die päpstlichen Römer haben ihr Korrektur nicht auf Caesars Korrektur bezogen,
2. die antiken Römer haben den Frühjahrspunkt noch nicht richtig bestimmt,
3. die päpstlichen Römer haben den Frühjahrspunkt anders bestimmt als Caesars Astronomen,
4. zwischen den Reformen von Caesar und Gregor XIII. liegen weniger als 1.626 Jahre.“ [Illig 1991, 5]

Illig listet also bereits in seinem ersten Beitrag zum Thema vier Möglichkeiten auf. In *Wer hat an der Uhr gedreht?* sind es zum Teil andere und eine Möglichkeit mehr [Illig 2003, 41]:

„Fünf Möglichkeiten bieten sich an:

- a) Die astronomische Jahreslänge ist kürzer als gedacht.
- b) Die Erdumlaufbahn ist zwischenzeitlich gestört worden.
- c) Augustus hat falsch eingegriffen.
- d) Die Jahreseckpunkte wurden unter Caesar anders bestimmt, als unter Gregor XIII.
- e) Die Zeitspanne zwischen Caesar und Gregor XIII. ist kürzer“.

Das sind also deutlich mehr Möglichkeiten, die man in einer umfassenden Betrachtung berücksichtigen muss. Hattemer erwähnt einige dieser Möglichkeiten, aber doch erst an sehr viel späterer Stelle im Buch. Offenbar hat er noch nicht realisiert, dass nur das Wenigste, was einem in der Schule/Studium als unumstößliche Wahrheit verkauft wird, diesen Status auch zu recht trägt. Das gilt auch für die Frühlingsäquinoktie zu Caesars Zeiten (Punkt 1). Es lohnt sich deshalb immer, die Literatur, auch die ganz frühe, zu prüfen:

„Zu Zeiten Caesars wurde der Frühlingsbeginn noch nicht auf den Frühlingspunkt gelegt. Erst im späten Altertum sind die Jahreszeiten an Sonnenwenden und Äquinoktien angeknüpft worden (Buchner 1982, 79), zuvor dehnte man den Sommer gemäß klimatischer Gegebenheiten auf fünf und mehr Monate aus. Deshalb wissen wir weder von Caesar selbst noch von seinen Zeitgenossen, auf welchen Tag seines Kalenders der Frühlingspunkt gefallen ist.“ [Illig 1991, 10]

Hattemers 'Lehr- und Belehrprozess' lässt damit nur einen Schluss zu: Illig ist bereits in seinem ersten (!) Beitrag zum Thema präventiv eingeknickt (Punkt 8) und zweifelt völlig unnötig Caesars 21.3. als Frühlingsäquinoktie an. Bei Licht betrachtet, hatte er auch überhaupt keine Chance, denn die 'Mächtigen' unter Punkt 6 sind auch wahrlich viel zu 'mächtig'. Sie konnten nämlich die Phantomzeitthese um mehr als 400 Jahre *antizipieren*. In Erwartung der Illig'schen Kritik zwangen sie bereits Papst Gregor XIII. 1582 in seiner Bulle *Inter Gravissimas* den Bezug zu Nicäa herzustellen:

„7. Um nun das Frühlingsäquinoktium, das von den Vätern des Konzils von Nikäa auf den 21. März (XII. Kal. Aprilis) festgelegt worden war, auf eben diesen Platz zurückzuführen, ordnen wir an und befehlen wir, dass von dem Monat Oktober des Jahres 1582 zehn Tage vom 5. Oktober einschliesslich (III. Nona) bis zum 14. Oktober (pridie Idus) herausgenommen werden.“ [nabkal]

Man kann sich nur noch wundern: Auf welchen Quellen mag Hattemers acht Punkte Lehr- und Belehrprozess basieren? Jedenfalls nicht auf *Wer hat an der Uhr gedreht?*, denn auch dort wird unter anderem bereits auf die Literatur zur gregorianischen Kalenderreform verwiesen, welche versucht, die Beziehung zwischen dem 21.3. und dem Frühlingspunkt zur Zeit des Konzils herzustellen [Illig 2003, 58].

Kalenderspekulationen

Die kalendarischen Überlegungen setzen sich fort mit der Frage: Wieso gerade 297 Jahre? Wir 'lernen' von Hattemer: $297 = 3 \times 3 \times 3 \times 11$ und

„Laut der Chronologiekritiker ist die 33 eine magische Zahl, weil dies das Alter von Jesus Christus gewesen sein könnte, an dem er am Kreuz auf Golgata gestorben ist.“ [H., 56]

Welche Chronologiekritiker mag er meinen? Illig wohl kaum.

Danach widmet er sich dem illigischen Phantomzeit-Übergang vom 31. 8. 614 auf den 1. 9. 911, denn dieser „ist aus mehreren Gründen interessant und es ist schade, wenn er [sic!] Dr. Illig darauf bisher nicht eingegangen ist“. Hattemer stellt mittels einiger Kalenderprogramme fest, dass mit oder ohne 297 Jahre der Wochentag erhalten bleibt, also sowohl der 31. 8. 614 als auch

der 31. 8. 911 ein Samstag war. Topper hätte ihm 1996 bezüglich der ganzen Wochen noch zugestimmt, hat aber 2006 widerrufen [Illig 2006, 766].

In diesem Abschnitt des Buches versucht Hattemer außerdem ein Gedankenexperiment, bei dem er selbst zugibt: „mehrere Annahmen ohne jede Grundlage sind hier notwendig“ [H., 66]. Seiner Meinung nach war der 1. März ursprünglich nicht nur Jahresanfang, sondern auch Frühlingsanfang und Punkt der Frühlingsäquinoktie. Die Verschiebung des Jahresanfangs auf den 1. Januar hätte nicht bereits 153 v. Chr. sondern erst um das Jahr 1000 n. Chr. zur Verschleierung der Fälschung und der Einfügung der 297 Jahre stattgefunden [H., 62]. Das lange Jahr 46 v. Chr. mit 445 Tagen ist eine Fiktion der Fälscher. Auch vorher galt bereits ein stabiler Sonnenkalender [H., 63] ohne Schalttage. Wenn man so einen Kalender ohne Schalttage annimmt, dann rutscht der Frühlingspunkt relativ zügig vom 1. März auf den 21. März, nämlich innerhalb von 82,6 Jahren. Man könnte demnach annehmen, dass ein solcher Sonnenkalender 129 v. Chr. eingeführt worden ist, um 46 v. Chr. beim richtigen Datum anzukommen. Vor 129 v. Chr. hätte der bekannte luni-solare Kalender der Republik gegolten [H., 67-68].

Eine nur auf den ersten Blick interessante Konstruktion, für die Hattemer keinerlei Belege beibringt. Fairerweise muss man sagen, dass er dieses gleich zu Anfang seiner Überlegung angekündigt hat [H., 66]. Im Unterschied hierzu finden sich bei Illig in *Wer hat an der Uhr gedreht?*, basierend auf Georg UNGER frühe Äquinoktien-Daten aufgelistet. Ein Datum des Hipparch (* um 190 v. Chr.; † um 120 v. Chr.) setzt z.B. die Frühlingsäquinoktie auf den 23. März. Die Qualität dieser Angabe ist schwer beurteilbar (gerechnet oder beobachtet?), da sie nur aus zweiter Hand über Ptolemäus vermittelt ist. Sie passt in jedem Fall nicht gut zu Hattemers These. Allerdings sortiert er die meisten Schriften des Hipparch aus, weil sie von Ptolemäus überliefert wurden, den er als stark fälschungsgefährdet betrachtet [H., 129-130].

Was passiert bei Hattemers Ansatz mit Octavians Geburtstag, dem späteren Kaiser Augustus? Augustus soll am 23. September zur Herbstäquinoktie geboren worden sein. Der 23. 9. 63 v. Chr. als Geburtstag ist gut belegt, ob es sich damals auch um das Herbstäquinoktium gehandelt hat, leider etwas weniger gut. Die fehlende Haaresbreite [Illig 2003, 51] ist durch den Columella-Fund [Illig 2011, 69] zwar etwas weiter verringert, aber nach Meinung des Rezensenten nicht aufgehoben worden. Dafür ist ein von *Poggio Bracciolini* 'aufgefundener' Text einfach nicht sicher genug. Trotzdem müsste der Autor wenigstens ein paar Argumente bringen, um die einigermaßen gut belegte Verknüpfung zwischen dem 23. 9. des Octavian und dem Bezug zum Herbstäquinoktium aufzubrechen. Nach Hattemers Rechnung lag die Frühlingsäquinoktie im Jahr 63 v. Chr. jedoch am 17. März, die Herbstäquinoktie also umgerechnet am 19. September.

Wir lernen in diesem Abschnitt zusätzlich noch etwas sehr 'Interessantes':

„Außerdem geht das so nicht, wenn die Leute um 46 vor Chr. den Frühlingsanfang auf dem 21. März wußten, dann kann danach sonst was passiert sein. Es geht nicht, daß der 21. März 325 n. Chr. nochmals Frühlingsanfang ist, wenn man davon ausgeht, daß die Schaltjahre alle 4 Jahre von 46 bis 325 normal durchlaufen. Wenn nicht, dann ist entweder 46 vor Chr. falsch oder 325 n. Chr. falsch. Beides geht nicht, wenn es nicht eine ruckartige Bewegung der Erde gab. Der Chronologiekritiker Immanuel Velikovsky versucht so den angeblichen Fehler im julianischen Kalender zu erklären. Aber es ist nicht bekannt, daß etwas die Umlaufdauer der Erde um die Sonne verändert hat. Es hätte hier ein etwa genauso schwerer Himmelskörper der Erde nahe genug kommen müssen. Davon ist nichts bekannt. Also noch komplizierter geht es wohl nicht!?“ [H., 64]

Da staunt der Leser: Immanuel Velikovsky hat also laut Thomas Hattemer versucht, den angeblichen Fehler im julianischen Kalender mit einer ruckartigen Bewegung der Erde zu erklären!?! Den „Großen Ruck“ hat doch wohl ein anderer in Stellung gebracht. Tatsächlich klärt sich die Ursache dieser Fehleinschätzung auf, wenn über 40 Seiten später die Wikipedia-Artikel wichtiger Chronologiekritiker – man hat das Gefühl im Wesentlichen zur Erhöhung der Seitenzahl – abgedruckt werden: Im Artikel über VELIKOVSKY wechselt die Bezugsperson unvermittelt zu seinem ersten deutschsprachigen Übersetzer Christoph MARX und dessen eigenen Thesen. Wenn man den Artikel nicht genau liest und sich auch sonst nicht in der Chronologiekritik auskennt, dann kann so eine Verwechslung schon mal passieren.

Hauptteil

Den Hauptteil des Büchleins machen die schon erwähnten synchronisierten Karten zu militärischen Aktionen rund um das Mittelmeer aus, sowie ein im Sinne von Hattemers These synchronisierter Geschichtsablauf. Zahlreiche kleinere Kapitel – meistens nur ein oder zwei Seiten lang – beleuchten Sonderthemen, z.B. verschwinden die Hunnen aus der Geschichte. Auch die Wikinger spielen eine gewisse Rolle in seinen Überlegungen. Um sie – die Wikinger – gegen das Vordringen der Araber und des Islam auf die Seite des Christentums zu ziehen, wäre der „Sprung über 297 Jahre gewagt“ [H., 53] und die Wikinger mit zwei Staatsverträgen belohnt worden, darunter 911 mit dem Vertrag über die Normandie. Es wird nicht ganz klar, wie sich Hattemer hier den Ablauf der Fälschung und der Einfügung der Phantomjahre vorstellt, aber Illig wählte das Jahr 911 als obere Grenze der Phantomzeit unter anderem auch deshalb, weil für ihn dieser Vertrag zur Normandie zur Realzeit gehört [Illig 2003, 78]. Das gilt bei Illig jedoch nicht für die Wikinger-Geschichte

davor; dieser fehlt die archäologische Basis [ebd., 97-99]. Das sieht Hattemer – die archäologische Situation ignorierend – anders, für ihn verteilt sich die Wikinger-Geschichte der Jahre 793–911 auf die Jahre 496–911 [H., 85].

Die Seiten 87-103 bringen eine Aufstellung der synchronisierten Geschichte nach Jahreszahlen und den Kategorien „Ereignis nördlich des Mittelmeeres“, „Ereignis südlich des Mittelmeeres“ und „Ereignis in Mesopotamien und Persien“, sowie mit Markierungen „297 Jahre zurück korrigiert“, „Phantomjahr“ und „297 Jahre in die Zukunft korrigiert“.

Ein mit der Phantomzeitthese vertrauter Leser, hat zu diesem Zeitpunkt aber wegen des Byzanz-Problems im Grundansatz, der ungenügenden Beachtung der archäologischen Fundsituation und den zahlreichen sonstigen Missverständnissen kaum noch Rest-Motivation, sich mit diesen Details wirklich intensiv auseinanderzusetzen.

Ausklang

Wir begegnen einer weiteren „magischen“ Zahl, nämlich der 21 [H., 126] und einem Gedankenspiel zur Einführung einer Phantomzeit ab dem Jahre 1914 [H., 131-136], das aber daran hinkt, dass die aktuelle Zeitrechnung beibehalten wird, während im Fall der mittelalterlichen Phantomzeit die Einführung der Zeitrechnung nach Christi Geburt erst in die Zeit nach oder parallel zur Einführung der Phantomzeitjahre fällt. Darüber hinaus zeigt sich in diesem Beispiel Hattemers Gedanke einer Vorwärtsfälschung deutlich.

Ebenfalls findet sich eine spekulative Überlegung zum Untergang der Mayas. Danach wären Byzantiner und Germanen um 1000 n. Chr. in die Karibik gesegelt und hätten ein Blutbad unter den Mayas angerichtet, damit diese die Zeitfälschung nicht verraten. Das basiert auf der Überlegung, dass es schon Jahrhunderte vor der offiziellen Entdeckung 1492 Kontakte über den Atlantik gegeben haben muss, sonst hätte man nicht bereits 1494 die neue Welt nach Längengraden zwischen Spanien und Portugal aufteilen können [H., 137 f.].

Wir begegnen weiterhin einem Illig, der darüber jammert, „daß heutige Astronomen nicht auf seiner Seite stehen“ [H., 140], auch erfahren wir, dass es bei den Chinesen keine ergänzten 297 Jahre gibt [H., 141]. Diese selbstsichere Darstellung bezüglich der chinesischen Chronologie ohne Belege ist überraschend, ist doch diese Situation nur eine der erwähnten Möglichkeiten [Illig 2003, 117 f.]. Auch hier wieder ignoriert Hattemer alle zusätzliche Literatur zum China-Thema von Illig, Weissgerber, Zeller und anderen.

Wen kann es da wundern, dass Illig bei so viel unbelegter Spekulation, insbesondere zur Frühlingsäquinoktie am 1. März, „davon keine Kenntnis nehmen“ [H., 10] wollte und kühle Distanz wahrte, als ihm eine erste Version

vor mehreren Jahren vorgestellt wurde. Es ist bedauerlich, dass sich HATTEMER weder zum Zeitpunkt des ersten und einzigen Kontakts mit Illig mit der verfügbaren Literatur ausreichend beschäftigt hatte, noch die seitdem aufgelaufenen Jahre für eine Auffrischung und/oder Aktualisierung seines Textes im Abgleich mit der verfügbaren Literatur (heute wie damals) genutzt hat.

So bleibt letztlich nur ein schaler Beigeschmack von diesem sicherlich gut gemeinten Unterstützungsversuch.

Literatur

Beaufort, Jan (?2009): Beweist nicht die Geschichtsschreibung der arabischen Welt den Irrtum der FZT?; in *Fantomzeit FAQ*;

http://www.fantomzeit.de/?page_id=61#19

H. = Hattemer, Thomas (2013): *Die verfälschte Antike. Dr. Illig & Angriff des Islam auf Rom bereits 337 n. Chr.*; Nordhausen

Illig, Heribert (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (1) 4-20

- (1992): Wann lebte Mohammed?; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-41

- (?2003): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; München

- (2006): 297 Jahre – Zur Länge der Phantomzeit; *Zeitensprünge* 18 (3) 765-776

- (2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; *Zeitensprünge* 23 (1) 65-76

nabkal = <http://www.nabkal.de/intergrav.html>

Topper, Uwe (1999): *Erfundene Geschichte. Unsere Zeitrechnung ist falsch*; München

Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Omaiaden; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3-4) 69-86

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Erstmals ein Archäologe!

Das erfundene Mittelalter wird in Graz diskutiert

Heribert Illig

Die Universität Graz, genauer die „7. fakultät“ und damit ihr *Zentrum für Gesellschaft, Wissen und Kommunikation*, lud am 14. 05. zur Podiumsdiskussion in ihr Meerscheinschlössl. Dort drängten sich 160 Zuhörer, die Mehrzahl Studenten, um im überfüllten Saal zuzuhören und Fragen zu stellen. Auf dem Podium nahmen zwei Mitvierziger Platz: der Mediävist Prof. Johannes Gießauf und mit Prof. Manfred Lehner der erste Archäologe, der öffentlich mit mir als drittem Teilnehmer diskutierte. Als Moderatoren fungierten Dr. Elisabeth Holzer und der im ‘Nebenberuf’ Mediävistik studierende Oliver Pink. Ein Aufnahmeteam hielt den historischen Event in Bild und Ton fest. Wie mir im Saal mitgeteilt wurde, werde die Universität Graz den Film im Internet zugänglich machen. Das ist aber bis Redaktionsschluss nicht geschehen; laut Auskunft der damit Befassten sei der Tontechniker mit seiner Arbeit nicht zufrieden. Gerade mal drei Minuten ließen sich zusammenstellen [uni graz].

Zumindest erhielt ich selbst einen Mitschnitt. Insofern können erstmals die Beiträge der an einer solchen Diskussion teilnehmenden Fachleute im Protokoll wiedergegeben werden. Die Qualität wird sich kontrollieren lassen, wenn die Aufzeichnung ins Netz gestellt wird. *Da die Teilnehmer keine Statements abgelesen, sondern aus dem Stegreif formuliert haben, wurden bei der Verschriftlichung reine Füllworte und Wiederholungen ebenso weggelassen wie Dialekteinsprengsel; außerdem wurde das eine oder andere „und“ durch einen Punkt ersetzt. Eigentlich notwendige Wortumstellungen wurden nicht durchgeführt.*

Protokollierung der fachwissenschaftlichen Äußerungen

Nach den Begrüßungsworten, nach dem Dank an die Universität sowie an die Bank Austria, die wohl den kostenlosen Eintritt ermöglicht hat, bekomme ich die Möglichkeit, in Kürze mein Thesenbündel vorzustellen. Das braucht hier in den *Zeitensprüngen* nicht wiedergegeben zu werden. Danach erhalten beide Professoren Zeit für ihre Auftaktstatements. Zunächst

Gießauf: „Prinzipiell muss ich dem Autor ein großes Kompliment machen, weil er eine Unzahl Anregungen für das Fach geliefert hat, eine Diskussion losgetreten hat, die, wenn man von einigen Polemiken absieht, durchaus eine interessante Richtung genommen hat. Und er hat im wahren Sinn des Wortes, wenn Sie jetzt schon bei 100.000 Auflage sind,

Kapital geschlagen, was der Mediävistik ein bisschen Bauchweh bereitet, und er hat sehr geschickt in seiner Art zu formulieren, Dinge darzustellen, seine Finger in offene Wunden gelegt.

Es gibt nichts daran zu beschönigen, dass das Frühmittelalter viele Problemzonen hat, jetzt nicht von seiner äußeren Erscheinungsform her, sondern von der Quellensituation, von der Frage, wie gewisse Dinge interpretiert werden können. Aber es ist nicht diese große Dunkelheit, die bei Heribert Illig unterm Strich – glaube ich – herauskommt, sondern es sind doch deutlich wahrnehmbare flashlights in dieser Zeit erkennbar, die jetzt quellenkundlich auf einem Fundament stehen, das es mir nicht ermöglicht, seiner These zu folgen und einiges gänzlich zu streichen oder andere Dinge in Frage zu stellen.

Wo ich ihm wohl folge, ist, dass das Frühmittelalter und die Forschung über das Frühmittelalter ihre Probleme hat, wenn es Diskontinuitäten zu erklären gilt, wenn es darum geht, quellenarme Zeiten mit Inhalt zu befüllen, denn das ist letztlich das, was Leser und Leserinnen, Schüler und Schülerinnen haben wollen, dass alles klar, eindeutig und ohne größere Probleme rezipierbar ist. Für die vielen Studierenden, die ich sehe, wäre es natürlich auch eine Wohltat, wenn sie bei mir statt 1.000 Jahren nur 700 Jahre zur Prüfung bekämen. Das ist auch der Grund, warum, nachdem ihr Buch erschienen ist – da habe ich gerade an der Universität zu lehren begonnen – die meisten Fragen, obwohl das Buch nicht von allzu vielen in seiner Gesamtheit gelesen worden war, die meisten Fragen in die Richtung gingen: Brauchen wir das wirklich nicht? Und ich musste dann enttäuschen, vielleicht bin ich nur zu konservativ. Von meiner Perspektive und von meinem eigenen Forschungszugang her sehe ich zu viele Dinge, die den Karl als historische Figur mir erscheinen lassen.

Heribert Illig hat für mich eines getan, was bei den Historikern und Historikerinnen vielleicht die größte Gefahr darstellt, wenn sie sich den Quellen annähern. Er ist mit Maßstäben an die Quellen herangegangen, die von modernen, extrem kritischen, reflektierten, in einer Zeit von Medienvielfalt und Informationsaustausch geprägten Prämissen ausgehen und zu wenig den Zeithorizont, die Mentalität und vor allem die Gegebenheiten des Frühmittelalters in Betracht zieht, wie Menschen miteinander kommunizierten, interagierten, wie sie darüber reflektierten, und was vor allem für sie wichtig war, späteren Generationen vielleicht mit auf den Weg zu geben. Nichtsdestotrotz habe ich das Buch mit einigem Wohlgefallen gelesen und ziehe auch meine Lehren daraus, wo ich Punkte ansetzen muss, um meinen Studierenden vielleicht ein bisschen mehr Sensorium für diese Zeit mit auf den Weg zu geben.“

Es folgt das Eingangsstatement von Lehner, der vom Moderator gefragt wird, ob es zu wenige Funde aus dem Frühmittelalter gebe.

Lehner: „Ich kann mich der ersten Reaktion von Gießauf nur anschließen. Damals hat das vielleicht irgendwie Entrüstung oder Kopfschütteln ausgelöst, in der Mitte der 90er Jahre. Heute, retrospektiv betrachtet, ist es aber so, dass dieses Buch mit Sicherheit, gerade in der Archäologie, einen Forschungsimpetus ausgelöst hat, weil Illig mehr oder weniger gesagt hat: Liebe Leute, die Ihr Frühmittelalter forsch, bzw. die Ur- und Frühgeschichtler eigentlich, nicht die klassischen Archäologen, wie ich einer bin [Lehner wurde durch den Moderator vorgestellt auch als Vorstandsmitglied der *Österreichischen Gesellschaft für Mittelalter-Archäologie*], zeigt mir: Was habt Ihr aus der Zeit? Mit dieser Forderung hat er gewissermaßen in eine Lücke gestoßen bzw. sogar eine offene Tür eingerannt, weil wir wirklich nicht besonders viel vorzuweisen haben aus dieser Zeit. Es gibt jede Menge Fundgegenstände, Monumente, die in diese Zeit datiert werden. Aber wenn man sich jetzt fragt: Wenn es diese Zeit nicht gibt, könnten die nicht theoretisch auch in eine andere Zeit passen, ist es bei vielen so, dass sie theoretisch auch in eine andere Zeit passen könnten, weil gerade Karl der Große, die Karolingerzeit eine Zeit des Rückgriffs auf die Antike ist und weil dann spätere Zeiten im frühen Hochmittelalter auf Karl den Großen zurückgreifen. Insofern würde sich das von der Sachkultur her mehr oder weniger im Kreis drehen.

Retrospektiv ist der Zugang, den man heute zu dieser Phantomzeittheorie hat – wenn das Wort bisher noch nicht gefallen ist – so, dass man eigentlich dankbar sein muss, weil sie gerade in der Mittelalter-Archäologie oder in der Archäologie des Frühmittelalters einen Forschungsimpetus ausgelöst hat, vor allem in Deutschland. Deutschland ist, was das betrifft, schon ein bisschen unser Vorreiter auch immer, wo es – damals noch, heute ist es nicht mehr ganz so – mehr Geld gegeben hat für die Forschung u.s.w. Herr Illig hat mir gerade vorher gesagt, ein Archäologe hat zu ihm gesagt: Danke, arbeite du und schreibe du nur, und wir bekommen die Förderungsgelder für unsere Projekte, um das Gegenteil zu beweisen. Insofern ist das als Tatsache, als Theorie, als Phantomzeittheorie retrospektiv nicht schlecht zu betrachten.

Die Frage ist jetzt, wie geht man als Archäologe mit so etwas um? **Entweder sagen wir:** Ja, Illig hat recht und es würde uns einiger Probleme, einiger Datierungsprobleme, einiger chronologischer Unzulänglichkeiten [entheben], die wir ja haben, auch in der Typologie der Gegenstände. Wir haben auch in der Stratigraphie, als unser Gottseibeius in der Datierung, in der relativen Datierung oft Schwierigkeiten. In römischen Städten: Die sind im frühen Mittelalter wohl besiedelt oder vielleicht auch nicht und im

Hochmittelalter dann schon wieder, und dazwischen hätten wir gern die Schichten mit den schönen Kulturfunden, wenn Sie so wollen, mit den Funden des täglichen Lebens, mit dem Müll, den wir ja ausgraben. Leider ist dann dort die berühmte schwarze Schicht, terre noire auf Französisch oder black oder dark earth auf Englisch, dazwischen drinnen, die zwar eine gewisse Mächtigkeit hat. Aber Mächtigkeit kann man nicht direkt auf Chronologie umlegen. Wir könnten sagen; Ja, wir sind dankbar, wir brauchen jetzt keine Dinge in diese Zeit zu datieren und können die vorher und nachher auf Grund ihrer Erscheinungsform durchaus unterbringen.

Die zweite Möglichkeit wäre, dass man sagt, in dieser Zeit haben wir deswegen keine Funde, weil ein gewisser Siedlungshiatus besteht, weil einfach keine Leute da waren, weil keine Kultur im weitesten Sinn passiert an dieser Stelle, an welcher Stelle man auch immer gräbt oder an welcher Stelle man auch immer forscht. Ich spreche jetzt natürlich hauptsächlich von Mitteleuropa. Da hat die Forschung Bedarf, etwas zu tun.

Die dritte Möglichkeit wäre die Herangehensweise, die ich vertrete, offensiv daran heranzugehen, aus der Not eine Tugend zu machen und zu sagen: Es gibt da etwas in der Zeit, nur wir sind noch nicht so weit, dass wir das Zeug erkennen, sozusagen. Wir müssen noch Parameter finden, um die Sachkultur wirklich genau datieren zu können und darin sozusagen einen Forschungsauftrag für die Zukunft zu sehen. Es ist ja gerade durch die Awaren-Chronologie, die in den späten 90er und 2000er Jahren sich ergeben hat und mit den naturwissenschaftlichen Absicherungen, mit den Datierungsmöglichkeiten doch mittlerweile relativ fortgeschritten ist. Aber Zeug haben wir immer noch wenig, das gebe ich zu.“

Anschließend kann ich direkt erwidern. Darauf folgt eine weitgreifende Frage aus dem Publikum, zu Spanien, zu Arabern, Awaren und Ungarn, außerdem zur Bistumsgliederung. Zur Beantwortung sind von mir die persisch-arabische Eroberung Spaniens darzustellen, die Anfänge des Islam – auch seine ikonischen Darstellungen noch im 10. Jahrhundert – und die vielfache Christianisierung nördlich der Alpen, die eine Bistumsordnung im frühen 10. Jh. nahelegt. Die Christianisierung ist aber von der Kirche als bis heute bestehender Macht in den Chroniken niedergeschrieben worden.

Nun geht die Frage der Moderatorin an mich, ob für mich denn alle Daten falsch seien. Daraufhin erläutere ich die Diskrepanz zwischen schriftlichen Berichten und archäologischem Befund, der nicht einmal im Prozent-, sondern allenfalls im Promillebereich Nachweise bringen kann. Zur Urkundeneindeutigkeit verweise ich auf die drei Versionen zur Karlskrönung, wegen denen ich die Historiker bemitleide.

Nach dieser Antwort geht die nächste Frage der Moderatorin an Gießauf: Ob er angesichts dieser Situation Mitleid brauche? Gießauf stellt auf drei

Punkte ab. Der erste betrifft seine Kritik an meiner Meinung, die Geschichtsschreibung des aufsteigenden Islam habe sich etwas von Byzanz vorschreiben lassen:

Gießauf: „Zum einen fällt es mir schwer anzunehmen, dass, wie Sie in der letzten Erklärung und im letzten Statement angedeutet haben, die islamische Geschichtsschreibung einen byzantinischen Impetus gebraucht hätte, um überhaupt in Gang zu kommen und deswegen von den dort fehlgeleiteten oder bewusst gefälschten Datenkonstrukten aus sich seine eigene Geschichte gebaut hätte. Da unterschätzt man die arabischen Kenntnisse, die jetzt nicht aus den europäischen und den byzantinischen Kontakten resultieren, die diese Kultur, diese neue Religion genommen hat, sondern die letztlich auf östliches Vorbild des indischen Raums und dann wieder über Vermittlung des indischen Raums bis in die selbstdefinierte Nabelmitte der Welt, ins Chinesische hinein reicht. Ich traue den arabischen Historiographen, Theologen und Schriftstellern nicht zu, dass sie sich eine eurozentrierte und byzanzentrierte, falsche Geschichtsschreibung selbst oktroyieren lassen und von dort aus ihre eigene Zeit fehlzuberechnen, was ja der logische Schluss wäre, der aus dem zu ziehen ist, wenn man sich hier anpasst oder anlehnt.“

Dem halte ich später entgegen, dass eine Koransure [18, al Kahf, die Höhle] die byzantinische Siebenschläferlegende samt 300-Jahres-Datierung bringt, der Islam also sogar einen von außen an sie herangebrachten 300-jährigen Zeitsprung in seiner heiligen Schrift verewigt hat, wie sich die Araber auch den Felsendom in Jerusalem und die Moschee in Damaskus bauen ließen, also gerade das Können der älteren, westlichen Großmacht für sich genutzt haben.

Gießauf: „Das Zweite ist: Ich kann von mir aus mit Ihrer These leben, dass wir den Kalender korrigieren, auch wenn wir von unterschiedlichen Prämissen bei dieser Chronologie-, dieser Kalenderkorrektur ausgehen. Sie wollen zurück bis Cäsar, ich will nur bis ins frühe 4. Jahrhundert und den Ostertafelstreit, der hier auf dem ersten Konzil in Nicäa geklärt wurde, wenn auch nicht in einer befriedigenden Art und Weise, aber auf jeden Fall der Ausgangspunkt dafür war, was dann Gregor XIII. 1582 bei seiner Kalenderreform als zu reparierendes Übel in das Blickfeld genommen hat, letztlich auch seine Gelehrten hat darüber entscheiden lassen, wie viele Tage im Oktober des Jahres 1582 zu streichen sind. Da haben wir unterschiedliche Ausgänge bei der Theorie, der Forschungslage.

Was mich ein bisschen weniger wohlstimmig macht, ist, dass Sie mir den Karl wegnehmen wollen. Ich habe eine unglaubliche Sympathie für Karl den Großen. Ich halte ihn für einen extrem durchtriebenen Politiker, aber Historiker sollten nicht werten, sie sollten eher versuchen, den Dingen auf

die Spur zu kommen, einen objektiven Zugang, vielleicht ein bisschen deskriptiv zu arbeiten. Aber wenn Sie sagen, dass es hier Widersprüche in den Quellen gibt, so finde ich das geradezu spannend, das ist für mich geradezu ein stichhaltiges, überzeugendes Argument, dass es nicht eine Linie gibt, nicht einen Mainstream, eine Überlieferungsvorgabe, wie es denn gewesen sein muss, sondern dass es hier unterschiedliche Perspektiven, auch zu unterschiedlichen Zeiten gegeben hat, auf diese Ereignisse zu blicken. Die einen sagen, Karl hat sich gegen die Krönung gesträubt. Sie nehmen die *Vita Karoli Magni* des Einhard her, der natürlich pro-karolisch schreibt. Er verehrt diesen Mann, er schreibt eine Kaiserbiographie in Anlehnung an die Vorbilder des Sueton, also eine kaiserlich orientierte Biographie, die wir literarisch in dieser Zeit eigentlich sonst nicht haben. Nicht, weil es diese Zeit nicht gegeben hat, sondern weil es einfach nicht en vogue war, so zu schreiben, wie in dieser Zeit, die sich auf die Antike erstmals rückzubesinnen begann und auch die faktische Macht hatte, diese karolingische Correctio – ich nehme den Begriff Renaissance nicht in den Mund – [Übergang zum zweiten Medium] – tatsächlich ideologisch umzusetzen, was sich letztlich dann auch in den Bauten manifestiert hat. Aber dazu möchte ich Manfred Lehner sprechen lassen, ich will nicht wildern. Sondern hier gibt es diese Perspektive und auch die andere Perspektive, wenn wir andere Quellen beobachten und anschauen und sehen, dass Karl ganz offensichtlich, ganz sukzessive auf eine Rangerhöhung hingearbeitet hat. Der Mann hat über Jahrzehnte an seinem Image gearbeitet, er ist – wie so viele wohl charismatische Heerführer, Könige, Fürsten, wie immer wir sie nennen wollen – langsam, aber sicher offensichtlich mit dem Erfolg in eine Vision hineingewachsen. Da ist das Wiederbeleben – als Hegemonialmacht, wie es sein Königtum darstellt – eines alten, übersteigernden Titels, der in Konkurrenz zur einzigen damals existierenden Weltautorität, des oströmischen Kaisertums, stand, ein durchaus konsequenter Schritt und auch die Konflikte, die sich daraus ergeben haben. Das zu verschleiern war natürlich sehr viel mehr im Interesse Karls als hinzuschreiben: Das ist meines, das hole ich mir, die Krone brauche ich, Sondern hier wird diplomatisch gearbeitet, hier wird letztlich auch Propaganda geschrieben, hier wird etwas dargestellt, das letztlich die Sieger geschrieben haben. Das war zu diesem Zeitpunkt das karolingische Königtum, das sich selbst übersteigert und überhöht hat. Ich glaube, gerade aus dieser Diskrepanz der Quellen, aus der Widersprüchlichkeit können wir so viel interessante Reibungswärme gewinnen, die uns dann ein bisschen Behaglichkeit im finsternen Frühmittelalter verschafft.“

Der Moderator fragt darauf, wie es denn wirklich mit Bauten in dieser Zeit ausschaue. Lehner greift Fakten aus meinem Eröffnungsstatement auf, in dem

ich Karls durch keinen Stein belegten 232 Klosterbauten und die rund 40 chronikal überlieferten Pfalzen der Agilolfinger als Beleg dafür vorgebracht habe, dass die archäologische Situation „grausam“ und „hart am Vakuum“ angesiedelt sei. Er bezieht sich direkt auf Gießaufs „Behaglichkeit“.

Lehner: „Ich knüpfe an und zwar an die Behaglichkeit. Es ist ja nicht so, dass es in einem Holzhaus unbequemer zu wohnen wäre als in einem Steinhaus, wahrscheinlich sogar im Gegenteil, teilweise. Mit der Holzarchitektur ist es so: Wir sind zum Glück in der Lage, mittlerweile Holzarchitektur nachweisen zu können, weil nichts dauerhafter ist als ein Loch im Boden. Aber insgesamt erhält sich das schon schlechter.

Es sind a priori die Erhaltungsbedingungen so, dass man das nicht immer findet, diese Promille schon, aber die Prozente wahrscheinlich nicht, die Sie postuliert haben. Zusätzlich ist es so, dass wir natürlich Chance hätten, Holzarchitektur zu finden, dass gerade aber auf den Burgen – da meine ich jetzt nicht die Krähenester, die Höhenburgen auf steilem Felsengrat, sondern die Burgen, die durchaus auch auf bequemen Bergen liegen, wie am Dobler Schlossberg – für die Einheimischen hier – dass dort im Hochmittelalter Burgen gebaut wurden, ab dem 11. Jh. mit Sicherheit, 10. Jh. ist in der Keramik noch zu fassen, das wäre auch in Ihrem Sinn, und davor wird es dünn. Das Problem ist, dass diese Steinburgen, die gebaut werden – mittlerweile gibt es zwei Steinburgen in Österreich, die vielleicht sogar ins 10. Jh. zu datieren sind, vielleicht drei –, dass, bevor man eine Mauer baut, entweder einen Fundamentgraben macht; auf den steilen Felsbergen ist kein Platz für Fundamentgräben, da baut man die Burg direkt auf den Felsen bzw. auf die Gesteinsspalten hinein die Mauer. Und zu diesem Zweck sind dann die Steinburgen gebaut werden im späten 11., im 12., vor allem im 13. Jahrhundert. Es ist unser Problem, dass die Burgberge vollständig hinuntergeputzt werden. Da wird der Felsen nackt gemacht. Wir finden das immer wieder, dass die erste Mörtelfläche direkt am geputzten Felsen ist, d.h. wir hätten nur eine Chance, dort etwas Früheres zu finden, wenn etwas da ist.

Unter vielen Burgen gibt es auch spätantike Höhengründungen, die sehr wohl Mauerreste hinterlassen haben und wo dann kleine Teile vielleicht sogar noch eingebaut und wiederverwendet worden sind. Und dazwischen könnte das besiedelt gewesen sein. Wir finden am Burgfuß oft Scherben, die wir durchaus in die von Ihnen in Frage gestellte Zeit gerne datieren würden. Das sind aber einzelne Streufunde, die man als solche nicht datieren kann. Wenn ich sie dem Spezialisten zeige, dann sagt er: Ja, das ist 5., 6. Jahrhundert, und wenn ich den gleichen Scherben der anderen Spezialistin zeige [...], dann sagt sie: Ja, das ist spätes 8., 9. [Jahrhundert]. Leider ist es so, dass wir in der Sachkultur oft so sind, dass wir auf Grund unserer

Typologien – auch diese Methode ist schon als relativ-chronologische Methode in Frage gestellt worden – nichts Deutliches sagen können. Auf jeden Fall ist das hinuntergeputzt. Das liegt am Burghang und zwar auch auf bequemen Bergen, die nicht so besonders hoch sind.

Moderator: „Wenn ich kurz einhake. Ist das nicht grundsätzlich ein Problem und spricht für die These von Dr. Illig, dass man als Archäologe nie genau sagen kann – wie Sie gerade gesagt haben: Das ist 5., 6. Jahrhundert, der nächste sagt: Das ist 8., 9. Da hätten wir eigentlich fast die 300 Jahre, quasi als Hausnummer. Das würde dann die Theorie unterstützen, irgendwo.“

Lehner: Das ist leider so. Es würde die Theorie nicht unterstützen, weil ich von meiner Warte, wie gesagt, den positiven Forschungsansatz vertrete und sage: Da war etwas; wir müssen nur noch lernen, wie es ausgesehen hat. Aber wie gesagt, wir haben größere Schwierigkeiten als die Historiker, die Phantomzeit zu falsifizieren. Das gebe ich durchaus zu.

Und gerade diese Agilolfingerpfalz von Salzburg: Da soll z.B. auf der Feste Hohensalzburg eine sein. Wenn das ein bequemes Holzbauensemble war, ist das weg, weil dann die hochmittelalterliche Burg darübergebaut ist. Es ist eine urkundliche Erwähnung, natürlich wieder aus der in Frage gestellten Zeit, aber da haben wir das Problem der Nachweisbarkeit.

Vielleicht noch ein ganz kurzes Wort zu den anikonischen Darstellungen auf den islamischen Münzen. Natürlich ist eine Münze ein sozusagen öffentliches Dokument. Aber es scheint doch der frühe Islam, was die Bilderwelt betrifft – vielleicht verwende ich sogar das Wort – einigermaßen laizistisch gewesen zu sein, weil es in den jordanischen Wüstenschlössern, in al-Heir al-Gharbi z.B.: dort gibt es nackte, tanzende Frauen und alles mögliche, das man nicht unbedingt beim Bilderverbot des Islam erwarten würde. Es ist nicht prinzipiell so, dass es gar keine ikonischen Darstellungen hat.“

Als direkte Antwort:

Illig: „Genau aus dem Grund sind Ohlig und Popp der Meinung, dass sie überhaupt noch nicht islamisch sind, schlicht und einfach. Das ist nicht meine Meinung, sondern wird derzeit in der Islamkunde diskutiert. Ich darf dann ein bisschen polemisch sagen. Wenn Sie sich mit Holzkonstruktionen retten wollen – was wir dem Karl zuschreiben: eine Steinpfalz in Aachen, eine Steinpfalz in Ingelheim, eine Steinpfalz in Nimwegen, dann ist das ziemlich am Ende, was wir haben. Er baut in Stein, und warum seine anderen Pfalzen alle aus Holz sein sollen, wäre für mich sehr fraglich. Aber ich bin jetzt provokant und sage: Wir haben in Straubing, nur in Straubing im Gäuboden mehr bronzezeitliche Holzkonstruktionen nachgewiesen, aufgedeckt, als die gesamten Agilolfinger jemals bieten können.“

Das heißt, wir haben in viel älteren Zeiten, die uns viel ferner stehen, viel präziser Holzbauten nachgewiesen, als es in dieser späteren, frühmittelalterlichen Zeit auch nur annähernd der Fall wäre.“

Lehner: „Das liegt an der Überbauung.“

Hier erst erfolgt meine Antwort mit der Siebenschläferlegende (s.o.). Die Moderatorin fragt nach dem Motiv des Uhrvordrehens und nach seiner Durchführung. Meine Antwort referiert mein einschlägiges Buch, worauf Gießauf antwortet.

Gießauf: „Es ist meine berufliche Pflicht hier einzuhaken oder auch meine eigenen Vorstellungen zur Diskussion zu stellen, weil sie eigentlich nach Antworten heischen, von Ihrer Seite, wenn Sie das so erläutern. Beginnen wir bei dem Gespann Otto drei, Silvester zwei, ein – wie Sie es darstellen – geniales Fälscherduo, das 300 Jahre in die Geschichte hineinbringt, in einem unglaublich kurzen Zeitraum. Otto III. lässt Silvester wählen – er kann ihn als Papst nicht einsetzen, da bedarf es eines bestimmten Wahlmodus, der zwar noch nicht verschriftlicht ist – das wird Ihnen jetzt auch wieder fehlen, wahrscheinlich, der verschriftlichte Wahlmodus –, der vorschreibt, wie diese Besetzung zu erfolgen hat. Dieser Otto III. lässt also 999 seinen alten Vertrauten, Lehrer, wie auch immer, Gerbert auf den Papstthron wählen, der sich dann ganz programmatisch Silvester II. nennt, in Anlehnung an jenes Gespann, das angeblich – in einer frommen Legende überliefert – zwischen Konstantin und Silvester I. zur Bekehrung des römischen Kaisers und damit der römischen Welt zum Christentum sein Vorbild hat, und damit fortsetzen will. Jetzt stirbt mir Otto III. zweieinhalb Jahre später, und Gerbert, wenn er das große Projekt alleine weiterzieht, stirbt mir drei Jahre später.

Das ist eine verdammt kurze Zeit, um in allen Schreibstuben der damaligen verfügbaren literaten Welt, die lateinisch zu schreiben in der Lage war, inklusive der byzantinischen Überlieferung, die nach Ihren Vorstellungen auf Grund der Herkunft des Otto III. aus mütterlicher Linie aus Byzanz ebenfalls gleichgeschaltet war, eine Konstruktion auf die Beine stellt, die diese Lücke hin zu einem chiliastischen Weltbild zu drehen in der Lage ist und das glücksverheißende Jahr 1000 auf die Reihe zu bringen. Das daneben von einem Gutteil der Bevölkerung aber mit großer Skepsis und Sorge, ja mit Angst erwartet wurde, denn – Sie zitieren es in Ihren Arbeiten ja auch – sowohl die christlichen Psalmen als auch der Koran, um auf das wieder zurückzukommen, kennen die Vorstellung, dass ein Tag vor Gott wie ein Jahrtausend sei und hier diese Berechnungen sich ergeben, dass um das Jahr 1000 eine Schaltzeit sei. Wenn wir jetzt dem augustinischen Zeitmodell folgen, das in dieser Zeit wohl den Ton angibt, so wäre, wenn es denn tausend Jahre sind, und diese sechste Aetas, die

sich Augustinus als die längste in seinen Vorstellungen vom Heilsgeschehen erarbeitet hat, mit diesen tausend Jahren zu Ende geht, dann stehen wir vor der Parusie. Das ist für einen Christen etwas Schönes, zumindest wenn er gut gelebt hat – wenn er nicht gut gelebt hat, ist es ziemlich daneben –, aber die beiden haben ja gut gelebt, auch wenn sie gefälscht haben, denn das war ja nach Ihrer [ihrer?] Vorstellung ein frommer Akt.

Also ich habe ein Problem mit der Kurzfristigkeit dieses Fälschungsunternehmens und – Sie sagen es selbst in Ihrer Argumentation – ich sehe nichts Verwerfliches daran, dass ich Überlieferungen in den unterschiedlichsten Weltgegenden in ähnlicher Form habe, und wenn diese fehlerhaft sind, in ihrer Fehlerhaftigkeit auch deckungsgleich. Wenn jemand an der Westspitze Irlands in die Klosterchronik etwas hineinschreibt, was er dort als Himmelsphänomen gar nicht gesehen haben kann, weil er es bei einem italienischen Annalisten abgeschrieben hat, so ist das durchaus systemimmanent, so funktioniert mittelalterliche Geschichtsschreibung.

Man orientiert sich an autoritativen Texten, schreibt vielleicht die eigene Zeitgeschichte in seinem Kloster, wohl als wichtigste Skriptorien hier zu nennen, weiter, hat aber die vorangegangenen Epochen durchaus als Vorlagen. Wenn die Vorlagen fehlerhaft sind, so nehme ich den Fehler mit. Mittelalterliche Chronisten tun das, was Sie in Ihrem Buch auch ein bisschen tun: Sie schreiben eklektisch. Sie suchen sich das heraus, was ihnen wichtig erscheint, und das sind Himmelsphänomene, das sind Besonderheiten, die irgendwie auf das Einwirken Gottes in das Geschehen des Menschen, der Fingerzeig des Heils im Leben des einfachen Christen erkennbar ist, ganz etwas Besonderes. Und das nehme ich her. So wie Sie Ihre Finger in all' unsere Wunden hineinstecken, so tut es der mittelalterliche Chronist, wenn es ihm darum geht, diese Dinge darzustellen.

Ein Wort noch zu den Urkunden, die Sie auch als Argument angezogen haben. Ich bin vollkommen bei Ihnen: Im Mittelalter wird gefälscht auf Angriff. Da biegen sich die Balken durchaus, wobei Sie mir die mittelalterliche Mentalität des Urkundenwesens zu wenig in Ihre Betrachtungen hineinnehmen. Was ist eine Urkunde im Mittelalter? Wir sind in einer illiteraten Welt. Die Oralität ist das zentrale Miteinanderagieren. Alle Rechtsgeschäfte, alle großen Transaktionen, sei es von der Schenkung großer Grundstücke bis hin zum einfachen Handel um eine Kuh sind einmal a priori mündlich und per Handschlag abgeführt worden. Viele dieser Dinge werden dann in einfachen kleinen Notizen aufgeschrieben; die sind nicht einmal datiert. Da macht sich keiner die Mühe, um sie zu fälschen. Sondern er schreibt dabei – bleiben wir bei Ihren bayerischen Wurzeln, habe ich gerade heute im Proseminar mit meinen Studierenden durchgemacht – eine Traditionsnotiz aus dem 10. Jahrhundert. Die schreiben ein-

fach hin: Herr X schenkt dem Hochstift Passau ein Gut in Y und dabei waren [... mehr als 20 Zeugen]. Wir haben keine Nachnamen von denen, gibt es nicht. Jetzt sage ich: Den kann ja keiner greifen, wenn ich mit den heutigen detektivischen Maßnahmen, den quellenkritischen hingehe. Da kann keiner selbst unterschreiben, weil er es einfach nicht kann. Da hängt keiner ein Siegel dran, weil keiner ein Siegel hat. Aber es ist in einer oralen Erinnerungskultur und das ist natürlich ein kultureller Rückfall, da gebe ich Ihnen schon recht und da wird es dann wirklich ein bisschen dark. Die sind dann zwar nicht alle völlig vernebelt, die Baiern zu dieser Zeit, aber sie haben andere Prioritäten im Leben. Sie sind die Fußkranken der Völkerwanderung – jetzt habe ich meinen ehrenwerten Lehrer Herwig Wolfram zitiert – und die Fußkranken schreiben weniger [Gießauf stürzt fast vom Stuhl] – jetzt bringen Sie mich so in Rage, dass ich vom Stuhl falle – und in dieser oralen Kultur ist die Schriftlichkeit ein Begleiteffekt, eine Begleiterscheinung dessen, wie Gesellschaft funktioniert.“

Aus dem Publikum kommt die Frage, ob die 300-Jahres-Lücke sich auch bei Einsatz naturwissenschaftlichen Methoden zeige. Bei der Antwort sind die hier bekannten Erläuterungen zur Funktionsweise dieser Methoden und zu ihren Einsatzgebieten ausgelassen.

Lehner: „Es ist natürlich kein 300-Jahres-Loch festzustellen, bei naturwissenschaftlichen Datierungen, die unabhängig sind. Da gibt es die Dendrochronologie [...] Ich rede extra schon aporetisch, um da sozusagen keine Angriffsfläche zu bieten. Bei der Dendrochronologie kann ich sagen: Wenn ich heute einen Baum umschneide, dann habe ich die Jahresringe bis irgendwann zurück, die überlappen sich bis irgendwann zurück. Aber wenn ich das Killerargument verwende, wenn ich sage, heute ist nicht 2013, sondern heute ist 1717, dann habe ich trotzdem alle Jahresringe. Das bringt in dem Fall nichts. Genauso ist es mit der Grönlandeis-schichtenzählung, im Endeffekt; das ist dasselbe. Da ist zwar die oberste Schicht von heute, aber wenn heute 1717 ist, sind trotzdem alle Schichten nach unten vorhanden, denn nach unten ist die Zeit offen. Die anderen Methoden, also die ¹⁴C-Methode und die Thermolumineszenz-Methode [...] Das Problem sind immer noch die Schwankungsbreiten, die einfach in der Messmethode begründet sind. [...] Es ist natürlich so, dass Daten immer auch in die fragliche Zeit treffen, aber die Schwankungsbreiten sind so groß, dass wir das jetzt leider nicht wirklich als Argument verwenden können. Dendro schon, aber nur von unten, und da muss ich mich wieder auf Historisches verlassen. Auch ein fiktiver Fall: eine Rheinbrücke, die unter Drusus im Jahre soundso errichtet worden ist; da ist ein Holzpfeiler drinnen, dann kann ich von dort hinaufzählen mit den Überschneidungen, und dann würde ich diese Jahre füllen können. Das wäre

eigentlich das Einzige, was ich jetzt selbst, aporetisch und zweifelnd und extra kritisch gesagt, anerkennen würde oder was anerkannt werden kann: diese Lücke von unten her zu füllen mit der Dendrochronologie.“

Von meiner Seite aus wird ergänzt, dass Hollstein bei der Erstellung der Standardkurve während der Phantomzeit die wenigsten Hölzer gefunden hat.

Es gibt weitere Fragen aus dem Publikum, bei denen die Antworten der beiden Professoren nur insoweit wiedergegeben werden, als sie sich auf mittelalterliche Probleme beziehen. Es geht nun um Otto III., um die Wikinger, um Fomenko und seinen Thesen. Ich verweise auf fehlende Waffenfunde und Bestattungen der Wikinger. Darauf

Lehner: „Es ist nicht alles, was wir nicht finden und wo wir keinen karolingischen Grundstein, wie Sie gesagt haben, haben, deswegen inexistent. Wikingerbestattungen. Es gibt ja auch Wasserbestattungen. Die Wikinger bestatten teilweise in bootsförmigen Dingen und vielleicht, wenn sie auf Raubzug sind, legen sie die Leute in ein Boot oder in ein bootsförmiges Ding und geben das in den Fluss hinunter oder auf das Meer hinaus und schießen noch einen Brandpfeil nach. Dann haben wir keine Chance, diese Bestattung zu finden.“

Zu den Zerstörungsschichten: Es ist immer ein großes Problem. Wir haben sehr viele – da bin ich eher im Widerstreit mit den Historikern als mit Ihnen – Zerstörungsnachrichten, die wir gerne als Schichten finden würden, weil wir dann auch schöne historische Ansatzpunkte für die Datierung unserer Befunde hätten. Mit solchen Zerstörungsschichten aus Pompeji, da funktioniert es. Aber sonst haben wir große Schwierigkeiten, gerade bei Kirchen mit Brandzerstörungen und so weiter. Für die Zeit 1490, 1530er Jahre, da sagt die Fama: Ein langer Streifen von Rauch blieb nur von den vielen Kirchen. Die wollen natürlich Geld haben für eine neue Kirche. Wenn wir drinnen graben oder Bauforschung machen, dann steht die Romanik bis zum Dach hinauf. Es ist nicht so, dass alles archäologisch nachweisbar sein muss.“

Gießauf: „Wenn Sie sagen, wir haben keinen toten Wikinger irgendwo herumliegen. Und meine Mongolen [Gießaufs Spezialgebiet] gibt es auch, eigentlich. Ich habe auch keinen toten Mongolen irgendwo herumliegen aus der Eroberungszeit. Die haben ihre Toten entweder wirklich mitgenommen, wie wir es aus westlichen Quellen zum Teil belegt haben, auch aus islamischen Quellen, die darüber schreiben, dass die, wo es möglich ist, nach einem Plünderungszug mit nach Hause nehmen, um es dort entsprechend bestatten zu können, von Überresten angefangen. Und ich habe keine Grabstätten in den eroberten und später beherrschten Gebieten aus den unmittelbaren Eroberungsjahren. Der Unterschied ist: Ich habe dann später mongolische Grabstätten, weil sie geblieben sind. Die Wikinger

sind in den wenigsten Fällen geblieben. An dem Punkt, wo sie geblieben sind, da habe ich sie auch. Ich habe sie dann in der Normandie, ich habe sie dann später als Nachkommen in Süditalien und in den beiden Königreichen Sizilien-Neapel, im ausgehenden 11. Jahrhundert, grob gesprochen. Ich habe sogar normannische Bestattungen im Heiligen Land, von Leuten, die mitgegangen sind auf dem Kreuzzug. Aber aus der Eroberungszeit habe ich sie nicht. Ich habe auch keine Ungarn von den Eroberungszügen irgendwo herumliegen. Ich habe nur ein paar kaputte Bogenfragmente, die vielleicht darauf schließen lassen, das waren Ungarn. Ich habe irgendwo ein paar Awaren herumliegen. Das sind plündernde nomadische, semi-nomadische Gruppen, die nur sporadisch irgendwo auftauchen. Hinter denen brauche ich nicht nachzugraben.

Ich werde sie dort nicht finden, wo sie die Chronik hinschreibt. Und dass die Chroniken so schreiben – ich gebe Ihnen recht, das ist massive Übertreibung, angefangen von den vielen Steinbauten, die sie zerstört haben, die es gar nicht gegeben hat – das sagt Ihnen Manfred Lehner genauso wie ich –, aber es schreibt sich so viel besser. Das ist public relation. Wir sitzen da, wir sind brave, fromme Christen, verrichten unser Tagwerk. Und dann kommen irgendwelche Wilden, ob sie auf Booten sitzen, ob sie auf Pferden dahergaloppieren. Sie schlachten uns die Familien ab, sie verschleppen uns unsere Leute als Sklaven. Da werden Zahlen genannt: So viele Leute haben damals gar nicht gelebt, wenn ich die alle verschleppt hätte. Das ist Topos, das ist Imitatio römischer Geschichtsschreibung. Die römischen Heere waren auch nicht so groß, wie die römischen Geschichtsschreiber sie gern aufgeblasen hätten. Woran orientiere ich mich als gelehrter Schreiber? An den Vorbildern. Wenn ich mir anschau die Schlachtopferzahlen. Die kann ich dann festmachen: Da wird diese Schlacht aus der Antike imitiert, da wird eine biblische Zahl eingefügt. Hier wird gearbeitet mit dem System der Emulatio, der Nachahmung. Ich habe ein großes Vorbild, ich will beeindrucken. Mein Leser weiß schon, was Sache ist. Das Mittelalter war, wie auch die Gegenwart, grausam, wenn es darum gegangen ist, Menschen durch andere Menschen etwas anzutun. Wir müssen die Zahlen, die Verwüstungen, wir müssen die stattgehabten Grausamkeiten allerdings relativieren und unter dem Aspekt sehen: Die anderen sind die Bösen, wir sind die Guten. Wie kann uns das nur passieren?“

Es geht bei weiteren Publikumsfragen um den „Schwachsinn“ der Phantomzeitthese, die astronomisch keiner Prüfung standhalten dürfte, um Details der arabischen Eroberung Spaniens, um Auswirkungen bis hin nach China, um die Meinung jüdischer Gelehrter und um die Schriftentwicklung vor, während und nach dem erfundenen Mittelalter. Die Beantwortung dieser Fragen

obliegt mehrheitlich mir. Die beiden Professoren erhalten Zeit für ihre Schlussbemerkung und die Frage gestellt, ob sie nunmehr größere Zweifel an ihrem Fachgebiet haben.

Gießauf: „Ich habe in meinem Leben genug Zweifel, aber sie hängen nicht zusammen mit dem, was Heribert Illig schreibt, weil ich für mich – mit der Beschäftigung, die immer intensiver geworden ist mit dieser Zeit – entdeckt habe, dass es einfach Lücken gibt, aber es gibt viel zu viele Leuchttürme innerhalb der dunklen Zeit, die in das System, das sich natürlich – und ich habe es schon einmal so genannt – eklektisch an all jenen Fragen aufhängt, die uns beschäftigen, die vielleicht irgendwann einer Lösung zuführbar sind oder auf ewig ungelöst bleiben, wir in diesen Fragen zumindest ein bisschen ein Leitlicht vorgeben können, in welche Richtung das Boot der Wissenschaft segeln wird, mit totem Wikinger darauf... Der Zweifel ist nicht da.“

Auf eine Zusatzfrage des Moderators:

Gießauf: „Das Schöne ist ja, dass Wissenschaft eigentlich dadurch entsteht und sich dadurch weiterentwickeln kann, dass es Thesen gibt, mögen sie auch manchmal krude erscheinen, aber am Sich-Messen von Meinungen, von Beweislagen, von geistigen Leistungen geht letztlich der Fortschritt der Wissenschaften voran. Es ist schön, dass man noch so etwas denken darf“ [mit Blick auf HI].

Lehner: „Auch ich habe genug Zweifel, ich möchte jetzt nicht so weit gehen, dass ich sage: in meinem Leben, aber in meinem wissenschaftlichen oder beruflichen Leben. Da kommen natürlich immer wieder Zweifel auf, für mich als Archäologen, Zweifel an irgendwelchen Datierungen, die irgendwo schwarz auf weiß niedergeschrieben sind, Zweifel an Hypothesen, die noch bestehen, weil sie von prominenten Menschen, meistens Männern, weil das meist früher schon geschehen ist, schwarz auf weiß hingeschrieben worden sind, der über Schüler- und Enkelschüler-Generationen weitergewirkt hat und das einem heute oft, wenn man sich damit beschäftigt, genau widersinnig vorkommt.

Was es definitiv nicht gibt, ist eine Zeitlücke. Deswegen hat es auch keinen Sinn, dass wir heute astronomisch argumentieren. Die Zeit geht durch; es gibt keine Zeitlücke, es gibt ein Kalenderproblem. Also das möchte ich schon sagen. Wir Archäologen sind ohnehin gewohnt, ständig irgendwelche Dinge datieren zu müssen. Die Hauptfrage, die man uns stellt, ist: Wie alt ist das, was du da ausgräbst? Wir arbeiten mit verschiedenen Chronologien, mit relativen Chronologien, mit absoluten Chronologien. Auf die Frage, wie alt, muss man natürlich mit irgendeiner absoluten Chronologie antworten, die im Endeffekt unser gängiger Kalender ist.

Das Frühmittelalter ist nicht das einzige dark age; es gibt viele dark ages, etwa die frühe Eisenzeit in Griechenland. Es wird auch der Beginn der Hallstattkultur einmal vor-, einmal zurückdatiert. Es wird mit den phönizischen Funden, mit neuen ¹⁴C-Daten von Rinderknochen in Spanien alles um 100 Jahre früher datiert und es geht wieder zurück. Der Vulkanausbruch von Thera ist vielleicht vielen bekannt, das geht wieder 100 Jahre hin und her. Und ich habe es erlebt in meiner Studienzeit – so lange ist das auch wieder nicht her –, dass das Neolithikum insgesamt 2.500 bis 3.000 Jahre früher geworden ist, als es ursprünglich war, als die kurze Chronologie noch gegolten hat, in den späten 70er, frühen 80er Jahren. Mittlerweile wird das komischerweise alles immer älter. Insofern ist es angebracht, Zweifel zu haben. Eine Zeitlücke gibt es nicht. Es ist die Frage, ob man das Jahr Franz, Karl, Otto oder Fritz nennt oder ob das Jahr 911 heißt oder 614. “

Frau Dr. Holzer und Herr Pink beschließen die viel beklatschte Veranstaltung an der Karl-Franzens-Universität.

Kommentierung post festum

Eine Nachschau ist notwendig, weil – das gilt für beide Seiten – etliche Statements nicht beantwortet werden konnten.

Gießauf glaubt beim Kalender weiterhin Papst Gregor XIII., wenn dieser seine Korrektur auf das Konzil von Nicäa bezieht. Darauf ließ sich dort nicht antworten; den Lesern der *Zeitensprünge* ist klar, dass dieser Glaube seit dem 400-Jahres-Kongress, 1982 im Vatikan, keine Grundlage mehr hat, gab es doch in Nicäa keinen Gedanken an eine Kalenderreform.

Gießauf vertritt weiterhin die Ansicht des 19. Jahrhunderts, wonach die breite Bevölkerung vor dem Jahr 1000 und der Parusie gezittert hätte. Das ist bereits seit 1904 durch José Ortega y Gasset widerlegt. Außerdem gibt es abseits von Augustinus andere Quellen, die von einem friedlichen End-Jahrtausend unter Christus und seinem kaiserlichen Stellvertreter ausgingen. Die schöne Rechnung von Eusebius und später Victor von Aquitanien – die Welt gehe am ersten Tag des Jahres 801 unter – wird taggenau von Karl d. Gr. durch seine Krönung und seine Machtübernahme von den römischen Cäsaren aufgehoben [Illig 1999, 138; 4/2000, 634] – konnte nicht zum Vortrag kommen.

Die frühen Tode von Otto und Silvester sind kein echtes Problem, wenn die Kirche verstanden hat, dass sie mit dem Kalender die Macht über die Zeit hat (die Macht über den Raum, sprich Landbesitz und Politik, hatte sie längst ergriffen). Seitdem standen immer ein Papst und eine Kurie bereit, um das Kalenderwerk fortzusetzen und abzuschließen.

Das Problem mit den Quellen wird durch Gießaufs Kommentierung eher verschärft. Benenne ich die Widersprüche in ihnen (Stichwort Kaiserkrö-

nung), so zieht er aus ihnen nicht nur seine Daseinsberechtigung als Mediävist und behagliche Reibungswärme als Beispiel für erneuerbare Energien, sondern auch den Schluss, es habe eben keinen Masterplan zu ihrer Fälschung gegeben. Wenn ich darauf hinweise, dass die Klosterchroniken bei Finsternisberichten von Sizilien bis Schottland auffallend ähnlich sind, dann sind die Schreiber sehr wohl an autoritative Texte gebunden. Schriftquellen sind nun einmal vielfältig, konträr und fast beliebig zu interpretieren.

Seltsamerweise schrieben die Mönche vor 1.000 Jahren genauso wie ich, nämlich eklektisch – Gießauf benutzte diese abwertende Vokabel sogar zweimal. Das Wort bezeichnet üblicherweise ein Werk, das nachahmend, „in unschöpferischer Weise nur Ideen anderer (z.B. in einer Theorie) verwendend“ ausgefallen ist. Dieser Vorwurf wäre überraschend, wollte doch kein einziger der über 150 Wissenschaftler, die sich zum erfundenen Mittelalter geäußert haben und keiner der zahllosen Wissenschaftler, die ich zitierend herangezogen habe, meine Ideen gehabt haben. Die einfachere Aussage: „aus bereits Vorhandenem auswählend und übernehmend“ – so wie ich z.B. diese Begriffsdefinition übernehme [eklektisch] – ist hingegen banal, weil jeder Wissenschaftler aus dem vorhandenen Wissensbestand auswählt, prüft, zum Teil verwirft, zum Teil Neues kreiert. Die Abwertung sollte vielleicht davon ablenken, dass meine 'Attacke' wesentliche Probleme – unlösbar im herrschenden Modell – einer Öffentlichkeit vorstellt, die zugleich erfährt, dass es sehr wohl Thesen zur ihrer Lösung gibt, die man nur aufgreifen müsste.

Dass mich die Eklektik mit dem Mittelalter verbindet, spricht gegen Gießaufs Sicht, ich würde die damalige Mentalität nicht berücksichtigen. Vielleicht neigen Mediävisten dazu, bei ihrer kritischen, reflektierten Arbeitsweise als romantisches Gegenstück ein tumb-schlichtes Mönchlein zu imaginieren, das damals zum höheren Ruhme Gottes sein Tagewerk verrichtet. Für mich sprechen die zahllosen (Schenkungs-)Urkunden von einem immerwährenden Zug des Menschen, nämlich von der Gier nach Grundbesitz und schnödem Mammon, von der Gier nach Macht und Einfluss. Urkunden nach allen Regeln der Kunst zu fälschen, zeugt mehr von Raffinesse und Hintertriebenheit als von schlichtem Gemüt, Gottesfurcht und Jenseitsbezug (s. S. 370).

Gießaufs eigene Formulierungen scheinen auch keinem ausgeprägt mittelalterlichen Fühlen zu entstammen, wenn er etwa sagt: „Karl hat über Jahrzehnte an seinem Image gearbeitet“ oder „Im Mittelalter wird gefälscht auf Angriff“ oder Chroniken, „das sind public relations“, dort wird „Propaganda geschrieben“ oder auch „diplomatisch gearbeitet“ oder „ich halte ihn [Karl] für einen extrem durchtriebenen Politiker“. Ich schätze die mittelalterliche Mentalität nicht anders ein, aber nur bei mir gilt das als anachronistisch. Gießauf illustriert das im Übrigen sehr schön, wenn er nach den Tausenden von karolingischen Schenkungsurkunden die Menschen in eine orale Exis-

tenzweise zurückfallen sieht. Er sagt, damals sei kein Vertrag verschriftlicht worden, obwohl er sich genau in diesem Moment mit einem solchen Schriftstück beschäftigt und obwohl die Karolinger davor genauso geschrieben haben. Der Verlust der Literalität im frühen 10. Jh. gehört wohl zu seinen Unlösbarkeiten – beim Streichen der hochliteraten, aber volatilen Karolinger entfele das Problem rückstandslos.

Gießauf beweist schließlich als Österreicher, der selbst in Graz im bayerischen Sprachraum lebt, feine Selbstironie, wenn er die einigermaßen vernebelten Baiern als Fußkranke bezeichnet, denen die Schreibfähigkeit abhanden gekommen wäre. Bislang wussten wir dank Johannes Fried, dass der große Karl wegen frühen Umgangs mit dem Schwert nicht die zum Schreiben nötige Feinmotorik entwickeln konnte. Nun erfahren wir, dass auch die Lahmen zur Schreibschwäche tendieren, obwohl man bislang eine sitzende Lebensweise als förderlich für das Schreiben erachtet hat.

Ging es also hier um den schnellen Wechsel des Standpunkts, um die herrschende Lehre zu bewahren, so ist dieser für den Archäologen fast unmöglich. Bislang wurden all die fehlenden Klöster, Kirchen und Pfalzen der Karolingerzeit etwa mit der Hinfälligkeit der Bauten begründet, die allzu schnell abgewohnt worden seien. Nun tritt die Behaglichkeit hinzu, als ob die oberen Zehntausend kein Bedürfnis nach Renommee, Prunk und vor allem Sicherheit gehabt hätten, würde doch eine attackierte Holzpfalz sehr schnell ein Raub der Flammen. Immerhin wird nicht mehr die Unauffindbarkeit von Holzhäusern vorgebracht – doch nun müssen die karolingischen Holzbauten, reduziert auf die Pfalzen, die zwischen Donau und Alpen allenfalls auf Hügeln postiert gewesen wären, auf Felsen gestanden haben, um keine nachweisbaren Pfostenlöcher hinterlassen zu haben, wobei das Hochmittelalter hinunterputzend dann den Rest erledigt hätte. Die nur schriftlich genannte Pfalz auf dem Salzburger Festungsberg ist rare Ausnahme, wird aber hier zur Regel erhoben.

Ich werte das als den verzweifelten Versuch, den archäologischen Fakten zu entkommen. Denn die Fundsituation ist bei Karolingern und Agilolfingern 'brutalstmöglich', adäquat der zeitgleichen 300-jährigen Menschenleere zwischen Linz und Baden bei Wien. Um einmal mehr daran zu erinnern: In über 2.200 für die Karolingerzeit benannten bayerischen Orten ist nur in 88 Fällen überhaupt ein der Karolingerzeit zugeschriebener Fund registriert worden [Illig/Anwander 2002, 54, 617, 664]. Mittlerweile bekommt die Mediävistik – wie dem Auditorium nahe gebracht – seit vielen Jahren Forschungsaufträge, um meine Thesen zu widerlegen. Doch an der Fundsituation im Promillebereich hat sich nichts verändert: „Aber Zeug haben wir immer noch wenig“. So wird es nach meiner Prognose auch bleiben.

Die Archäologie hätte es sehr viel leichter mit Lehnrs erster Variante (s. S. 429 f.) als mit seiner dritten, die ihr abverlangt, noch im Nano-Bereich

nach Karolingerspuren zu suchen, die bislang nicht einmal als solche erkennbar waren. Das Prinzip Hoffnung in allen Ehren, aber es wäre deutlich zukunftsfruchtiger, die trotz angestrengter Suche weiterhin fehlenden archäologischen Nachweise als Faktum zu nehmen und die Chroniken entsprechend zu kritisieren. Es besteht bereits Einigkeit darin, dass sie berichten, was Sieger gerne verbreiten möchten: gewaltige Schlachten mit Hunderttausenden niedergemähter Feinde wie bei der Schlacht von Tours und Poitiers, andere mit minimalen eigenen Verlusten wie bei Karls Krieg gegen die Awaren, bei dem laut Einhards gern benutzter *Vita Karoli Magni* nur zwei Führer starben. Den Chroniken ist nur wenig an Wahrheit zu entnehmen, weil sie vor allem Propaganda enthalten – auch das ist unstrittig. Es besteht auch laut Gießauf Einigkeit darin, dass viele berichtete Steinbauten niemals existiert haben. Lediglich ihre Anzahl ist noch zu klären. Für seine Seite sind es viele, für mich im fraglichen Zeitraum alle.

Seltsamerweise ging man im Meerscheinschlössl generell davon aus, ich hätte ausschließlich *Das erfundene Mittelalter* geschrieben (vielleicht noch *Wer hat an der Uhr gedreht?*). Dem gerade für das archäologische Verständnis geschriebene Buch von Gerhard Anwander und mir – *Bayern und die Phantomzeit* –, das auch die Evolution der gut erforschten Holzburgen (Motten) des 10.-12. Jh. auf von Hand aufgeworfenen Kuppen behandelt [149-156, 169], ist bislang der Weg nach Graz verwehrt geblieben. Genauso wenig schien bekannt, dass für die meisten dark ages von unserer Seite Neuansätze vorliegen, einschließlich dem mittlerweile viel älter datierten Neolithikum, das Lehner angesprochen hat [vgl. Illig 2010]. Generell widerlegt ist das von Gießauf indirekt bemühte *ignoramus et ignorabimus* von Emil du Bois-Reymond aus dem Jahr 1872. Es gibt auch in der Geschichtswissenschaft zukunftsweisende Thesen, mit denen die scheinbare Unlösbarkeit zahlreicher Rätsel des Frühmittelalters sofort verschwinden würde.

Die Universität wollte diese Podiumsdiskussion verbreiten. Diesem Wunsch wird mit der schriftlichen Fixierung entsprochen. Trotzdem sollte die Video-Aufzeichnung ins Internet gestellt werden, hat doch das Auditorium die Veranstaltung abschließend ebenso lebhaft wie dankbar beklatscht.

Literaturhinweise

eklektisch = <http://www.enzyklo.de/Begriff/Eklektisch>

Illig, Heribert (2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen*; Gräfelting

- (2000): Den Mythos erinnern, Karl vergessen; *Zeitensprünge* 12 (4) 626-638

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelting

uni graz = <http://www.youtube.com/watch?v=Z5HjNN336VU> [ein 3-Minuten-Film über die Diskussion, für die Uni gedreht und von ihr selbst auf Youtube gestellt]

Von Graz nach Gräfelding durch etliche Untiefen

Heribert Illig

Istrianisches Intermezzo

Gleich nach Rückkehr von Graz an meinen Urlaubsort gab es ein Gespräch, in dem das Wort *Zeitensprünge* fiel, ein von mir in dieser Runde für unbekannt gehaltenen Titel. Nein, nein, sie kenne ihn, konterte eine junge Dame. Sie habe schließlich Geschichte fürs Lehrfach studiert, und ihre Professoren hätten sie mehrmals positiv auf diese Zeitschrift hingewiesen. Der Name dieser bayerischen Exzellenz-Anstalt wird aber nicht preisgegeben, um Professo-renkollegium und Curriculum nicht zu gefährden.

Verfälschung und Verleumdung

Ende Juni ist in der *Jungen Freiheit* ein kurzer Artikel erschienen, der hier zur Gänze abgedruckt werden muss:

„Erfundenes Mittelalter: Zweifel an der
Geschichtlichkeit der Person Mohammeds

Ein rein fiktives Ereignis

Chronologikritikern wie Heribert Illig wird oft entgegengehalten, die Existenz des Islam beziehungsweise der islamischen Zeitrechnung sei ein absolut unwiderlegbarer Beweis dafür, daß die These vom »Erfundenen Mittelalter« nicht stimmen könne, denn in dem mit Europa aufs engste verflochtenen Kulturraum des Nahen Ostens gäbe es keine »Phantomzeit« zwischen 614 und 911 nach christlicher Zeitrechnung. Dem widerspricht Illig jetzt aber in seinem Hausblatt *Zeitensprünge* (1/2013), indem er mit einiger sachlicher Berechtigung darauf verweist, wie wenig gesichert unser Wissen über den frühen Islam sei, was wiederum erlaube, die These zu formulieren, dass es sich bei Mohammeds Übersiedlung von Mekka nach Medina im Jahre 622, welche den Nullpunkt der islamischen Zeitrechnung bilde, um ein rein fiktives Ereignis handele. Dabei stützt er sich in seiner Argumentation auf den Kreis der kritischen Islamwissenschaftler um Karl-Heinz Ohlig, der schon seit längerem die Geschichtlichkeit der Person des Propheten anzweifelt. Jedenfalls, so Illig, ermögliche das Fehlen eines stringenten Geschichtsverlaufes in der älteren arabisch-islamischen Welt, die Omayyaden ins 6. Jahrhundert und die nachfolgenden

Abbasiden ins 10. Jahrhundert zu versetzen, womit sich ebenfalls drei Phantomjahrhunderte ergäben. (wk)“

Eine starke Überschrift über einem aussagestarken Text, doch stellt sich die Frage: Ist nun die Hidschra ein fiktives Ereignis oder diese Rezension? Vergleichen wir: Mein Artikel beginnt mit der Aussage, dass Karl-Heinz Ohlig und seine Gruppe seit 2005 von dunklen Anfängen des Islam sprechen. „Ihre Sicht wird hier vorgestellt“ [l. 190]. Dieser Satz schien mir eindeutig, wurde aber von *Wolfgang Kaufmann*, der sich hinter „(wk)“ verbirgt, ignoriert. Auf der nächsten Seite [l. 191] zitiere ich Ohlig's Ansicht: „lange vor dem Aufkommen der Vorstellung von einer Hidschra“. Dann zitierte ich Volker Popp, für den diese Vorstellung im 9. Jh. entstanden ist [l. 193]. Nach zwei weiteren Zitaten von Popp konnte ich resümieren: „Demnach will Mohammed als Rückprojektion und Fiktion verstanden sein.“ [l. 195]. Würde sich Kaufmann's Artikel auf Ohlig und Popp beziehen, hätte er seine Richtigkeit.

Weil aber diese beiden Forscher keine Chronologie in Frage stellen, bezog ich Position: „Hier lösen wir uns von Ohlig und Popp, um die omayyadische Architektur als Beweismittel dafür zu prüfen, ob diese Dynastie christlich war oder nicht“ [l. 196]. Bei dieser Prüfung fällt ein entscheidender Satz:

„Weder Manfred Zeller noch Klaus Weissgerber noch ich selbst haben die Existenz Mohammeds bestritten, sondern sein Wirken vorwiegend im 6. Jh. gesehen: Zeller [1993, 87] sah die Hidschra bei 544, Weissgerber [2009, 426] die Geburt Mohammeds bei 544 und den Beginn der Zeitrechnung bei 576“ [l. 198].

Deutlicher lässt sich nicht klarstellen, dass für die Sicht dieser drei Zeitenspringer weder Mohammed noch Hidschra fiktiv sind. Kaufmann macht also eine grundfalsche Unterstellung. Und der vorletzte Satz meines Artikels:

„Die den Omayyaden zugeschriebenen Bauten gehören in den Zeitraum 540–614||–930, die den frühen Abbasiden zugewiesenen Bauten ins späte 10. Jh. und vor allem 11. Jh.“ [l. 201]

Leider ist nach dem Doppelstrich die vertraute Zahl 911 ausgefallen; korrekt muss es 540–614||911–930 heißen. Aber auch in der verstümmelten Form ist klar, dass die omayyadischen Bauten von mir auch im 10. Jh., die der Abbasiden vor allem im 11. Jh. gesehen werden. Kaufmann reduziert die angegebenen Zeitspannen auf 6. und 10. Jh., verfälscht sie also.

Was soll man von so einer Rezension halten: Schludrigkeit oder kalkulierte Bösartigkeit? Denn in der heutigen Zeit jemandem zu unterstellen, er halte Hidschra oder gar Mohammed für fiktiv, kann sein Todesurteil darstellen. Wenn man schon zum Märtyrer einer Idee gemacht werden soll, dann doch bitte zumindest für eine Idee, die man auch geäußert, nicht – ganz im Gegenteil – verworfen hat!

Wer ist die *Junge Freiheit*? Der aktuelle zugehörige *Wikipedia*-Eintrag bringt in der Eingangspassage:

„Politikwissenschaftler, die sich mit der Zeitung befasst und hierzu publiziert haben, ordnen sie mehrheitlich als zentrales Sprachrohr der Neuen Rechten sowie als Medium der »Grauzone« oder »Mittellage« mit »Scharnier-« beziehungsweise »Brücken«-Funktion zwischen Konservatismus und Rechtsextremismus ein.“

Jetzt kann ich es mir herausuchen: Verteidigen hier junge Konservative ihre Werte, indem sie missliebige Aussagen fortschrittlicher Professoren einer kleinen Zeitschrift in die Schuhe schieben – nach dem Motto ‘Den Sack schlägt man ...’ – oder nimmt sich Rezensent Kaufmann die Freiheit, schlampig zu lesen und zu urteilen, gemäß dem Motto: Chronologiekritiker haben auf alle Fälle Schläge verdient – oder verleumdet er mich ganz gezielt?

Ortsjubiläum in Gräfelfing und Pasing

Das angeblich 1.250 Jahre alte Grevolfuinga hat sich nicht lumpen lassen und gönnte seinen Einwohnern drei Tage lang ein Fest samt Programm und Verköstigung, die über weite Strecken kostenlos gewährt wurden. Respekt, auch wenn es nebenbei ein Wahlgeschenk gewesen sein könnte, möchte doch der Bürgermeister im September zum Landrat gewählt werden.

Da es dieserorts zu wenige Eingeborene gibt, wurden auch Zugroaste und auswärtige Künstler verpflichtet, und so musizierten gleichermaßen Spider Murphy Gang und der ortsansässige Bata Illic, während die Kabarettisten Faltsch Wagoni, Susanne Rohrer oder der unübertroffene Wolfgang Krebs beim eigentlichen Festakt am beurlaubten 29. 06. amüsierten und austeilten. Krebs verwandelt sich mühelos in drei Ministerpräsidenten samt Münchner Oberbürgermeister; als fiktiver Horst Seehofer hatte er seine helle Freude an seinem real anwesenden Stellvertreter Martin Zeil, der sich zum allgemeinen Jubel glückwünschend in Feldafing währte...

Der Nachbarort Pasing hat ganz unabhängig davon sein Fest ausgerichtet. Offenbar hat sich – spätestens bei der Eingemeindung Pasings in die Landeshauptstadt München – an der Stadtgrenze ein Spalt gebildet, der nicht leicht zu überwinden ist. Im Hinblick auf die nachfolgenden Zeilen ließe sich auch das Motto ableiten: getrennt feiern, gemeinsam ignorieren.

Im allgemeinen Festtaumel wurde zunächst ein einsamer Rufer überhört, der die Jahreszahl 763 anzweifelt, noch dazu in einem eigenen schmalen Buch. Die *Süddeutsche Zeitung*, die seit Millenniumsbeginn souverän jede einschlägige Buchkritik zu umgehen weiß, fand auch diesmal einen eleganten Ausweg. Bei der Vorausschau auf die Jubeltage Ende Juni, mit vielen örtlichen ‘Eigengewächsen’ als Protagonisten, rückte ihr ortskundiger Berichter-

statter *Martin Klaus* eingeklammert einen Halbsatz ein: „(auch wenn es mit dem Publizisten Heribert Illig einen Gräfelinger gibt, der dank seiner eigenen Chronologie nur auf 1102 Jahre kommt)“ [Klaus]. So umging die Redaktion Buch und Rezension und kreierte außerdem eine noch nicht da gewesene Rechnung. Für mich hat bekanntlich ein Geschehnis wie eine beurkundete Schenkung aus der Phantomzeit nur fiktiven Charakter, besitzt also keinen relevanten zeitlichen Abstand zu uns, allenfalls als nicht näher datierbare Fälschung aus dem 12. Jh. Nicht-Rezensent Klaus hat dagegen seine eigene Kalkulation versucht, indem er nicht bis 763, sondern nur bis 911 zurückgerechnet hat und so diese bislang von niemandem genannten 1102 Jahre erhält. Sind demnach in der neuen Klaus-Chronologie sämtliche Geschehnisse vor 911 einheitlich auf 911 zu beziffern? Wenn das für alle Zeiten davor gelten sollte, dann wäre die Chronologiekritik an ihr überraschendes Ende angelangt. Nun hieße das doppeldeutige Motto: vor nine|eleven keine Geschichte!

Auf jeden Fall ließ diese Fehlkalkulation keinen Raum mehr für Hinweise auf ein eventuell erschienenes Buch.

Seiner Chronistenpflicht entsprach dann der *Münchener Merkur*, dessen Eigentümer ebenfalls in Gräfelting wohnt und den die Angelegenheit beschäftigt hat. *Elisabeth Brandl* hat mit verständnisvollen Worten das Buch, das wohl in beiden Orten als Pamphlet verstanden wird, nach dem Jubiläum vorgestellt.

Der Moderator *Christopher Griebel* eines privaten Münchner TV-Senders hat es sich sogar zweimal vorgenommen. In einer Sendung über Gräfelting vor dem Fest hielt er es Bürgermeistern und Festkomitee vor, weil ihn das Kalenderargument überzeugt hat. Nach dem Fest besprach er als gebürtiger Pasinger das Buch mit mir an einem Pasinger Stammtisch.

Literatur

- Brandl, Elisabeth (2013): Hat Gräfelting zu früh gefeiert? Der Germanist Heribert Illig behauptet in einem Buch, dass es die ersturkundliche Erwähnung im Jahr 763 nie gab; *Münchener Merkur*, Würmtal-Ausgabe, 10. 07.
- Griebel, Christopher (Moderator, 2013): Interessante Nachbarorte: Gräfelting; *münchen tv*, 20. 06., 21:00 - 21:40
- (Moderator, 2013): Stammtisch bei Franz in Pasing; *münchen tv*, 18. 07. im Sendeformat *Stammtisch* von *münchen tv* [über das anlasslose Jubiläum]
- Illig, Heribert (2013): Was wissen wir vom frühen Islam? *Zeitensprünge* 25 (1) 190-201
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und Phantomzeit*; Gräfelting
- Kaufmann, Wolfgang (2013): Ein rein fiktives Ereignis; *Junge Freiheit, Wochenzeitung Berlin*, Nr. 27/13, 28. 06.; 28. Jg., S. 23 „Wissen“
- Klaus, Martin (2013): Made in Gräfelting. Am Jubiläumswochenende treten viele Eigengewächse auf; *SZ*, 21. 06.

Zeitensprünge um Darwin publiziert 1804 von Bonaventura, kommentiert durch Heribert Illig

Prolog des Hanswurstes zu der Tragödie: der Mensch

Ich trete als Vorredner des Menschen auf. Ein respektives zahlreiches Publikum wird es leichter übersehen, dass ich meiner Hantierung nach ein Narr bin, wenn ich für mich anführe, dass nach Doktor Darwin eigentlich der Affe, der doch unstreitig noch läppischer ist als ein bloßer Narr, der Vorredner und Prologist des ganzen Menschengeschlechts ist, und dass meine und Ihre Gedanken und Gefühle sich nur bloß mit der Zeit etwas verfeinert und kultiviert haben, obgleich sie ihrem Ursprung gemäß doch immer Gedanken und Gefühle bleiben, wie sie in dem Kopf und Herzen eines Affen entstehen konnten. Doktor Darwin, den ich hier als meinen Stellvertreter und Anwalt aufführe, behauptet nämlich, dass der Mensch als Mensch einer Affenart am mittelländischen Meer sein Dasein verdanke, und dass diese bloß dadurch, dass sie sich ihres Daumenmuskels so bedienen lernte, dass Daumen und Fingerspitzen sich berührten, sich allmählich ein verfeinertes Gefühl verschaffte, von diesem in den folgenden Generationen zu Begriffen überging und sich zuletzt zu verständigen Menschen einkleidete, wie wir sie jetzt noch täglich in Hof- und anderen Uniformen einherschreiten sehen.

Das Ganze hat sehr viel für sich, finden wir doch nach Jahrtausenden noch hin und wieder auffallende Annäherungen und Verwandtschaften in dieser Rücksicht; ja, ich glaube bemerkt zu haben, dass manche respektive und geschätzte Personen sich ihres Daumenmuskels noch jetzt nicht gehörig bedienen lernten, wie z. B. manche Schriftsteller und Leute, die die Feder führen wollen; sollte ich darin nicht irren, so spricht das sehr für Darwin. Auf der andern Seite finden wir auch manche Gefühle und Geschicklichkeiten in dem Affen, die uns offenbar bei dem salto mortale zum Menschen entfallen sind; so liebt z.B. eine Affenmutter noch heutigen Tages ihre Kinder mehr als manche Fürstenmutter; das einzige, was diese widerlegen könnte, wäre noch, wenn man anführen wollte, dass diese sie eben aus übergroßer Liebe vernachlässigte, um das zu bezwecken, was jene nur etwas schneller durch das Erdrücken ihrer Jungen erreicht.

Genug, ich bin mit Doktor Darwin einverstanden, und tue den philanthropischen Vorschlag, dass wir unsere jüngeren Brüder, die Affen in allen Weltteilen, höher schätzen lernen, und sie, die jetzt nur unsere Parodisten sind, durch eine gründliche Anweisung, den Daumen und die Fingerspitzen zusam-

men zu bringen, so dass sie mindestens eine Schreibfeder führen können, zu uns herauf ziehen mögen. Es ist doch besser, mit dem ersten Doktor Darwin die Affen für unsere Vorfahren anzunehmen, als so lange zu zögern, bis ein zweiter gar andere wilde Tiere zu unseren Aszendenten macht, welches er vielleicht durch eben so gute Wahrscheinlichkeitsgründe belegen könnte, da die meisten Menschen, wenn man ihnen das Unterteil des Gesichts und den Mund, mit dem sie die gleißenden Worte verschwenden, verdeckt, in ihren Physiognomien eine auffallende Geschlechtsähnlichkeit besonders mit Raubvögeln, als z. B. Geiern, Falken u.s.w. erhalten, ja, da auch der alte Adel seine Stammbäume eher zu den Raubtieren als Affen hinaufführen kann, welches, außer ihrer Vorliebe zur Räuberei im Mittelalter, auch noch aus ihren Wappen erhellt, in denen sie meistens Löwen, Tiger, Adler und andere dergleichen wilde Tiere führen.

Kurz die Fakten: Es handelt sich um einen Ausschnitt aus der achten Nachtwache des Buches *Nachtwachen von Bonaventura*, erschienen 1804. Um den Text ohne ehrwürdig verstaubte Schleppe, dafür im aktuellen Kontext lesen zu können, wurden Orthographie und Interpunktion gegenüber Frank [1912, 82 f.] oder Schillemeit [2012, 70 f.] heutigen Regeln angepasst.

Doktor Darwin sieht also den Affen als Vorläufer des Menschen. Es ist außerdem von einem zweiten Doktor Darwin die Rede, der vielleicht noch viel weiter im Tierreich hinabsteigen werde, um unsere allerersten Vorfahren ans Licht zu bringen. Wie kann man so etwas im Jahre 1804 schreiben, wenn Charles Darwin unbestrittenerweise erst fünf Jahre später, also 1809 geboren worden ist und 1882 verstarb?

Nun, es ist ein weiterer, klarer Hinweis darauf, dass Charles Darwin auf den Schultern seines Großvaters Erasmus Darwin saß, der von 1731 bis 1802 gelebt hat und unserem Schriftsteller bekannt war. Den Konnex hat Egon Friedell in ebenso knappe wie pointierte Worte gefasst:

„Aber schon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte der Großvater Darwins, Erasmus Darwin, in seiner »Zoonomia, or the laws of organic life« Anpassung, Heredität, Erhaltungskampf und Selbstschutz als Prinzipien der Evolution aufgestellt; es scheint also beim Darwinismus selber Vererbung im Spiele gewesen zu sein“ [Friedell, 1154].

Wer aber hat solches 1804 geschrieben? Das war bereits bei der Publikation 1804 ein Rätsel, an dem in den nächsten 180 Jahren emsig geknobbelt worden ist. Es gilt heute als gelöst, wie es auch schon vor 100 Jahren als (anders) gelöst gelolten hat. So trat 1904 Hermann Michel für Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING (1775–1854) als Verfasser ein. 1909 sah Franz Schultz

Karl Friedrich Gottlob WETZEL (1779–1819) als Verfasser [Frank, 169]. 1912 bewies Erich Frank unter philologischem Beistand von August Schmits akribisch, dass es sich bei dem Autor um CLEMENS BRENTANO (1778–1842) handeln müsse. ZUVOR waren auch die Namen E.T.A. HOFFMANN, Caroline SCHELLING oder JEAN PAUL, selbst Johann Wolfgang von GOETHE genannt worden. 1973 stellte dann Jost Schillemeit als Urheber Ernst August Friedrich KLINGEMANN (1777–1831) der erstaunten Öffentlichkeit vor. Horst Fleig bestätigte 1985 diese Einschätzung, und Ruth Haag steuerte 1987 den entscheidenden Autographenfund bei, in dem Klingemann selbst das Opus in sein Werkregister eingefügt hat [wiki → *Nachtwachen*]. Warum aber mag er es zunächst in der eigenen Liste vergessen haben? Der Text dürfte noch weitere Rätsellösungen zeitigen, denn Schillemeit hat seiner Bonaventura-Edition von 2012 ein unbestrittenes Stück von Klingemann beifügt – die *Freimüthigkeiten* –, dem es aber gerade im direkten Vergleich entschieden an der dichterischen Kraft von Bonaventura mangelt!

Mit derart vielen möglichen Autoren für eine herausragendes Stück Prosa beweist sich die Potenz der deutschen Frühromantik, die bei ordentlicher Rubrizierung just bis zu dem Jahr 1804 der *Nachtwachen* reicht [wiki → Frühromantik] und die an der Jenensischen Universität und in Berliner Salons ihre Blüten trieb. Dass sie sich auch mit der Evolutionstheorie auseinandersetzte, mag überraschen.

In der jüngsten Bonaventura-Ausgabe wird von Jost Schillemeit [70] zu „Doktor Darwin“ auf „dessen Gedicht über die Natur“ hingewiesen. Dabei handelt es sich um ein titelloses Gedicht von rund 2.000 Versen, das erst nach dem Tod von Erasmus Darwin in dem Buch *The Temple of Nature* gedruckt worden ist. Im Anhang erläutert Schillemeit, wie die Kenntnis davon den Kanal überquert hat. Die Berliner Zeitung *Der Freimüthige*, herausgegeben von August von Kotzebue, hatte gerade darüber berichtet [Schillemeit, 232]:

„dort auch die (nicht ganz exakte) Darstellung der folgenden Deszendenzhypothese, der Klingemann folgt. (Die von Darwin lediglich referierte Ansicht war im Zeitungsbericht zu seiner eigenen geworden)“.

Darüber sollte nicht vergessen werden, dass Erasmus bereit 1794 und 1796 in der verbesserten zweiten Auflage mit *Zoonomia* ein großes Werk über die organische Natur geschrieben hat, in dem sich viele zukünftige Ideen ankündigen (s. Anhang).

Um noch einmal auf die Romantiker zurückzukommen: Ganz offensichtlich schwelgte der Verfasser der *Nachtwachen* nicht nur in schaurigen Phantasmagorien, wie sie die Geisterstunde hervorbringt, sondern hatte durchaus noch Kontakt zur Aufklärung; der ‘Vernunftglaube’ wurde zwar kritisch betrachtet, aber nicht einfach für tot erklärt.

Literatur

- Bonaventura (1912): *Nachtwachen von Bonaventura*; Heidelberg (Hg. Erich Frank, mit seinem Vorwort [S. V f.] und „Erster Teil. Der Beweis von Brentanos Verfasserschaft,“ VII-CV]
- Darwin, Erasmus (1803): *The temple of nature*;
- (1794/96): *Zoonomia; or, The Laws of Organic life*;
http://www.gutenberg.org/files/15707/15707-h/15707-h.htm#sect_XXXIX
- Friedell, Egon (1931): *Kulturgeschichte der Neuzeit*; München, zitiert in der Fassung ab 1960)
- Klingemann, August (2012): *Nachwachen von Bonaventura · Freimüthigkeiten*. Herausgegeben und kommentiert von Jost Schillemeit; Göttingen
wiki = *Wikipedia Enzyklopädie* → Überschrift des entsprechenden Artikels

Anhang: Aus Erasmus Darwins *Zoonomia*, Sektion 39, Kap. IV, Nr. 8:

„Fourthly, when we revolve in our minds the great similarity of structure, which obtains in all the warm-blooded animals, as well quadrupeds, birds, and amphibious animals, as in mankind; from the mouse and bat to the elephant and whale; one is led to conclude, that they have alike been produced from a similar living filament. In some this filament in its advance to maturity has acquired hands and fingers, with a fine sense of touch, as in mankind. In others it has acquired claws or talons, as in tygers and eagles. In others, toes with an intervening web, or membrane, as in seals and geese. In others it has acquired cloven hoofs, as in cows and swine; and whole hoofs in others, as in the horse. While in the bird kind this original living filament has put forth wings instead of arms or legs, and feathers instead of hair. In some it has protruded horns on the forehead instead of teeth in the fore part of the upper jaw; in others tushes instead of horns; and in others beaks instead of either. And all this exactly as is daily seen in the transmutations of the tadpole, which acquires legs and lungs, when he wants them; and loses his tail, when it is no longer of service to him. / This idea of the gradual formation and improvement of the animal world accords with the observations of some modern philosophers, who have supposed that the continent of America has been raised out of the ocean at a later period of time than the other three quarters of the globe, which they deduce from the greater comparative heights of its mountains, and the consequent greater coldness of its respective climates, and from the less size and strength of its animals, as the tygers and allegators compared with those of Asia or Africa. And lastly, from the less progress in the improvements of the mind of its inhabitants in respect to voluntary exertions.

This idea of the gradual formation and improvement of the animal world seems not to have been unknown to the ancient philosophers. Plato having probably observed the reciprocal generation of inferior animals, as snails and worms, was of opinion, that mankind with all other animals were originally hermaphrodites during the infancy of the world, and were in process of time separated into male and female. The breasts and teats of all male quadrupeds, to which no use can be now assigned, adds perhaps some shadow of probability to this opinion. Linnæus excepts the horse from the male quadrupeds, who have teats; which might have shewn the earlier origin of his exigence; but Mr. J. Hunter asserts, that he has discovered the vestiges of them on his sheath, and has at the same time enriched natural history with a very curious fact concerning the male pigeon; at the time of hatching the eggs both the male and female pigeon undergo a great change in their crops; which thicken and become corrugated, and secrete a kind of milky fluid, which coagulates, and with which alone they for a few days feed their young, and afterwards feed them with this coagulated fluid mixed with other food. How this resembles the breasts of female quadrupeds after the production of their young! and how extraordinary, that the male should at this time give milk as well as the female! See Botanic Garden, Part II. Note on Curcuma.“

*

Karl Popper und Charles Darwin

Diskussionsbeiträge von Heribert Illig und Andreas Birken

Auch die Wege der Wissenschaft sind unergründlich. So hielt Karl Popper in seinem langen Leben (1902–1994) erstmals 1961 eine Vorlesung über biologische Probleme; in dieser Herbert-Spencer-Lecture präsentierte er zum ersten Mal den „aktiven Darwinismus“, bevor dieser Begriff entstanden war. 25 Jahre später hielt er seine erste Medawar-Vorlesung vor der *Royal Society* in London über *Eine Neuinterpretation des Darwinismus*. Im Anschluss ergab sich eine ebenso kurze wie heftige Diskussion mit dem Nobelpreisträger Max Perutz. Wie sich später herausstellte, stand diese Auseinandersetzung einer Veröffentlichung des Rede-Manuskripts im Wege, wollte doch Popper die vorgebrachten Einwände Perutz' noch prüfen. Nach Poppers Tod kam das Manuskript in eine Nachlass-Box, die bis zum 31. Juli 2029 geschlossen bleiben sollte. Als Mitherausgeber von Poppers Gesammelten Werken stieß Hans-Joachim Niemann 2012 auf einen Tonband-Mitschnitt des Vortrags, erreichte heuer den Abdruck in *Aufklärung und Kritik* [= P.] und kommentierte ihn [= N.]. Ich machte Andreas Birken darauf aufmerksam, der sofort einen Leserbrief an jene Zeitschrift abschickte, der wiederum hier abgedruckt und kommentiert wird.

Poppers Neuinterpretation des Darwinismus

Nach einer launigen Würdigung des damals anwesenden Nobelpreisträgers für Physiologie oder Medizin, Peter Medawar, und nach Ausräumung einiger Missverständnisse stellte Popper zunächst klar, dass er die Evolutionstheorie für erwiesen ansieht. Er versteht darunter

„die historische Hypothese, dass das Leben auf unserem Planeten Erde aus ziemlich einfachen Anfängen hervorgegangen ist und sich in vielen Millionen Jahren zu dem entwickelt hat, was wir heute kennen“ [P. 9].

Weiter ist für ihn die Theorie der modernen Genetik selbstverständlich [P. 9]. So geht es ihm nur um die erklärende Theorie von Darwin und Alfred R. Wallace (dieser hat zu seinem 100. Todestag endlich eine adäquate Biographie erhalten [Glaubrecht 2013]), derzufolge zunehmende Differenzierung durch zunehmende Anpassung zustande kommt, also die Theorie der natürlichen Auslese, sprich Darwinismus. Doch Popper unterscheidet zwischen passivem und aktivem Darwinismus: Einmal wird die Evolution nur durch die Variabilität des Genoms – eine Sache des Zufalls unabhängig von den Aktivitäten des Individuums – und durch die physikalische Umwelt erklärt [P. 10]. Der aktive Darwinismus erkennt,

„dass die Organismen von Anfang an auf ihre Umgebung eingestellt sein mussten, und dass zu dieser Einstellung oder Anpassung das Vermögen gehörte zu handeln, das Vermögen zu Aktivitäten wie beispielsweise den Versuch-und-Irrtum-Bewegungen“ [P. 10].

Das impliziert, dass Organismen ihre eigene physikalische Umwelt, ihre Lebensnische zu verändern suchen. So ist für Popper Anpassung im Wesentlichen ein Lernprozess durch Versuch und Irrtum. Sie steht im harten Gegensatz zum passiven Darwinismus, der vom Determinismus ausgerechnet eines Thomas Henry Huxley geprägt ist, dem entschiedensten Vorkämpfer für Darwins Theorie („Darwin's bulldog“).

Für Popper genügt die Definition, dass besser angepasste Organismen mehr Aussichten haben, Nachkommen zu hinterlassen [P. 11 f.]; er verabschiedet deshalb Begriffe wie ›natürliche Auslese‹ oder ›Kampf ums Dasein‹ oder ›Kampf ums Überleben‹, die er für eher ideologisch als wissenschaftlich erachtet [P. 12]. Für ihn hat der Ausdruck ›natürliche Auslese‹ eine irreführende Seite, weil die Natur nichts ausliest; er sollte besser durch ›Selektionsdruck‹ ersetzt werden [P. 15].

Wichtig ist ihm, dass Organismen Vorlieben für bestimmte Verhältnisse zeigen und sie aktiv suchen. Die Umwelt handelt hingegen nicht; sie ist passiv, ermöglicht aber, wenn der Organismus sie gesucht hat, mehr Spezialisierung und mehr Anpassung [P. 12]. Um dies zu unterfüttern, benötigt Popper Kants a-priori-Orientierungen, die unseren Beobachtungen vorausgehen, auch wenn sie falsch sein können; außerdem die These,

„dass man Biologie deshalb nicht auf nicht-biologische Fachgebiete wie Physik und Chemie reduzieren kann, weil Biochemie nicht auf Chemie reduzierbar ist“ [P. 16].

Zu guter Letzt benötigt er eine Theorie der *Emergenz*, also der Fähigkeit zur spontanen Herausbildung von neuen Eigenschaften oder Strukturen eines Systems infolge des Zusammenspiels seiner Elemente [wiki ↔ Emergenz] (s. Zuberbühler, hier ab S. 498). Für Popper stellt sie sich so dar:

„In der Regel scheint Emergenz sich durch eine Funktionsänderung von etwas zu ereignen, das schon existierte. Die Funktionsänderung – ein chemischer Prozess, eine Verbindung oder was es auch immer sein mag –, die Funktionsänderung bewirkt, dass diesem Etwas, das schon existierte, plötzlich – oder auch gar nicht so plötzlich – jedenfalls im rechten Augenblick eine neue Bedeutung zukommt und dass sich dadurch ein ganz neuer Aspekt der Evolution eröffnet. Ich vermute, dass auf diese Weise so etwa wie das menschliche Bewusstsein entstanden ist“ [P. 19].

Niemann paraphrasiert Poppers Gedanken zum aktiven Darwinismus, etwa:

„Sein ›aktiver Darwinismus‹ verleugnet nicht die natürliche Auslese; nur wählt jedes Lebewesen den für sein Leben ausschlaggebenden Selektionsdruck“ [N. 23] oder:

„Darwin denkt dabei allerdings [...] nur daran, dass die Arten sich verändern, nicht aber daran, dass ihre eigenen Präferenzen es sind, die die Richtung der Veränderung bestimmen“ [N. 23] oder:

„das einzige kreative Element in der Evolution [ist] die Aktivität der lebenden Organismen“ [N. 24] oder:

„die Erklärung der Entstehung der Arten durch natürliche Auslese war so einleuchtend und weiterführend, dass man sie übernehmen musste. Und nun sollte man quasi zum ›Geist in der Natur‹ zurückkehren? Vielleicht fällt diese Poppersche Kehrtwendung leichter, wenn man sich klarmacht, dass Darwins genialer Gedanke ›Variation und natürliche Auslese‹ nicht angetastet wird“ [N. 24 f.].

Nach dem Vortrag ging es Max Perutz als Nobelpreisträger für Chemie um die Unreduzierbarkeit der Biochemie auf die Chemie, die er in keinem Fall beobachtet habe und blieb dabei: „Die Zelle ist ein Orchester ohne Dirigent“ [N. 31]. Perutz wandte sich im Übrigen genauso gegen Thomas Kuhn und gegen Richard Dawkins [wiki → Max Ferdinand Perutz]. Für Niemann geht es nun um folgende Positionen:

„Wichtig in diesem neuen Weltbild ist für jeden Einzelnen: Es macht einen Unterschied, ob wir glauben, dass alles Leben nichts als Chemie oder Physik ist, dass wir keinen wirklich freien Willen haben und dass alles Hoffen, Lieben, Wollen und Wünschen das Produkt egoistischer Gene oder elektrochemischer Prozesse ist, oder ob wir glauben, dass Wissen und Wollen zwar auf diesen Prozessen beruhen, aber inhaltlich nicht von ihnen bestimmt werden. Nur wenn man nicht deterministisch denkt, kann man die lebenswichtige Einsicht gewinnen, dass die eigene Aktivität zu völlig neuen, unvorhersehbaren Lebensabschnitten und in neue Welten führen kann.

Dieses neue Weltbild, das nicht mehr materialistisch ist und trotzdem weder auf früheren Idealismus noch auf religiösen Glauben zurückgreift, setzt sich nur schwer durch“ [N. 34].

Popper hat danach noch weitere Arbeiten zu Fragen zur Evolution, zur Biochemie und zur Lebensentstehung geschrieben, aber Niemann ist überzeugt:

„Die Medawar-Vorlesung ist nicht nur eine Zusammenfassung seiner biologischen Arbeiten; sie ist auch das, was Poppers gesamtes Werk unter einen einheitlichen Gedanken bringt. So hat es William Bartley gesehen“ [N. 33].

/ Hier rückt A. Birkens auch uns zugeleiteter Leserbrief ein./

Leserbrief von Andreas Birken

per E-Mail vom 06. 04. 2013 an die Redaktion von *Aufklärung und Kritik*

Sehr geehrte Damen und Herren,

mit Interesse und Vergnügen habe ich als Historiker in „Aufklärung und Kritik“ (1/2013) Karl Poppers Medawar-Vortrag über den Darwinismus und Hans-Joachim Niemanns Bemerkungen hierzu gelesen. In der Tat ist Poppers Formulierung der Kernthese des Darwinismus von faszinierender Schlichtheit: *Organismen, die besser angepasst sind als andere, haben mehr Aussichten, Nachkommen zu hinterlassen*. Allerdings funktioniert die Evolution nur dann, wenn tatsächlich Nachkommen produziert werden – die Chance allein genügt nicht, denn die Organismen mit den meisten Kindern haben in der Regel auch die meisten Enkel. Dieser Satz ist so banal, dass man den Kampf ums Dasein gar nicht mehr bemühen muss. Trotzdem: Es gibt diesen Kampf natürlich schon, wenn auch nicht allgegenwärtig und nicht immer direkt. Die Revierkämpfe unter Amseln oder Tigern gehören genauso hierher wie das wuchernde Moos im meinem Garten, welches das Gras in seiner Entwicklung hemmt.

Poppers These vom aktiven Darwinismus hat seinen Charme, überzeugt aber nur partiell. Er ist bei seinem Modell zu sehr auf tierische Organismen fixiert. Den meisten Pflanzen muss man aber jegliche zielgerichtet Aktivität durchaus absprechen, abgesehen davon, dass sie immer Richtung Licht wachsen. Ein Löwenzahn sucht sich weder seinen Platz, noch kann er die Flucht ergreifen, wenn Engerlinge seine Wurzeln fressen. Er kann seiner Nische nicht entinnen. Beweglich ist nicht der einzelne Organismus, sondern die Spezies Löwenzahn, die ihre Samen dem willkürlichen Spiel des Windes anvertraut. Es ist reiner Zufall, ob die Samen an einer Stelle landen, wo sich eine Pflanze entwickeln kann oder nicht. Klimaveränderungen verändern auch die Gunst der Umweltbedingungen für Pflanzensamen, so dass das Verbreitungsgebiet einer Spezies mit den Klimazonen wandert.

Nun hat Evolution aber nicht nur Reproduktion und Umwelt (Anpassungsdruck) zur Bedingung, sondern auch – und ganz zentral – Mutation des Erbguts. Sicherlich gibt es Variationen im Erscheinungsbild der Individuen, die sich auch ohne Mutation einfach durch das erklären lässt, was der Genpool einer Art bereitstellt. Gut bekannt ist des Beispiel des Birkenspanners (http://en.wikipedia.org/wiki/Peppered_moth), der in einer helleren und einer dunkleren Form erscheint. Während der industriellen Revolution in England beobachtete man, dass wegen der Umweltverschmutzung (Ruß usw.) hauptsächlich die gegen die Baumrinde besser sichtbaren hellen Tiere von den

Vögeln gefressen wurden, wodurch das entsprechende Gen im Genpool zurückgedrängt wurde. Seit die Luft wieder sauber ist, hat sich die Lage zu Lasten der dunklen Form verschoben. Ich halte es für möglich, dass sich auch die Ausformung der berühmten Darwin-Finken auf den Galapagos-Inseln durch solche Verschiebungen im Genpool ganz ohne Mutation erklären lassen.

Der Unterschied zwischen Löwenzahn und Löwe lässt sich aber damit nicht erklären. Die Existenz unterschiedlichen Arten kann nur durch Mutation erklärt werden, wovon bei Popper gar nicht die Rede ist. Allerdings hat Popper die gewaltigen Erkenntnisprünge der Genetik in den letzten Jahrzehnten nicht mehr miterlebt. Für viele Biologen ist ja das Gen an die Stelle des Individuums als handelndes Agens getreten. Während aber Richard Dawkins (*The Selfish Gen*, New York 1976) das „als Täter“ nur als Metapher gebraucht, glaubt etwa Joachim Bauer (*Das kooperative Gen – Abschied vom Darwinismus*, Hamburg 2008), dass Körperzellen und Genom zielbewusst handelnde Akteure seien, die das Erbgut und seine Veränderungen beeinflussen. Die oben formulierte Grundthese des Darwinismus hält Bauer für eine nichtssagende Tautologie.

Noch ein Wort zur Mutation: Darwin nahm die willkürlich/zufällige Veränderung des Erbguts einfach an, ohne eine Vorstellung von einem Prozess irgendwelcher Art zu haben – die Genetik gab es ja noch nicht. Später nahm man an, dass die Veränderungen des Erbguts vor allem durch die allgegenwärtige Strahlung aus dem All verursacht würden, wobei solche durch Strahlung verursachte Änderungen schädlich, nützlich oder neutral sein konnten. Im Zeitalter des Computers und der Informations-Theorie kann man das auch anders sehen: Jede Zellteilung ist ein Kopiervorgang. In jeder Sekunde ereignen sich Milliarden solcher Kopiervorgänge. Und natürlich passieren ständig Fehler beim Kopieren. Allein das genügt um das Auftreten von Mutationen zu erklären.

Poppers Differenzen mit Max Perutz muten heute eher niedrig an. Die Biologen und Genforscher fahren heute auf einem ganz anderen Dampfer. David Eagleman (*Incognito – the secret lives of the brain*, Edinburgh 2011) vertritt die Meinung, dass das menschliche Bewusstsein eine Illusion sei, alles ließe sich letztlich auf molekulare, atomare und subatomare Vorgänge reduzieren, wenn man nur genug darüber wisse. Das mag der Lebenserfahrung von Poppers „Alltagsverstand“ widersprechen, aber andererseits ist man in Sachen Bewusstsein und Materie nicht über die Vermutungen von Popper und Eccles (*Das Ich und sein Gehirn*, München 1982) hinausgekommen.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Andreas Birken, Hamburg

<http://www.a-birken.de>

Fortsetzung von H. Illigs Artikel, von S. 455

Birken hält Poppers Gedanken zu tierreichbezogen und bringt den Löwenzahn in Ansatz. Natürlich ist die ihn fressende Kuh weniger standorttreu als die Pflanze, aber diese hat doch mehr Chancen, als Birken ihr zugestehen möchte. So können bei ihr Mutationen zu verbessertem Samen führen, der weiter fliegt oder z.B. auf Humus besser als auf Stein haftet, vielleicht auch durch Vögel oder Säugetiere verbreitet werden kann. Ein probates Mittel ist bei Pflanzen die Ausbildung von Fresshemmnissen, ob das nun Stacheln oder Dornen sind, verstärkte Geruchsabsonderung bei akuter Bedrohung oder die Un genießbarkeit durch Geschmacksveränderungen.

Birken möchte aber Popper fast als Mann des 19. Jh. hinstellen, dem die Mutation noch nicht geläufig ist. Das erscheint mir auch für einen alten Philosophen zu hart formuliert, stellt dieser doch klar:

„Für ebenso selbstverständlich halte ich die nicht-historische, aber erklärende Theorie der modernen Genetik. Sie liefert dem Darwinismus die Theorie, die er voraussetzt, nämlich eine erklärende Vererbungstheorie, die auch fehlerhafte Vererbung und Variabilität erklärt“ [P. 9].

Hier ist die Mutation enthalten. Gerade angesichts der Billionen von Kopiervorgängen in einem Organismus hat sich die biologische Sicht vollständig gedreht. Darwin hatte 1844 einem Freund gestanden, „nicht mehr an die Unveränderlichkeit der Arten zu glauben, und das auszusprechen käme ihm vor »wie das Geständnis eines Mordes«“ [N. 23]. Seit den Fortschritten in der Genetik wird manchmal gerätselt, wie Arten auch nur zeitweilig unveränderlich bleiben können, wenn permanent unzählige Kopierfehler entweder den einzelnen Organismus bedrohen oder seine Nachfahren verändern können.

Wie Birken sehe ich das Problem bei den Mutationen oder genauer bei der Mutationsrate. Nehmen wir einen anderen Löwenzahnfreund, die Schildkröte. Ihre Urahnen erschienen auf diesem Planeten erstmals im Obertrias, bevor noch anschließend in Jura und Kreide die Saurier aufrateten, zu Dinosauriern wurden und ausstarben. Die Schildkröte blieb davon unbeeindruckt, verfolgte gleichmütig kauend auch den Aufstieg der Säugetiere und ihren zeitweiligen Riesenwuchs, dann den Aufstieg des aggressivsten Säugetiers, das es als erstes Lebewesen in der Hand hat, sich selbst samt den Schildkröten auszurotten. So gesehen, scheint diese Reptilienordnung immun gegen Mutationen zu sein. Andere Tierarten mutieren dagegen dermaßen schnell, dass es innerhalb geologischer Maßstäbe gar nicht darstellbar wäre (etwa die ostafrikanischen Buntbarsche [Menting]). Woran liegt es, dass sowohl Artkonstanz wie Variabilität abgesichert sind? Und wären Schildkröten in der Lage, unter massiven Stressbedingungen sich plötzlich zu verändern, also durch Mutationen verändert zu werden? Geologie und Biologie haben sich seit Darwin

darauf verständigt, dass Arten bei genügend Zeit veränderlich sind, auch ohne katastrophische Bedingungen. Chronologiekritiker sind auch bei den Zeitan-sätzen der Biologen skeptisch. Mir erscheint es notwendig, dass Arten reakti-onsfähig bleiben. Deshalb erscheint mir persönlich Poppers Vorstellung eines aktiven Darwinismus wichtig, auch wenn sie ein Vierteljahrhundert zu spät publik gemacht worden ist und z.B. ein Joachim Bauer [z.B. 2009] mittlerweile bessere Erklärungen bieten kann als einstens Popper.

Schließlich scheint mir der Streit zwischen dem Chemiker Perutz und dem Philosophen Popper bis heute ausgefochten zu werden, obwohl er längst ent-schieden ist. Wenn ein David Eagleman 2011 alles im atomaren Bereich erklären möchte, was unterscheidet dies von 1986? Niemann [N. 24] zitiert Popper: „»Erstens – und das ist sehr wichtig – sehen viele Darwinisten die Lebewesen als chemische Automaten an«. Das behindert das Denken“ und gibt ein Beispiel, das uns allen vertraut ist, aber allzu leicht übersehen wird:

„*DNA*, Desoxyribonukleinsäure, der Träger der Erbinformationen, und *RNA*, Ribonukleinsäure, sind chemisch gesehen Moleküle und daher tat-sächlich »reine Chemie, außer dass in der reinen Chemie die Informatio-nen, die in einem Molekül stecken, keine Rolle spielen“ [N. 39, Fn. 94].

So wird aus drei Basen und ihrer Position innerhalb der Doppelhelix die Pro-duktionsanweisung für ein bestimmtes Protein – aus reiner Chemie wird Information.

Der zu unserem Redaktionsschluss erschienene zweite Teil des Artikels von Hans-Joachim Niemann schildert nicht nur Poppers frühe Kontakte zu den 1935 führenden Biologen, sondern auch die weitere Entwicklung.

Literatur

- Bauer, Joachim (2009): Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus dem Genom-Projekten; *Zeitensprünge* 21 (3) 705-721
- Birken, Andreas (2013): -; *Zeitensprünge* 25 (2) 456 f. [Leserbrief primär für den Druck in *Aufklärung und Kritik*]
- Glaubrecht, Matthias (2013): *Am Ende des Archipels. Alfred Russel Wallace*; Berlin
- Menting, Georg (1999): Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen; *Zeitensprünge* 11 (4) 634-657
- N. = Niemann, Hans-Joachim (1/2013): Alle Lebewesen steuern ihre eigene Evolu-tion. Bemerkungen zu Karl Poppers Medawar-Vorlesung, Teil I; *Aufklärung und Kritik* 20 (1) 21-39
- (2/2013); Karl Popper, die Mühle bei Hunstanton und die Anfänge der Molekular-biologie. Bemerkungen zu Karl Poppers Medawar-Vorlesung. Teil II; *Aufklärung und Kritik* 20 (2) 7-34
- P. = Popper, Karl R. (2013): Eine Neuinterpretation des Darwinismus. Die erste Medawar-Vorlesung 1986; *Aufklärung und Kritik* 20 (1) 7-20
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* ↔ Titel des Artikels

Zu Werner Franks Kritik an meinem Buch *Die Physik des Nichts*

[*Zeitensprünge* 1/2013, 242-245]

Raphael Haumann

Es ist bedauerlich, dass Herr Frank sich entweder nicht die Mühe gemacht hat, meine Position auch nur ansatzweise nachzuvollziehen, oder einfach unfähig ist, der Logik zu folgen. Seine trotzige, emotional aufgeladene, dabei weitgehend inhaltsleere Reaktion spricht hier Bände. Es ist für mich durchaus genугtuend zu sehen, dass ein Professor der Physik nichts gegen meinen Standpunkt vorzubringen hat, als ein wenig Polemik und ein paar *ad hominem*-Attacken.

Nach der Eröffnungssalve gegen meine Person, die an typische Youtube-Kommentare erinnert, erschöpft sich seine „Kritik meiner Definitionen“ darin, darauf hinzuweisen, dass in Lehrbüchern der Physik von Beginn an eine weitgehende Abstraktion der Welt der Objekte (i. e. der Realität) stattfindet. Er verweist auf den Begriff des „nulldimensionalen Massepunktes“ als offenbar seiner Ansicht nach grundlegendes physikalisches „Objekt“. Genau das ist es, was ich in meinem Buch kritisiere. Diese Abstraktion ist für mich keine Vorgehensweise einer rationalen Physik, sondern allein der Mathematik. In einer Physik, die an sich den Anspruch stellt, die Realität nicht bloß zu beschreiben, sondern zu erklären, wird nicht abstrahiert; dort wird modelliert.

Franks Vorwurf, ich ließe kein gutes Haar an den Schöpfern der modernen Physik (eine Physik, die ich als Sammelsurium irrationaler Vorstellungen verstehe), kann so undifferenziert, wie er ihn macht, nicht unkommentiert stehen gelassen werden. Hätte Frank mein Buch aufmerksam gelesen – gerade das wichtige Kapitel „Einstein, Asperger und Autisten“ – wären ihm vielleicht folgende Sätze aufgefallen:

„Auf menschlicher Ebene habe ich großes Mitgefühl mit Aspergern und Autisten wie Planck und Einstein [...]. Wenn man die Werke dieser Männer aus der hier gewählten Perspektive betrachtet, wird die geistige Not, die sich in ihren irrationalen Ideen ausdrückt, ein Stück weit erkennbar. [...]

So viel Mitgefühl und Verständnis man auf menschlicher Ebene auch für die Wissenschaftsautisten und -asperger aufbringen muß, so wenig dürfen Richter und Jury im wissenschaftlichen Gerichtssaal den geistigen Zustand des Vortragenden als Ausrede oder mildernden Umstand gelten lassen.

Hier muß die wissenschaftliche Sprache mit ihren präzisen Definitionen und scharfen Abgrenzungen von Konzepten und Objekten herrschen. Wenn der Theoretiker nicht fähig ist – aus welchem Grund auch immer – diese Sprache fließend zu sprechen, hat er im Gerichtssaal nichts verloren. Das ist der Grund, weshalb ich Einstein, Hawking, Wheeler, Thorne und Konsorten an den Pranger stelle. Es geht mir nicht darum, sie zu beleidigen und menschlich herunterzuwerten. Ich greife sie lediglich in ihrer Stellung als Physiker und Kosmologen an.“ (*Die Physik des Nichts*, S. 250 f.)

Fazit: Mit den Kernpunkten meiner Kritik scheint Frank sich nicht beschäftigt zu haben. Alles, was er mit seiner Anführung des „nulldimensionalen Massepunktes“ getan hat, ist zu bestätigen, dass die sogenannte moderne Physik tatsächlich an dem krankt, was ich in meinem Buch diagnostiziere: Die irrationale Verwendung reifizierter Konzepte. Hierfür danke ich Herrn Prof. Dr. Frank recht herzlich.

Raphael Haumann, info@viaveto.de

Antwort des Herausgebers

Um was geht es Raphael Haumann eigentlich? Erst bezeichnet er Personen als autistische Psychopathen (so tat es zumindest Hans Asperger selbst in seiner Habilitation), dann bezeugt er ihnen sein Mitgefühl, um sie anschließend wegen ihrer vermeintlichen Artikulationsschwäche in den „Gerichtssaal“ zu zerren und „an den Pranger“ zu stellen.

Stammen nun diese Diagnosen von ihm? (Baiern denken sofort an Prof. Ritter von Gudden und sein – auch für ihn selbst – tödliches Ferngutachten über den Geisteszustand von König Ludwig II.) Und warum ist ihm die Diagnose so wichtig, obwohl er doch wissen muss, dass Asperger-Syndrom und Autismus Hand in Hand mit Hochbegabung gehen können? Die von ihm als „Autisten“ und „Asperger“ Stigmatisierten könnten also der Physik auch dann weitergeholfen haben, wenn sie Kontaktschwierigkeiten gehabt hätten. Offenbar geht es Haumann darum, auf dem Umweg über die von ihm in Umlauf gebrachten Diagnosen Misstrauen gegen die theoretischen Physiker zu schüren. Das würde an einen Rufmordversuch grenzen. Er würde nicht überraschen, da er auch einem Kritiker wie Werner Frank sofort unterstellt: „oder unfähig, der Logik zu folgen“. Ist Haumann ein Rüpel, der seine sehr spezielle Logik identisch setzt mit „der Logik“ und sich damit selbst dem Verdacht aussetzt, solipsistisch zu denken?

So man Haumann trotzdem in seine Physik der (angeblich) eindeutigen Definitionen folgen möchte, wird einem als erstes beschieden: „Objekt: Das, was Form hat. Konzept: Das, was keine Form hat“ [Otte, 735; dito in einem Hau-

manns Internet-Video]. Nun gibt es in der klassischen Physik drei Aggregatzustände: fest, flüssig und gasförmig (die nichtklassischen wie Atomgas, Plasmazustand oder gar Bose-Einstein-Kondensat sicherheitshalber weggelassen). Nur beim ersten, dem festen, kann von Form gesprochen werden. Werden die anderen in der Haumann-Physik nicht mehr be(tr)achtet? In seinen Videos spricht er nur Feuer und Flamme an: Flamme als Objekt, Feuer als Konzept. Er tappt hier in dieselbe Falle, in die er Physiker bei der Definition des Punktes tappen sieht: Ein erste züngelnde Flamme kann einmal ein Objekt sein, aber auch ein Konzept, ein Symbol oder Fanal. Derartige Unschärfe sollte gerade ihm nicht passieren. Warum *eine* Flamme Form hätte, mehrere Flammen aber keine, bleibt schemenhaft.

Ich dringe noch eine Heftseite weiter vor und stoße auf die Attacke gegen die Mathematik, die eine wichtige Frage einfach ignoriere:

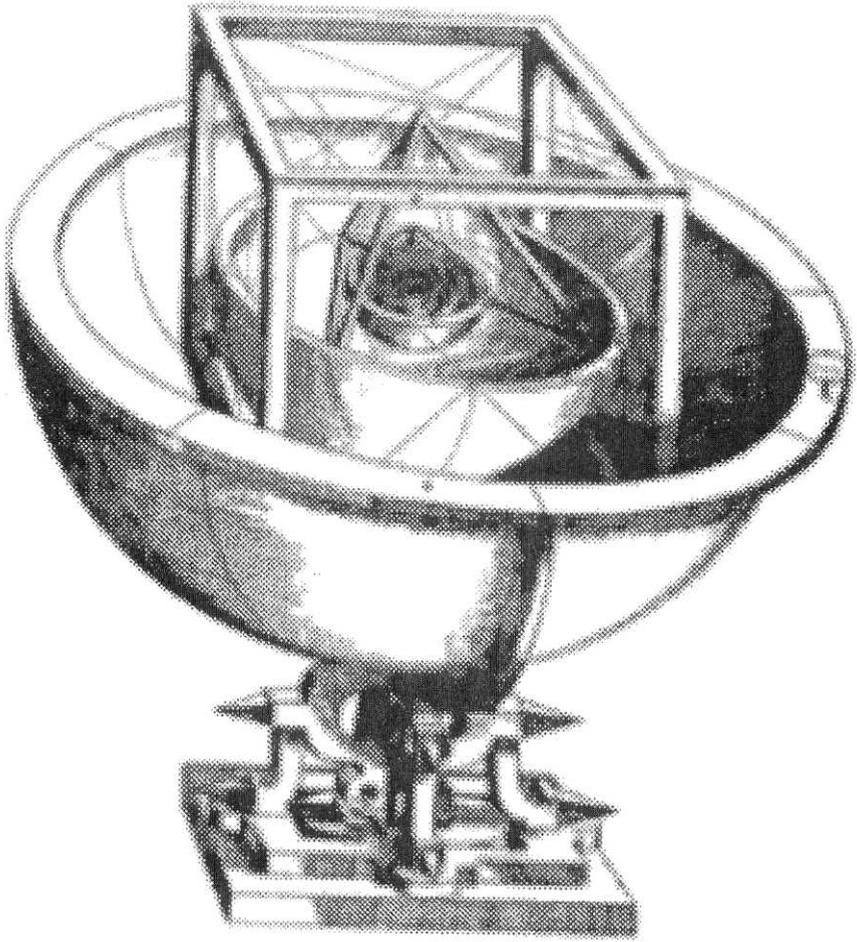
„Die Warum-Frage kann so nicht beantwortet werden, ja soll nicht einmal mehr beantwortet werden, wenn es nach den Vertretern der theoretischen Physik geht“ [Otte, 739].

Dito in seinem Leserbrief:

„In einer Physik, die an sich den Anspruch stellt, die Realität nicht bloß zu beschreiben, sondern zu erklären, wird nicht abstrahiert; dort wird modelliert“ (oben, S. 460).

Hier tut klare Grenzziehung not. Kein Physiker beantwortet die Warum-Frage. Newton hat nicht erklärt, warum der Apfel vom Baum fällt, sondern das Gravitationsgesetz mathematisch formuliert. Selbst der alte Archimedes grübelte nach Beobachtung des ihn tragenden Wassers, nach seinem Heureka-Schrei und nach Verlassen der Badewanne nicht über Fragen wie: Bin ich dem Wasser vielleicht wesensgleich? Oder zumindest wesensähnlich? Oder findet es mich sympathisch? Sondern es entstand daraus später die nüchterne Aussage: „Auftrieb ist gleich dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit“, also wieder eine mathematische Gleichung. Gerade hier gibt es zwischen klassischen und theoretischen Physikern keinen Widerspruch. Zwangsläufig muss Haumann auch Newton als fehlgeleiteten Physiker tadeln [Otte, 739], der – wie zumindest wir wissen – im Alter dermaßen ‘schrullig’ wurde, dass er zuletzt *The chronology of ancient kingdoms amended* schrieb, eine posthum erschienene Chronologie, die sich allein auf Schriftquellen stützen konnte und dennoch viel kürzer als die damals und heute vertraute ausfiel.

Aber in dem vorletzten Zitat steckt noch mehr, nämlich ein „nicht einmal mehr“. Haumann scheint zu glauben, dass frühere und wohl bessere Physiker die Warum-Frage beantworten wollten. Doch da irrt er, Einzelfälle wie diesen ausgenommen: Kepler wollte einmal erklären, warum das Sonnensystem so gestaltet ist, wie es ist, unterstellte dafür eine „anima matrix“, eine von der Sonne ausgehende Fernwirkungskraft, die das System zusammenhält [wiki ↵



1596 veröffentlicht Kepler das *Mysterium cosmographicum*. In der darin enthaltenen Zeichnung [Internet] versucht er die Bahnen der damals fünf Planeten dadurch festzulegen, dass er in jede ihrer Kreisbahnen (Kugel) einen platonischen Körper einbeschreibt, der die nächstkleinere Planetenkreisbahn (Kugel) umhüllt: außen die Saturnbahn, in ihr ein Würfel; in ihm die Jupiterbahn, in ihr ein Tetraeder etc. Hier könnte Haumann von „modellieren“ sprechen. 1609 publiziert Kepler seine ersten beiden Gesetze für elliptische Kreisbahnen, 1618 das dritte. Damit überwand er seine eigenen Vorstellungen. Trotz dieser wissenschaftlichen Großtat dürfte er sein Leben lang (auch) ein Mystiker geblieben sein.

Johannes Kepler], und modellierte die Planetenbahnen durch ineinander geschachtelte platonische, also vollkommene Körper (s. Abb.). Zum Glück für uns ließ er diesen Mystizismus zeitweilig hinter sich und formulierte drei klare mathematische Gesetze zur Beschreibung elliptischer Planetenbahnen. Möglicherweise liegt für Haumann genau hier die Grenze zwischen der 'klassischen' und einer verirrten Physik, zumal Kepler (1630) stirbt, bevor Newton (1642) geboren wird.

Die Physik stellt – trotz Haumann – nicht die Frage nach dem „warum“, sondern nach dem „wie“. Das „warum“ beschäftigt Philosophen und Theologen. Deshalb wird die Physik trotz Haumanns Protest bei ihrem null-dimensionalen Massepunkt und ihrem idealen Gas (samt Gleichung) bleiben.

Höchst bedauerlich, dass Haumann zu hart attackiert und zu gerne in juristischen und medizinischen Kategorien denkt. Seine Kritik am sündteuren Teilchenzoo erscheint berechtigt, und mit hoher Wahrscheinlichkeit sind die Physiker irgendwann nach 1900 vom klassischen rechten Weg abgekommen. Auch seine Forderungen nach eindeutigen Definitionen sind berechtigt. Aber die Frage nach dem ersten 'Physiker-Fehltritt' sollte möglich sein, ohne dass in dieser juristisch-finsteren Zeit eines Gustl Mollath gleich mit psychiatrischer Abqualifizierung (vielleicht gar mit Wegsperrung?) gedroht werden müsste.

Frank, Werner (2013): Zwei Bücher über das Unbehagen an der heutigen Physik. Rezensionen; *Zeitensprünge* 25 (1) 242-245

Otte, Andreas (2012): »Die Physik des Nichts«. Ein Darstellungsversuch; *Zeitensprünge* 24 (3) 735-751

wiki = *Wikipedia* → Artikel

*

Am 17. 07. 2013 zitierte die *Süddeutsche Zeitung* einen Brief von Albert Einstein. Der angebliche Autist schrieb ihn 1936 einer vielleicht 12-jährigen Sonntagsschülerin auf ihre Frage: „Beten Wissenschaftler?“ Er leitet von Albert Einstein zu Hans Bangerters Artikel über den Glauben (ab S. 469).

„Wissenschaftler glauben daran, dass sich jeder Vorgang, inklusive aller Angelegenheiten der Menschen, auf Grund von Naturgesetzen ereignet. Deswegen wird kein Wissenschaftler daran glauben können, dass der Lauf der Dinge von einem übernatürlich manifestierten Wunsch wie einem Gebet, beeinflusst werden kann . . . Gleichzeitig wird jeder, der sich ernsthaft mit Wissenschaft beschäftigt, irgendwann zu der Überzeugung kommen, dass sich in den Gesetzen des Universums ein Geist manifestiert, der dem Geist der Menschen weit überlegen ist. So führt die Beschäftigung mit der Wissenschaft zu einem sehr eigenen religiösen Gefühl, das sich allerdings gewaltig von der Religiosität eines naiveren Menschen unterscheidet.“

Abschluss der zehnbändigen *Kriminalgeschichte des Christentums* von Karlheinz Deschner

Ein Dank von Heribert Illig

Wer tut sich so etwas an? Einer Weltorganisation wie der katholischen Kirche über 2.000 Jahre hinweg den Spiegel vorhalten? Sie an ihren eigenen moralischen Geboten messen? Zu zeigen, dass ihre Amtsträger nicht nur Menschen sind, sondern auch Politiker, wie man sie zu allen Orten und zu allen Zeiten kennt?

Angetan hat es sich Karlheinz Deschner, der im März seinen 89. Geburtstag feiern konnte (geboren 1924 im oberfränkischen Bamberg, heute im unterfränkischen Haßfurt lebend). Bereits 1951 exkommunizierte ihn die päpstliche Kirche in Gestalt von Bischof Julius Döpfner, weil er eine geschiedene Frau geheiratet hatte. Aber das war nicht Auslöser für ein beispielloses Publizieren gegen Kirche im Speziellen und gegen das Christentum im Allgemeinen. 1956 sammelte er zeitgenössische Beiträge von lebenden Autoren zu der Frage *Was halten sie vom Christentum?* Doch erst 1962 fand er – nach zwei Romanen – zu seinem Hauptthema: *Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte*. Jetzt konnte es so richtig mit den Verstrickungen zwischen Vatikan und faschistischen Diktatoren losgehen, aber schon fünf Jahre später erlitt er, mit erst 43 Jahren, einen Herzinfarkt [Gieselbusch, 238]. Da schien es sicher geboten, seine Kräfte gut einzuteilen. Deschner tat es auf seine Weise: Seitdem hat er 33 Bücher selbst verfasst und 12 herausgegeben! Das konnten kleine Werke sein, aber auch große Knüppel, etwa wenn er den USA den Spiegel vorhielt – *Der Moloch*, ein Essay von 373 Seiten, der zunehmend bedrängender wird.

Da wirken die zehn Bände der *Kriminalgeschichte des Christentums* gar nicht mehr außergewöhnlich. Und trotzdem sind sie es. Denn sie wurden gegen harten Widerstand geschrieben. Er kam von Christen aller Couleur [u. a. Seeliger]. Deschner erreichten Schreiben aller Art, von seinen Töchtern gesammelt unter dem Titel „*Sie Oberteufel!*“, Anrede in einem besonders eindringlichen Brief. Er verschanzte sich gleichwohl nicht hinter seinem Schreibtisch, sondern hielt Hunderte, wohl mehr als tausend Vorträge. Zwei habe ich mir vor Jahren angehört. Es war beeindruckend, was für Publikumsreaktionen er ertragen und gleichzeitig moderieren musste. Denn da saßen weinende Frauen, die um ihren Glauben fürchteten, genauso wie enragierte Gegner, die um fast jeden Preis seine Angriffe gegen die katholische Kirche in einen Gegenangriff umwandeln wollten. Ein mehr als hartes Brot, das er notwendig brauchte, um seine Familie zu ernähren.

Denn er hatte lange zu wenig Publikum. In einem der genannten Vorträge erwähnte er, dass sich sein zweibändiges Werk von 1982/83: *Ein Jahrhundert Heilsgeschichte. Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege* lediglich 1.500-mal verkauft habe. Er hatte zwar seit 1970 den Vertrag mit dem Rowohlt Verlag über die *Kriminalgeschichte*, doch sie kam lange nicht aus den Startlöchern heraus. Anfangs war von einem Einzelband die Rede, der 1973 herauskommen sollte. Tatsächlich schwoll das Projekt schneller als das Manuskript. Bald war von drei, von sechs und schließlich von zehn Bänden die Rede. Erst 1986 erschien der erste Band, ermöglicht durch einen privaten Sponsor. Nun drehte sich der Wind. Die Anfänge der Papstgeschichte waren wohl weniger durch Verdrängen und Vergessenwollen belastet. Und so konnte er auf einem dieser Vorträge mitteilen, dass der erste Band bereits zehnmal mehr verkauft sei als der über die päpstliche Politik im 20. Jh.

Der Verlag wird damals nicht mehr von einem Gelingen ausgegangen sein. Der erhoffte Zweijahresabstand zwischen den einzelnen Bänden hätte zu einem Abschluss im Jahr 2004 geführt. Nun sind neun weitere Jahre hinzugekommen. Außerdem musste Deschner der nachlassenden Gesundheit Tribut zollen. Der 10. Band umfasst das 18. Jh. nur noch kursorisch, sein Textteil fällt nicht einmal halb so voluminös aus wie alle vorhergehenden. Und das 19. Jh. bleibt im Wesentlichen unbehandelt. Das 20. Jh. hat er dagegen 'zwischen durch' in zwei weiteren Bänden bearbeitet. Wenn man deren fast 1.400 Seiten zu denen der zehn Bände addiert, liegen über 7.000 Seiten zur Kirchengeschichte vor. Was für ein Torso, entstanden binnen 57 Jahren!

Kann man den Inhalt am Titel messen? Sicher nicht. Denn dann ginge es um strafrechtliche Tatbestände – doch aus wessen Sicht? Gemäß geltendem Strafrecht in Deutschland, gemäß früheren Rechtssammlungen – etwa Karls Todesstrafe auf Fleischgenuss an Fasttagen –, gemäß Kirchenrecht aller Jahrhunderte oder – gegen den Titel – gemäß den moralischen Vorstellungen der Kirche? Selbst die haben sich oft und oft verändert. So wurde der heute mit letzter Kraft verteidigte Zölibat erst im späten 11. Jh. wirklich geboten, obwohl das seitdem herangezogene Herrenwort [Mt 19,12] zwar aus den Evangelien stammt, aber lange genug anders ausgelegt worden ist. Oder man sprach den Indios schlicht die Seele ab, um sie wie leblose Sachen behandeln und töten zu können. So bleibt die Geschichte der Kirche eine Geschichte des Kampfs um Macht und Besitz im Hier und Jetzt.

Einst ging es um eine Gruppierung, die dem Weltende entgegenfieberte und dem Jesus-Wort vor Pilatus folgte „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ [Joh 18,36]. Dieser Gruppe hat Paulus statt ihrer Naherwartung eine Fernerwartung des Weltendes gestaltet und sie im Hier und Jetzt belassen: irgendwann vom Kaiser toleriert, dann Staatsreligion, womit sich Profan- und Kirchenrecht unheilvoll durchdrangen. Seitdem ist es müßig, das Strafrecht zu bemü-

hen. Es bleiben nur die zehn Gebote und/oder das Gebot der Nächstenliebe – doch vor ihnen muss eine weltliche Kirche permanent versagen, um so mehr, wenn sie „sich als erste Moralinstanz der Welt aufspielt“ [Deschner 1986, 54]. Insofern wäre hier noch unendlich mehr aufzulisten als das, wozu Deschner imstande war, aber der uns vorliegende Torso reicht bei weitem.

Als Beispiel für Deschners Schreibart eine Leseprobe aus seinem Doppelbuch zum 20. Jh., in der er mühelos 1200 Jahre zusammenführt. Vorauszuschicken wäre, dass dem Kölner Kardinal Joseph Frings (* 1887, 1942–1969, † 1978) wegen seiner Nähe zum Militär der Spitzname „Frings, zwei, drei, vier“ anhing.

„Im März 1950 war die Aufrüstung Westdeutschlands, sein Eintritt in die NATO, der Kampf gegen die Kriegsdienstverweigerung, Hauptthema einer Konferenz, die in Rom die Kardinäle Frings, Preysing und Spellman zusammenführte. Und im selben Jahr forderte Frings, seit 2. Dezember 1948 Mitglied der CDU, auf einem weiteren Deutschen Katholikentag *als erster öffentlich in Deutschland die Wiederaufrüstung der Deutschen*, womit er faktisch freilich nur Pius XII. und seiner Weihnachtsrede von 1948 folgte [...]

Schon am Sonntag darauf betonte ein in allen Kirchen der Kölner Diözese verlesener Hirtenbrief des Kardinals, er habe in völliger Übereinstimmung mit den Ansichten des Papstes gesprochen. Auch erklärte Frings, »daß eine Propaganda für eine uneingeschränkte und absolute Kriegsdienstverweigerung mit dem christlichen Gedanken nicht vereinbar ist, daß auch diejenigen auf einem Irrweg sind, die der Jugend solches Denken bringen«. Entsprechend ein Hirtenwort vom Februar 1951: »Freilich, wer den Frieden will, muß auch zur Verteidigung des Friedens bereits sein . . . zu allen Opfern bereit«. Und 1952 schwärmte Frings: »Die Verwirklichung des Ideals, das Reich Karls des Großen zu errichten, ist noch nie so nah gewesen wie jetzt.«

Zehn Jahre früher, am 2. April 1942, hatte man, mitten im Krieg, Karls 1200. Geburtstag begangen und ihn selbst als den »Einiger«, den »Europäer«, besonders im antisowjetischen Sinn, ausgespielt, da man ja, wie nun schon wieder, das »christliche Abendland« gegen den »gottlosen Kommunismus« mobilisierte. Von der Errichtung des karolingischen Reiches also träumte der westdeutsche Primas, des »imperium Christianum«, wie es Alcuin seit 798 nannte, des »regnum sanctae ecclesiae« (Libri Carolini), – es umfaßte das heutige Frankreich, Belgien, Holland, Westdeutschland, die Schweiz, den größten Teil Italiens, die Spanische Mark und Korsika: etwa 1 200 000 Quadratkilometer. Und so gut wie alles im Nordosten und Süden dieses »Königreichs der Kirche«, Hunderttausende Quadratkilometer, hatte der hl. Karl in 46 Regierungsjahren auf fast 50 Feldzügen

zusammengeraubt – »unseren Mahnungen Folge leistend«, wie das Papst Hadrian I. kommentierte.“ [Deschner 1983, II: 372-374; 5 Fußnoten sind entfallen].

Schon in der Einleitung zum Gesamtwerk zitierte Deschner Historiker wie Josef Fleckenstein, der unter den Gräueln der Sachsenkriege eine „politische Integration“ verstand, „ein Vorgang, der eine Daueraufgabe einschließt“, während es der Luxemburger Geschichtspräsident Camill Wampach so sah: „Das Land lud zur Einwanderung ein, und das anstoßende fränkische Gebiet hatte Bewohner für das freigewordene Neuland abzugeben“ [Deschner 1986, 67].

Gleich anschließend [1986, 69 f.] prägte er einen Satz, den 2013 [245] sein Lektor Gieselbusch zum Abschluss auf der letzten Textseite wiederholt:

„Denn selbstverständlich wird nicht behauptet, an allem Elend sei bloß das Christentum schuld. Es geht eines Tages vielleicht genauso elend ohne Christentum weiter. Dies wissen wir nicht. Wir wissen nur: mit ihm wird und muß es so weitergehen. Nicht zuletzt deshalb mache ich seine Schuld sichtbar in allen wesentlichen Fällen, auf die ich gestoßen bin, möglichst umfassend zwar, doch nie überzeichnet, nie übertrieben, wie es nur jenen scheinen kann, die von christlicher Geschichte keine Ahnung haben oder die darüber getäuscht worden sind.“

Aus dem von Rowohlt heuer gestalteten Deschner-Festakt entnehme ich dem Grußwort von Frank Strickstock, dem Lektor der Bände 9 und 10, abschließend noch zwei Deschner-Sätze:

„Ich möchte das Werk zu einer der größten Anklagen machen, die je ein Mensch gegen die Geschichte des Menschen erhoben hat.“

„Als er einmal gefragt wurde, warum er diese Sisyphusarbeit auf sich nimmt, entgegnete er schlicht: »Weil ich Unrecht nicht leiden kann.« Und weil hinter diesem Satz ein ganzes Lebenswerk steht, so ist dies ein wahrhaft großer Satz.“

Literatur

Deschner, Bärbel und Katja (1992): „Sie Oberteufel.“ Briefe an Karlheinz Deschner; Hamburg

Deschner, Karlheinz (2013): *Kriminalgeschichte des Christentums. Band 10 / 18. Jahrhundert und Ausblick auf die Folgezeit*; Reinbek

- (1986): *Kriminalgeschichte des Christentums. Band 1 / Die Frühzeit. Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des hl. Augustinus (430)*; Reinbek

- (1991): *Die Politik der Päpste im 20. Jahrhundert*. Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe von «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte» I und II [1982/83]; Reinbek

Gieselbusch, Hermann (2013): Eine unwiderstehliche Mischung. Karlheinz Deschner und Rowohlt; in *Deschner* 2013, 229-245

Seeliger, Hans Reinhard (1993): *Kriminalisierung des Christentums? Karlheinz Deschners Kirchengeschichte auf dem Prüfstand*; Freiburg im Breisgau u. a.

Strickstock, Frank (2013): Grußwort zum Deschner-Festakt, Oberwesel, 23. März 2013; http://www.deschner.info/de/downloads/Strickstock_Deschner.pdf

Was tut man eigentlich, wenn man glaubt?

Ein Beitrag zur Religions- und Moralkritik

Hans Bangerter

0. Einleitung

Dies soll eine für jedermann verständliche und nachvollziehbare Kritik von Religion, Moral und sinnhaftem Denken sein. Denn der Gedanke 'Gott oder nicht Gott' ist ein einfacher, wirklich schlichter Gedanke, egal wie er ausgeht. Es kann nicht sein, dass man Philosophie oder Theologie studiert haben muss, um ihn zu entscheiden. (Vgl. aber bei Interesse die Anmerkung zur Theologie am Ende dieses Textes.)

Kritik heißt dabei zunächst einmal nur ein Begreifen dessen, was ist. Wir werden mit Religion anfangen und dann sehen, warum wir auf Moral und Sinn kommen. Die (vor)geschichtliche Entstehung der Religion interessiert uns dabei nicht, sondern die innere Logik des religiösen Denkens, das wir heute fix und fertig vorfinden.

Mit „Religionen“ werden im Folgenden in erster Linie die drei großen Religionen Judentum, Christentum und Islam gemeint sein, die alle an einen einzigen Schöpfergott glauben (Monotheismus). Zusammengenommen stellt ihre Anhängerschaft einen großen Teil der Menschheit dar. In den meisten wichtigen Staaten gehört mindestens eine dieser Religionen zur 'Landeskultur', und einige der vertracktesten und gewaltträchtigsten heutigen globalen Konflikte werden von jeweils verschiedenen Seiten ausdrücklich im Namen der Religion geführt. Das Thema lässt also an Aktualität nichts zu wünschen übrig.

1. Wie tritt uns Religion gegenüber?

Die Religion tritt an mit dem Ansinnen, man brauche ein ganzes Welterklärungs-Gedankengebäude, in dem ein Gott vorkommt. Auf dieses Gedankengebäude geben weder Sinneswahrnehmung, noch Erfahrung, noch Logik, Vernunft oder Wissenschaft einen Hinweis.

Die moderne Religion behauptet nicht von sich, dass man ihren Gott oder ihre anderen Inhalte wahrnehmen könne. Das war nicht immer so. In früheren, 'primitiveren' Religionen gab es da gar keinen Gegensatz. Für die alten Griechen oder Römer war es selbstverständlich, dass Zeus bzw. Jupiter gesehen, gehört, wahrgenommen wurde. Deren Religionen waren eben auch noch nicht so sehr weit entfernt von den in der Einleitung gestreiften ersten Ursprüngen der Religion. Nur war es mit diesen Religionen dann auch vorbei, sobald die

Menschen sagten: „Aber das ist doch bloß ein Donner am Himmel; von einem Götterchef in Person ist weit und breit nichts zu erkennen!“

Diese einfache Form der Entlarvung kann den modernen Religionen nicht passieren. Sie lehnen eine Erkennbarkeit, eine Nachprüfbarkeit, eine Beweisbarkeit, eine Verstehbarkeit ihrer Götter im 'irdischen Sinn' dieser Wörter von vornherein ab. Eine Erwartung, die von Anfang an gar nicht zugelassen wird, kann auch nicht enttäuscht werden. (Dazu siehe ausführlich die Anmerkung zur Theologie am Ende dieses Textes.)

(An dieser Stelle mag eingewandt werden, dass es Anhänger der großen Religionen gibt, die sehr wohl versuchen, ihren jeweiligen Gott zu beweisen. Damit werden wir uns unten im 7. Abschnitt befassen.)

Angeblich sind 90 % aller Menschen religiös, und alle diese Menschen akzeptieren also ein Welterklärungs-Gedankengebäude samt Gott, auf das es keinen Hinweis gibt. Wie machen sie das? Jeder kennt die selbstverständliche Antwort, aber nur wenige wundert sie: Diese Menschen *glauben*.

2. Glauben

Was bedeutet der Glaube aus der Sicht des einzelnen Menschen? Es ist der *grundlose, willentliche und willkürliche Entschluss*, von der Existenz Gottes auszugehen. Man weiß nicht, dass es Gott gibt, sondern man glaubt an ihn. Gegen jede Vernunft, Erfahrung, Wissen, Logik entscheidet man sich dazu. Ganz für sich alleine legt der Gläubige zunächst einmal in diesem Sinn ein *privates Glaubensbekenntnis* ab, womit er seinem freien Willen für sich Ausdruck verleiht. Er verschafft sich ein Selbstbewusstsein als Gläubiger.

Aus der Grundlosigkeit und Willentlichkeit ergibt sich die reine *Subjektivität* des Glaubensaktes. „Ich habe keinen Grund zu glauben, aber ich *will* es.“ *Ich will* es. Subjektivität heißt, der Glaubensakt geht vom Gläubigen aus, ist seine geistige Leistung. Ganz im Unterschied zu einer geistigen Leistung, die sich objektiv vorhandene Wirklichkeit aneignet, sie erkennt, und deshalb auch objektiv ist. Denn eine korrekte Erkenntnis richtet sich nach der Objektivität und ist von dieser bestimmt.

Der Inhalt des subjektiven Glaubensvorgangs, Gott, existiert also dadurch, dass an ihn geglaubt wird. Er existiert ausschließlich im Kopf des Gläubigen. *Der Gläubige ist der wirkliche Souverän des Glaubens; er schafft sich Gott, indem er an ihn glaubt.*

Damit keine Missverständnisse entstehen: Hier soll nicht der Versuch unternommen werden, einen umgekehrten Gottesbeweis zu führen, also den Beweis, dass es Gott nicht gibt. So etwas geht nicht. Sondern es wurde die Logik des Glaubensvorgangs dargestellt. Daraus hat sich ergeben, dass es Gott nur als Ergebnis davon geben kann, dass jemand an ihn glaubt. Also

haben Glaube und Religion mit Wahrheit nichts zu tun, sondern sie sind Fehler.

Damit ist die *Religionskritik eigentlich schon ans Ende gelangt*. Jede Religion ist mit diesem einfachen Gedanken, den jeder leicht verstehen kann, abschließend kritisiert. Sie ist verkehrt. Wir können trotzdem an dieser Stelle noch nicht abbrechen, denn das religiöse Denken hat Konsequenzen, die die Sache leider etwas komplizieren und die wir verfolgen, um zu sehen, was die Gläubigen sich und anderen damit antun.

3. Der allgemeine Inhalt und Grundwiderspruch des Glaubens

Welchen gemeinsamen allgemeinen Glaubensinhalt hat jede Religion? Dass ein *objektiver* Gott sei! Religiöse Menschen glauben gerade, dass es einen Gott justament außerhalb ihrer Subjektivität gebe. Dieser Gott ist glaubensgemäß der einzig wirkliche Souverän auf der Welt, er hat sie ja geschaffen. Auch den Gläubigen hat er geschaffen.

Im Glauben steht die Welt also Kopf!

Der Gläubige hat sich subjektiv, in seinem Glauben, einen objektiven Gott geschaffen, der ihn geschaffen habe.

(Unsere drei großen Weltreligionen unterscheiden sich hier übrigens von mystisch-meditativ-kontemplativen Weltanschauungssystemen wie dem Buddhismus und anderen. Diese verzichten auf einen objektiven Inhalt ihres Glaubens und schlagen sich ganz auf die subjektive Seite. Sie bekennen sich dazu, dass es darauf ankäme, auf dieser subjektiven Seite letztlich nichts mehr zu wollen oder zu denken. Sie sind hier nicht unser Gegenstand.)

Der Inhalt des willkürlich-subjektiven Glaubens ist also das Geschaffen-Sein durch die Objektivität. Ein Widerspruch, der jedem einleuchtet und den doch nur wenige als störend oder als Fehler empfinden. Denn man braucht erkannte Widersprüche nicht abzustellen, man kann den Fehler weitertreiben und offensiv mit ihnen umgehen. Wie geht die Religion mit ihrem Grundfehler um?

4. Offensiver Umgang mit dem Grundwiderspruch des Glaubens

Der Glaubensinhalt ist zwar subjektiv und persönlich, eine Kopfgeburt des Gläubigen, und damit eigentlich für alle anderen Menschen belanglos. Aber gleichzeitig hält der Gläubige ihn für das *Wichtigste* auf der Welt. Gott ist ja schließlich nicht nur ein kleiner Kobold, der im Haus mit den Bewohnern seine Scherze treibt, den man aber auch leicht beeinflussen und austricksen kann (auch an so etwas glauben heutzutage sicherlich mehrere Milliarden Menschen). Sondern Gott ist der allmächtige Weltenschöpfer. Auf ihn kommt es an. Er verdient *allgemeinen* Respekt und Anerkennung durch *alle Men-*

schen. Indem ein Gläubiger sein persönliches Bekenntnis leistet, muss er also gleichzeitig die persönlichen Wurzeln des Bekenntnisses leugnen. Er bekennt also nicht nur, sondern widmet das Bekennen in ein Erkennen um: Er weiß von einer Objektivität, von der er vergisst, leugnet und nicht wahrhaben will, dass er sie sich ausgedacht hat. Woher weiß er es und wie geht das?

Anders gesagt: Wenn der Gläubige möchte, dass sein von ihm persönlich ausgedachter Gott objektiv sei, also nicht von ihm ausgedacht, sondern wirklich existierend, dann muss er erklären, wie er von diesem Gott weiß. Er hat ein *Vermittlungsproblem*. Einfach zu sagen: „Ich glaube an ihn“, das geht nicht mehr, das ist ‘zu’ subjektiv, um sich von der Objektivität zu überzeugen. Er muss ‘Butter bei die Fische geben’, also ‘wirkliche’ Hinweise auf die Existenz Gottes liefern, ohne aber gleichzeitig den Charakter seines Glaubens als Glauben zu zerstören. Ein Drahtseilakt erster Güte!

Zwei Möglichkeiten stehen ihm zur Verfügung:

4 a) Gotteswissen *aus erster Hand*: Er behauptet, Gott unmittelbar *selbst* erfahren zu haben. So etwas nennt man *Bekehrungserlebnis*, *Erleuchtung*, *Offenbarung* oder auch *Wunder*. Man sieht Gott oder hört seine Stimme, er erscheint einem Menschen im Wachzustand oder im Traum, er übergibt ihm etwas (z.B. Schriften) usw. Gemessen an der riesigen Zahl von Gläubigen beanspruchen nur sehr wenige von ihnen, eine solche Erfahrung gehabt zu haben. Das sind die Propheten, Heiligen oder Seher.

Sofern solche Leute nicht einfach Lügner oder Wichtigmacher sind, mag es schon sein, dass sie selbst an ihre Erlebnisse glauben. Für Dritte ist eine rationale Nachvollziehbarkeit jedoch niemals gegeben. Entweder ist alles schon viel zu lange her, oder es waren keine Zeugen dabei, oder irgendwelche ‘Beweise’ wie „Mantelbilder“ oder „Schweißtücher“ haben sich hinterher als Fälschung herausgestellt, oder es handelte sich sowieso um Träume, Eindrücke, Fieberphantasien, Halluzinationen, Wunschorstellungen usw. Die katholische Kirche z.B. prüft die häufig behaupteten Marienerscheinungen streng; wenn es natürliche Erklärungen gibt, werden die Erscheinungen nicht anerkannt. Kriterien für ihre Echtheit sind jedoch z.B., dass der Seher durch seine Erscheinung „in besonderer Weise auf Gott hin geprägt bleibt“ sowie „die Übereinstimmung der Botschaft mit der Glaubenslehre der Kirche“ [kathpedia]. D.h. etwaige abweichende, ketzerische Erscheinungen werden nicht anerkannt. Man muss den rechten Glauben vorher schon teilen, um eine solche Erscheinung zu akzeptieren. Was, wenn aber nun gerade die ketzerische Erscheinung ‘echt’ wäre? Jede neue Religion war ja am Anfang eine ‘Abweichung’ von den bisher herrschenden Ideologien...

4 b) Gotteswissen *aus zweiter Hand*: Der Gläubige behauptet, materielle *Zeugnisse* der Erleuchtung anderer zu haben, also *heilige Schriften und*

Bücher. Das ist der Regelfall: Ein Muslim z.B. glaubt an Allah, weil es den Koran gibt, in dem die direkte Offenbarung Allahs an seinen Propheten Mohammed wörtlich aufgeschrieben ist. Es liegt auf der Hand, dass das Problem des Glaubens, eine Subjektivität objektiv machen zu müssen, damit nur verschoben ist. Statt eine eigene Gotteserfahrung zu behaupten, verweist er auf eine, die ein anderer gemacht hat, und glaubt daran.

Allen drei Religionen ist gemeinsam, dass sie über sehr wenige Menschen verfügen, die von sich behaupten, ein Gotteserlebnis aus erster Hand gehabt zu haben, und über eine große Masse von Anhängern, die dann aus zweiter Hand an die Zeugnisse der Gotteserlebnisse der wenigen glauben. Diese Kombination von Gotteswissen aus erster und zweiter Hand ist vielleicht eine der Erfolgsformeln der Religionen: Den Anhängern wird nicht zugemutet, nur dann an Gott zu glauben, wenn sie meinen, dass er ihnen persönlich erschienen sei (in diesem Fall kämen die Religionsgemeinschaften nicht über eine Handvoll Anhänger hinaus), sondern es wird ihnen nahegelegt, als Glaubensstütze an die Vermittlungsleistung der Propheten usw. zu glauben. Ein Angebot, das gerne und massenhaft aufgegriffen wird.

5. Der bestimmte Inhalt des Glaubens / Die religiöse Vielfalt / Ketzerei

Wenn das Vermittlungsproblem zwischen Gott und Gläubigen jetzt also – wenn auch unter Verbiegung sämtlicher Logik – ‘gelöst’ ist, haben wir einen Punkt erreicht, an dem die behauptete Objektivität, also der Glaube, *bestimmt* sein muss. Das soll heißen, ein berichtetes und geglaubtes Bekehrungserlebnis kann sich nicht einfach auf die Auskunft beschränken: „Es gibt Gott.“ Ein Glaubensbekenntnis, das nur beinhalten würde: „Ich glaube etwas, aber es spielt keinerlei Rolle, was“, wäre aus der Sicht der Gläubigen selbst abgeschmackt. Es gehört dazu, was für ein Gott das ist, was er sagt, was er will, wie er zu den Menschen steht und tausend Dinge mehr.

Hier öffnen sich Tür und Tor für die wohlbekanntesten Einzelheiten der Religionen. Die Juden z.B. bestehen auf jungfräulich koscherem Essen, die Christen auf der Jungfrauengeburt ihres Religionsstifters und die Muslime auf der Jungfrauenbelohnung ihrer getreuen Anhänger im Jenseits. Auf all das brauchen wir hier nicht einzugehen. Sondern wir erinnern nochmals an die im 2. Abschnitt erwähnte Willkürlichkeit, also Beliebigkeit des Glaubensaktes und verstehen jetzt, dass dazu auch die bestimmten Inhalte der Religion gehören (siehe aber Nachtrag). Beliebigkeit und Bestimmtheit widersprechen sich in der Religion nicht. Deshalb kann es nicht nur eine, sondern *es muss beliebig viele unterschiedliche Religionen* geben. Ohne dass es Grund gäbe, an die eine mehr als an die andere zu glauben.

Auch darüber, wie eine bestimmte Religion zu verstehen sei, wenn sie denn einmal ausgearbeitet ist, muss es notwendigerweise *Konflikte innerhalb*

jeder Religion geben. Jede Religion hat mit *Abwechlerium und Ketzerie* zu kämpfen. Daher ist auch jede um so bemüht, sich gegen diese Tendenzen um jeden Preis abzuschotten. Ein typischer Konflikt ist der zwischen Befürwortern einer „Rückkehr zu den originären Anfängen“ einerseits und Vertretern der Dogmatik dessen, was im Laufe der Überlieferung als korrekt erkannt wurde, andererseits. Beispiel: Die katholischen und protestantischen Amtskirchen einerseits und die Vertreter eines ‘Urchristentums’ andererseits, die jede Art von Kirche im Christentum ablehnen. Was den Grundwiderspruch des Glaubens angeht, bewegen sich letztere aber genau auf derselben Ebene wie die, gegen die sie so verzweifelt anrennen. Der einzige Unterschied liegt in der Datenbasis, die sie als ‘echte’ Vermittlung von Gott zu den Menschen akzeptieren. Für manche Urchristen sind das ausschließlich die vier Evangelien im Neuen Testament.

6. Der „Schritt nach außen“ und der Alleinvertretungsanspruch

Gott ist jetzt also (für den Gläubigen) *objektiv, wichtig* und *bestimmt*. Dann muss der Gläubige auch damit nach *außen* treten, er kann den Glauben nicht als seine Privatsache im stillen Kämmerlein betrachten. Denn dann wäre er in seinen eigenen Augen belanglos. Der Gläubige hat jetzt die *Notwendigkeit* und auch ein *Argument*, warum sich *andere seinem* Glauben anschließen sollen (*Alleinvertretungs- und Ausschließlichkeitsanspruch*). Das *Mittel* dazu ist das *öffentliche Bekenntnis* und der Verweis auf Erleuchtung, Wunder und Schriften. Die Religion ist *missionarisch* geworden. Erst jetzt haben wir also den Stand erreicht, dass der Gläubige will, dass sich seine Religion unter den Menschen verbreitet und gegen andere durchsetzt.

Sogleich stellt sich das Problem, dass sich keineswegs jeder so einfach überzeugen lässt. Den einen passt es nicht, einfach grundlos irgendetwas glauben zu sollen, die anderen hängen einer anderen Religion an, mit ebenso guten oder schlechten Gründen. Aber die Religion will jeden überzeugen. Es fehlen also noch weitere Mittel. Die finden sich in Gottesbeweisen, in der Moral und in der Gewalt.

Diese drei Mittel werden in den nächsten drei Abschnitten behandelt. Als Wiederholung soll nochmals betont werden, dass alle drei eigentlich dem ‘obersten religiösen Prinzip’ der Freiwilligkeit, Beliebigkeit und Subjektivität widersprechen. Sie kommen trotzdem in Anschlag, weil der *behaupteten Objektivität des Glaubensinhalts, die sich, wie gezeigt, aus diesem Grundprinzip ergibt und ihm gleichzeitig widerspricht*, Geltung verschafft werden soll.

7. Gottesbeweise

Die Einführung einer Vermittlung zwischen Gott und den Menschen (Gottes-Seher und deren mündliche und schriftliche Berichte) war im Grunde schon eine Art versuchten Gottesbeweises. Sobald, logisch gesehen, eine Objektivität behauptet wird, schreit sie nach Beweisen, und doch hält die Religion an ihrem Ausgangspunkt des reinen Glaubens fest, der keines Beweises bedarf. Diesen Widerspruch wird die Religion auch nie los. Und es finden sich in jeder Religion immer seine beiden Seiten: Glauben heißt einerseits, glaubensfest: „Ich will gar keine Beweise, denn wenn ich welche hätte, bräuchte ich ja nicht mehr zu glauben, dann würde ich ja wissen.“ Andererseits, zweifelnd: „Ich bin so verloren, weil ich keinen Grund für meinen Glauben habe, liefert mir doch um Himmels Willen bitte einen!“ Die religiösen Schriften aller Religionen wimmeln von Geschichten, die sich mit diesem Konflikt abmühen. Im Einzelnen braucht hier darauf nicht eingegangen zu werden.

Aber erst jetzt, mit dem Missionszweck und dem Alleinvertretungsanspruch, wird die Frage richtig praktisch wichtig. Es wundert daher nicht, dass es von Seiten der Religionen immer wieder Versuche gegeben hat, Gottesbeweise zu führen. Für diese religiöse Variante ist Glauben und Wissen kein Widerspruch. Sie sagt: „Zuerst beweise ich mir Gott, dann glaube ich an ihn.“ Wir können daher nicht darauf verzichten, uns mit diesen Gottesbeweisen zu beschäftigen (Wen das nicht interessiert, der kann aber gleich beim 8. Abschnitt weiterlesen). Wir beschränken uns dabei auf das Christentum:

7 a) Theologisch-philosophische Gottesbeweise [orientiert an *gottesbeweis*]

Bei der Darstellung und ihrer Widerlegung beschränken wir uns auf Stichworte:

1 Kausaler Gottesbeweis

Alles muss eine Ursache haben. Da die Reihe der Ursache nicht ewig fortgesetzt werden kann, bleibt als letzte Ursache Gott übrig.

Widerlegung: Warum kann die Reihe der Ursache nicht ewig fortgesetzt werden? Angenommen, man stieße tatsächlich auf eine letzte Ursache, warum soll das Gott sein und nicht ein natürliches Phänomen?

2 Ontologischer Gottesbeweis von Anselm von Canterbury

Argumentation in drei Schritten: 1.) Gott ist das höchste Denkbare. 2.) Existenz in der Realität ist vollkommener als in Gedanken. 3.) Aus 1 und 2 folgt die Existenz Gottes, er muss real sein.

Widerlegung: Zu 1.): Was heißt eigentlich „das Höchste“ oder „das Größte“? Da steckt schon eine Gottesannahme drin. Der Satz heißt also: „Gott ist Gott.“ Das ist eine Tautologie. Zu 2.): Die Existenz in der Realität und die

Existenz in Gedanken lassen sich nicht miteinander vergleichen. Sie haben nichts miteinander zu tun. Die eine ist nicht 'vollkommener' als die andere. Wenn die Sätze 1.) und 2.) falsch sind, erübrigt sich auch 3.).

3 Die fünf Beweisgänge von Thomas von Aquin

3-1 Alles bewegt sich, nur der erste Beweger nicht, das muss Gott sein.

Widerlegung: Siehe 1.

3-2 Alles hat Ursache, erste Ursache ist Gott.

Widerlegung: Siehe 1.

3-3 Alles kommt und vergeht, ist daher nicht notwendig. Es muss aber etwas Notwendiges geben, und nur Gott hat Notwendigkeit in sich selbst, die nicht mehr auf dahinterstehende andere Notwendigkeit zurückgeführt werden kann.

Widerlegung: Siehe 1.

3-4 a) Alles unterscheidet sich graduell. Dahinter muss es ein Absolutes geben. Das muss Gott sein.

Widerlegung: Graduelle Unterschiede erfordern keineswegs ein Absolutes, um sie feststellen zu können. Und wenn wir uns ein Absolutes denken: Warum soll z.B. die absolut höchste denkbare Geschwindigkeit Gott sein?

3-4 b) Sein ist wahr. Je mehr Sein etwas hat, desto wahrer ist es. Das höchste Seiende ist der Grund allen Seins und damit Gott.

Widerlegung: Sein hat mit Wahrheit nichts zu tun. Die Vielzahl der „seienden Dinge“ lassen sich in keine Hierarchie bringen. Bei „das höchste Seiende“ ist der Gottesgedanke schon unterstellt wie bei 2, 1.)

3-5 Alles ist zweckmäßig, dafür braucht es einen Koordinator, und das ist Gott, der als einziger seinen Zweck aus sich selbst heraus festlegen kann.

Widerlegung: Der Begriff Zweck ist zweischneidig. Einerseits drückt *Zweckmäßigkeit* etwas aus, das jemand anderes mit der Sache im Sinn hat und ist keine Bestimmung der Sache selbst („Wasser ist zum Waschen da“ heißt, man kann sich damit waschen, aber der *Begriff* von H₂O ist das nicht). Daraus folgt, dass keineswegs alles zweckmäßig ist, sondern nur dasjenige, dem dieses Attribut von irgendeinem menschlichen Willen verliehen wurde. Den Bedarf nach einem „Koordinator“ gibt es nicht. Andererseits kann Zweck auch heißen, ein Vorhaben, das man sich selbst setzt. Das können zwar Dinge nicht, Menschen aber sehr wohl mit ihrem freien Willen, dazu braucht es gerade keinen Gott.

4 Der „Letzte Gottesbeweis“ von Robert Spaemann

Ohne Gott kann es keine Wahrheit geben, weil kein zwischenmenschliches Argument irgendetwas beweisen würde.

Widerlegung: Warum? Wenn es doch sowieso nur um zwischenmensch-

liche Argumente geht, gerade dann sollen ausgerechnet Menschen darüber nicht entscheiden können?

7 b) Populärreligiöse Gottesbeweise [orientiert an *articulos*]

Wir geben eine geraffte Darstellung:

- 1 Menschen haben immer an Gott geglaubt.
Widerlegung: Die Masse ist kein Argument.
- 2 Die Komplexität unseres Planeten deutet auf einen bewussten Designer, der das Universum nicht nur schuf, sondern auch noch heute erhält. Z.B. der Planet Erde und das Wasser. Oder das menschliche Gehirn, es ist so unfassbar leistungsfähig, es kann nur von einem noch intelligenteren Geist geschaffen worden sein.
Widerlegung: Woran gemessen ist das Leben auf der Erde „komplex“? An anderen, unbelebten Planeten? In dem Gedanken ist die Bewunderung für das gottgeschaffene Leben schon enthalten. Die Voraussetzungen für das Leben auf der Erde werden von Ökologie, Biologie und anderen Wissenschaften erforscht. Gerade weil das Leben bestimmte Voraussetzungen erfordert, ist uns wohl kein anderer Planet außer der Erde bekannt, auf dem welches existieren würde. Auch das menschliche Gehirn konnte sich so nur entwickeln, weil ganz bestimmte Umstände vorlagen, die die entsprechenden Mutationen der Vorläufer des Homo Sapiens überlebensfähig machten. Oft ist so etwas ja nicht gerade passiert, es mussten schon sehr spezielle Umstände zusammenkommen, damit sich so eine intelligente Spezies entwickeln konnte. Nicht einmal der Delphin kann dem Menschen intelligenzmäßig das Wasser reichen, von der Amöbe und dem gemeinen Feldstein ganz zu schweigen. Man kann umgekehrt fragen: Wenn das Leben Resultat eines göttlichen Schöpfungsaktes ist, warum gibt es dann nicht Leben auf jedem Planeten im Weltall? Warum gibt es nicht Millionen von Arten mit einer dem Menschen vergleichbaren Intelligenz? (Gottes unergründlicher Ratschluss, wir vergaßen einen Augenblick lang!) – Wenn das Argument für die Gottgeschaffenheit des menschlichen Gehirns seine Komplexität ist, dann muss der noch komplexere Geist Gottes, der es geschaffen hat, ja erst recht Schöpfung eines noch überlegeneren Hirns sein! Eine unendlich fortzusetzende Reihe.
- 3 Reiner Zufall ist keine adäquate Erklärung der Schöpfung.
Widerlegung: Dahinter steckt die Vorstellung von „Zufall“ als: Da wurde mit einem großen Würfel gewürfelt, und – potzblitz – kam die „Schöpfung“ ganz genau so heraus, wie sie leibt und lebt. So ist aber Zufall bei Charles Darwin nicht gemeint. Sondern: Es waren tatsächlich Milliarden von zufälligen Mutationen notwendig, bis irgendeine bestimmte Lebens-

form herauskam. Noch milliardenfach mehr ebenso zufällige Mutationen sind allerdings geschehen, bei denen nichts herauskam, die also nicht zur Überlebensfähigkeit der Spezies beitrugen. Na und?

- 4 Der dem Menschen innewohnende Sinn für Gut und Böse kann nicht biologisch erklärt werden.

Widerlegung: Das kann er allerdings nicht. Weil er 'dem' Menschen nämlich gar nicht natürlich-biologisch „innewohnt“. Sondern die Menschen, die ihn wollen, setzen ihn sich, die anderen nicht (s. Abschnitt 8).

- 5 Gott hat sich in der Natur, im menschlichen Leben, und in der Bibel offenbart.

Widerlegung: Das galt es doch gerade zu beweisen!

- 6 Das klarste Ebenbild Gottes ist Jesus Christus.

Widerlegung: siehe 5. Es gibt nicht den geringsten Hinweis darauf, dass Jesus von Nazareth nicht ein ganz normaler Mensch gewesen ist. Alles andere haben die Bibelaufsteller erfunden.

- Jesus gab Beweise seiner Göttlichkeit: Wunder.

Widerlegung: Wer hat schon einmal ein Wunder erlebt?

- Jesus enthüllte Dinge über die Persönlichkeit Gottes.

Widerlegung: Woher wissen wir, dass der Mensch Jesus die Wahrheit gesagt hat?

- Höchster Beweis der Göttlichkeit Jesu war seine Auferstehung.

Widerlegung: Woher wissen wir, dass Jesus „auferstanden“ ist?

8. Moral

8 a) Begriff der religiösen Moral

Von den Gottesbeweisen lässt sich nur ein Teil der Frommen überzeugen. Es gibt ja auch ein viel wirkungsvolleres Mittel, um sie bei der Stange zu halten. Der wichtigste Glaubensinhalt der Religionen, neben dem Bekenntnis zum einzigen jeweiligen Gott, Allah oder Jahwe, ist die *Moral*. Sie besteht aus einem von Gott gesetzten, *komplexen System aus Gut und Böse*, einem langen *Normenkatalog aus Erlaubtem und vor allem Verbotenem*, und der Drohung mit erheblichen *Strafen* bei Verstoß dagegen. Den Anhängern wird also Gottesfurcht eingejagt. Die Verstöße gegen Gottes Gesetz, also die *Sünden*, richten sich vor allem gegen Gott selbst. Auch wenn dabei andere Menschen zu Schaden kommen, z.B. bei Nichtbefolgung des Gebots: „Du sollst nicht töten“, ist das Verwerfliche daran die *Versündigung an Gott*. Die Wirkungen auf andere Menschen sind sekundär.

Die moralische Einteilung von Gut und Böse ist unhinterfragbar von 'oben' vorgegeben. Dafür eignet sich nichts besser als eine Religion, bei der

Gott die Rolle des 'Einteilers von oben' und 'Normenkontrolleurs' übernimmt. Unhinterfragbar heißt, es ist unmöglich, ein konkretes Handeln einfach aus dem Entschluss heraus, „gut“ sein zu wollen, zu beurteilen, wenn man nicht schon über einen Normenkatalog samt Einteilung verfügt. **„Gut“ oder „böse“ an sich gibt es nicht. Man muss die Beurteilungskriterien getrennt davon haben.** Und wer legt diese fest? Im Falle der Religion: Gott natürlich. Nicht nur für religiöse Moral, sondern für *jeden* moralischen Standpunkt gilt, dass eine nicht-moralische, praktische Einteilung der Dinge in 'gewollt' und 'nicht gewollt' stattfinden muss, die unmittelbar mit dem Etikett „gut“ bzw. „böse“ versehen werden. Dieses Argument soll in mehreren Schritten verdeutlicht werden.

8 b) Scheinbar unmoralische Handlungen als Resultat moralischen Denkens

Es gibt kaum eine politische Maßnahme, die nicht moralisch gerechtfertigt wird. Sehr viele Menschen werden wohl die folgenden drei Beispiele als Extrembeispiele für böses, unmoralisches Handeln einstufen, und doch haben in allen drei Fällen die Täter gerade aus moralischen Gründen gehandelt:

Erstens der Holocaust, die systematische Judenvernichtung durch die Nazis. Für die Hinterbliebenen der Opfer, alle Antifaschisten und die meisten Demokraten ist das die moralisch verwerflichste Tat in der Geschichte der Menschheit schlechthin. Hitler und seine Anhänger waren jedoch streng moralische Menschen, deren moralisches Weltbild schlicht so aussah: „Deutsch“ oder „arisch“ ist gut, „jüdisch“ ist böse. Hitler wollte dem Guten durch die Vernichtung des Bösen zum Sieg verhelfen.

Zweitens ein Beispiel aus dem entgegengesetzten politischen Lager: Stalins Säuberungs- und Schauprozesse in den 30er Jahren. Für Antikommunisten ein Exzess der Unmoral. Für Stalin waren der Sowjetkommunismus und die KPdSU die Kräfte des Guten. Neben dem Kapitalismus im Ausland galten ihm wirkliche, gefürchtete, vermutete oder erfundene Verräter und Abtrünnige in den eigenen Reihen als die Gegenkräfte des Bösen. Ihre hochmoralische Vernichtung trieb er so weit, dass er damit fast die eigene Partei zerstört hätte.

Drittens ein direkt religiöses Beispiel: Der Selbstmordangriff per gekaperten Flugzeugen auf das New Yorker World Trade Center am 11. September 2001. Für die westliche Welt ein Kapitalverbrechen gegen die Freiheit; Osama bin Laden, der vermutliche Drahtzieher, ist seither die Verkörperung des Bösen schlechthin. Von den Vertretern des Islamismus und nicht wenigen ihrer Anhänger in aller Welt wird das genau umgekehrt gesehen: Das Christentum und die westliche Lebens- und Wirtschaftsweise, die immer stärkeren Einfluss in den islamischen Ländern gewinnen, seien Teufelswerk, die Ter-

roranschläge der Islamisten dagegen gute Taten, die die Täter direkt ins Paradies beförderten.

Als viertes noch ein unpolitisches Beispiel: Der sexuelle Missbrauch von Kindern, um den es zurzeit weltweit etliche Skandale im kirchlichen und weltlichen Bereich gibt. Die öffentliche Besprechung dieses Themas beschränkt sich nicht darauf, den immensen und irreparablen Schaden festzuhalten, der den Opfern dabei angetan wird. Sondern die Empörung ist moralisch, d.h. die Täter werden als „böse“ gebrandmarkt. Dabei fällt niemandem auf, dass diese Täter sich selber als „gut“ sehen. Sie werden zwar nicht aktiv, um „gut“ zu sein, sondern um ihre Veranlagung auszuleben, aber die moralische Rechtfertigung ist von Anfang an dabei:

Der Schriftsteller Bodo Kirchhoff [150] berichtet, der Heimleiter seines Internats habe im Moment des ersten Übergriffs (Kirchhoff war zwölf Jahre alt) geflüstert: „Dem Schwein ist alles Schwein, dem Reinen ist alles rein.“ Das war nicht nur auf das Opfer berechnend gesagt, um seinen Widerstand zu überwinden. Sondern so sieht ein Kindsmisbrauchler sich selbst: Wenn wir das, was wir tun, nicht für böse halten, dann ist es das auch nicht.

Über Gerold Becker, den damaligen Leiter der reformpädagogischen Odenwaldschule, sagt eines seiner mutmaßlichen Opfer:

„Er hat immer mit einer unglaublichen Selbstsicherheit zugegriffen und attackiert. Das fand ja ganz offen statt, in seiner Wohnung, in unseren Zimmern oder unter der Dusche“ [FR 2010].

Wer so „zugreift und attackiert“, ist sich keiner Schuld bewusst. Sondern der denkt sich: „Ich als eine der Speerspitzen der Reformpädagogik habe das Recht, meine überragende Persönlichkeit auszuleben, auch wenn dazu gehört, dass ich nun mal auf kleine Jungs stehe. Wer dagegen ist, muss ein Spießler sein.“ Mit „Recht“ ist hier natürlich das moralische Recht gemeint, das er sich selbst gibt, denn selbstverständlich wissen alle Kindsmisbrauchler, dass sich ihr Tun mit der öffentlichen Moral und den staatlichen Gesetzen nicht verträgt, und sorgen daher mit allen Mitteln dafür, dass möglichst nichts nach außen dringt.

Die vier Beispiele zeigen: *Ein bestimmter moralischer Standpunkt, also eine Beurteilung von Wirklichkeit nach Gut und Böse, verdankt sich immer anderen, nicht-moralischen Kriterien.*

8 c) Abstraktheit der Moral, Konkretheit eines bestimmten moralischen Standpunkts; "Doppelmoral"

Wer behauptet, die Wirklichkeit nach der Maxime „gut oder böse“ zu beurteilen, der verschweigt eine inhaltlichen Füllung dieser abstrakten Maxime, die immer mitgedacht sein muss und die das Bindeglied zwischen der Moral und einer konkreten Tat bzw. der Beurteilung eines konkreten Sachverhalts

darstellt. Noch einmal am Beispiel des Holocaust: Wer *nur abstrakt* denkt: „Ich bin für das Gute und gegen das Böse“, der kommt weder dazu, die Judenvernichtung gutzuheißen, noch sie zu verurteilen. In beiden Fällen muss eine inhaltliche Füllung stattfinden, die sich nicht der Moral, sondern in diesem Fall der politischen Zwecksetzung verdankt. Beide Seiten tragen ihren Standpunkt aber als den ‘guten’ vor. Konkrete politische Zwecke entspringen also nicht der Moral, treten allerdings auch nicht ohne Moral auf. Sie verdanken sich dem politischen Entschluss, und werden von Anfang an moralisch gedacht. Wenn also bei der landläufigen Kritik an bestimmten moralischen Attitüden, das sei *Doppelmoral* oder *Heuchelei*, gemeint ist, dass wahrer Zweck und behauptete Moral auseinanderfielen, muss entgegnet werden, dass das bei der Moral *immer* so ist. *Jede* moralisch begründete Handlung besteht aus ihrem praktischen, also wirklichen Grund, und aus ihrer moralischen Überhöhung. Da diese beiden Teile logisch nichts miteinander zu tun haben können, lässt sich immer leicht eine angebliche Abweichung bemängeln. (Von Doppelmoral lässt sich sinnvoll also höchstens sprechen, wenn die eigene Moral, an die geglaubt wird, mit der öffentlich gültigen Moral, die vorgetäuscht wird, nicht übereinstimmt, wie im Falle der Kindsmissbraucher.)

Die notwendige inhaltliche Füllung von „gut und böse“ hat *praktisch* mit Moral nichts zu tun. Es sind andere Zwecke, die hier gelten, und die das moralische Etikett tragen. Das schließt aber keineswegs aus, dass die Erfinder und/oder Anhänger glühend an die Moralität der Sache glauben. Zur Verdeutlichung: Hitler hat nicht gegrübelt: „Wie kann ich ganz allgemein etwas Gutes in der Welt tun?“, und ist dann auf den Schutz der arischen Rasse vor den Juden verfallen. Sondern er hat von Anfang an die rassistische Weltsicht ‘arisch-gut und jüdisch-böse’ gehabt; seine ganz spezifischen faschistischen Zwecke kamen von Anfang an als Moral daher. Seine wirkliche Politik der Judenvernichtung jedoch kann man nicht moralisch negativ oder positiv bewerten, weil es eben Moral als objektiven Maßstab nicht gibt.

8 d) Die Unversöhnlichkeit moralischer Standpunkte; Toleranz

Da die Inhalte der jeweiligen Moral ganz woanders herkommen und sich praktischen Zwecken verdanken, sind *moralische Konflikte unlösbar*; eine Einigung zwischen einander widersprechenden Moralstandpunkten ist unmöglich. Es gibt *keinen gemeinsamen Bezugspunkt*. Die Moral stellt, wie im vorigen Absatz gezeigt wurde, gerade keinen solchen Bezugspunkt dar. Die Moralisten behaupten aber immer jeweils, *gerade ihr* moralischer Maßstab sei absolut zu setzen und habe absolute Geltung. Deshalb taugt die Moral nicht als Verhinderer von Leid, das sich Menschen gegenseitig antun, sondern im Gegenteil als beliebige Rechtfertigung von *allen denkbaren* Zwecken, unter denen Menschen dann zu leiden haben. Eine Einigung zwischen den

Standpunkten wäre nur möglich, wenn jeweils ihr moralischer Mantel fallen gelassen würde.

Also ist die Forderung nach *Toleranz* zwischen verschiedenen moralischen Standpunkten auch verkehrt. Da jeder moralische Standpunkt nicht auf Argumenten fußt, sondern auf willkürlichen Setzungen von Gut und Böse, ist der Kontakt zwischen verschiedenen solcher Standpunkte immer gewaltträchtig. Man kann sich zwar praktisch gegenseitig in Ruhe und am Leben lassen (sozusagen zähneknirschend), aber nur unter Abstrichen vom jeweils eigenen theoretischen Standpunkt. Und auf den kam es einem doch gerade an.

8 e) Verhindert Moral das Schlimmste?

Moral ist also generell ein Fehler. Das moralische Denken ist nicht in der Lage, Handeln gemäß seiner wirklichen Zwecke zu beurteilen. Es gilt nur: gut oder böse, d.h. hat man sich *schuldig* gemacht oder nicht. Es interessiert nur noch die moralische Beurteilung des „Täters“; der tatsächliche Inhalt der *Tat* ist irrelevant geworden.

Solche Aussagen stoßen bei vielen auf vollkommenes Unverständnis, denn sie stellen sich unter Abwesenheit von Moral die Entfesselung wölfischen Eigennutzens vor, der mit Vorliebe über Leichen geht. „*Wenn die Menschen nicht einmal mehr versuchen würden, sich an irgendeine Moral zu halten, gäbe es nur noch Mord und Totschlag auf der Welt*“, ist eine gängige Stellung. Dagegen ist zu sagen, dass erstens, wie schon gezeigt, es gerade die Moral ist, die als Rechtfertigung für alle Mord- und Totschlag-Zwecke herhalten muss, die es gibt. Zweitens macht die Abwesenheit von Moral den Geist erst frei für sachliche Beurteilungen, und gerade diese können natürlich auch kritisch ausfallen. Zwei Beispiele:

Erstens die Judenvernichtung durch die Nazis. Sie ist verkehrt, weil sich verschiedene menschliche Rassen, Volksstämme oder Religionen nicht nach Gut und Böse unterscheiden und bestimmte kollektive Charaktermerkmale, die Juden ebenso wie Angehörige aller anderen ‘Stämme’ und Nationen haben mögen (im Durchschnitt! also nicht unbedingt jeder einzelne), nicht angeboren sind, sondern entstanden und weitergegeben in einer jeweils spezifischen ‘Stammes’- oder Nationalkultur. Man wird ohnehin nicht zum Juden geboren (sogar wenn die jüdisch-religiöse Ideologie selbst das bezeichnenderweise anders sieht: Die Juden halten sich für „etwas Besseres“, weil sie das auserwählte Volk Jahwes sind. Im Gegenzug verzichten sie auf eine Missionierung der ganzen Welt. Die anderen großen Religionen haben eine solche Beschränkung ihrer Klientel hinter sich gelassen und wollen die ganze Welt missionieren, dafür halten sie sich auch aus der Politik der jeweiligen Länder in gewissem Maß heraus, weil sie die Staatsmächte akzeptieren und von ihnen geduldet werden wollen.). Einem Nazi sollte man also nicht sagen, er sei böse

und solle jetzt doch lieber gut sein. Sondern er solle die Moral ganz beiseite lassen und sich obige Argumente überlegen.

Deutschland war nach dem Krieg sehr schnell mit einem Schuldbekennnis *als* Deutschland bei der Hand; die moralische Reflexion über die Schuldfrage, in der Politik, in öffentlicher Besprechung, Literatur usw. hat allerhöchstes Niveau erreicht. Das ist überhaupt kein Widerspruch dazu, dass eine praktische, materielle Wiedergutmachung, soweit das noch möglich wäre, an den Opfern und ihren Angehörigen nur in sehr geringem Umfang stattgefunden hat und sich bis heute hinauszögert („Trotz eines Urteils des Bundessozialgerichts warten Zehntausende ehemalige NS-Ghetto-Arbeiter immer noch auf eine deutsche Rente“ [Schult, 81]). Ein Hinweis, mit dem nicht gesagt sein soll, dass eine mickrige Rente eine Wiedergutmachung für das im Ghetto erlittene Leid darstellen könne. Aber nicht einmal das bekommen die, die 65 Jahre nach Kriegsende noch leben. Brauchen sie auch nicht, denn sie sind ja moralisch anerkannt. Soviel dazu, wie die Moral zum praktischen Wohlergehen der Menschheit beiträgt.

Zweitens ein ‘kleineres’ Beispiel, der Diebstahl der Handtasche der Oma mit ihren letzten 10 €. Auch um das kritisch zu beurteilen, braucht man keine Moral: Wer einer Oma die Handtasche klaut, den treibt nicht fehlende Moral, sondern *entweder* schlicht die eigene Not: Er hat kein Interesse an einer Verschärfung der Not der Oma, sondern will seine eigene lindern. Wenn er das könnte, ohne zu klauen, würde er es tun. (Genau diesen Gedanken überhöht er vielleicht noch zu seiner moralischen Rechtfertigung: ‚Ich möchte ja nicht klauen, aber ich muss‘, bzw. ‚Ich darf das, denn der Oma geht’s immer noch viel besser als mir‘.) *Oder* er macht sich einen ‘Spaß’ oder ‘Sport’ aus dem Überfall, mit dem er sich einfach durchsetzen will. Wie die Jugendlichen, die Rentner in der U-Bahn zu Tode prügeln, einfach nur, weil diese schwächer sind als sie. Egoismus, Angeberei, Sich-Durchsetzen um seiner selbst willen, all das sind Aspekte der moralischen Verselbständigung des Erfolgszwangs. ‘Erfolg’ ist ein generell anerkannter Wert, also ‘gut’; das eigene Durchsetzen, die eigene Stärke haben das moralische Pluszeichen bekommen. Der Winner ist gut, der Loser ist böse. *Kein Mensch, außer ein moralisch denkender, hat ein Interesse daran oder einen Grund dafür, anderen einfach so zu schaden!*

8 f) Fehlen von Moral heißt nicht Feindschaft gegen andere

Meistens wird Moral mit Selbstlosigkeit, Altruismus gleichgesetzt; und die Abwesenheit von Moral mit Egoismus, Selbstsucht, Gier usw. Das ist falsch: ***Es ist keine Moral nötig, um etwas zugunsten anderer Menschen zu tun.*** Man macht sich in so einem Fall ganz einfach ihr Wohl zu eigen. Das passiert z.B. dauernd in der Liebe. Oder in recht verstandener, nicht berechnender Freundschaft. Aber auch zu unbekanntem Menschen gibt es selbstverständlich

die Stellung: „Ich will nicht, dass es ihnen schlecht geht.“ Warum sollte ein amoralischer Mensch sich über Fernsehbilder von hungernden Afrikanern freuen? Um das „schrecklich“ zu finden, braucht es keine Moral, man braucht es nicht als Verstoß gegen höhere Normen zu begreifen. Man braucht nur mit diesem Leid nicht einverstanden zu sein. Daraus würde als nächstes die Frage folgen, was der Grund davon ist, und wie er beseitigt werden kann. Ganz anders der moralische Mensch. Ihn interessiert *seine* Stellung dazu, ob *sie* moralisch gerechtfertigt ist oder nicht; ob *er* sich schuldig macht oder nicht. Die Antwort auf diese moralischen Fragen hängt, wie wir gesehen haben, nicht von der Wirklichkeit, sondern von dem jeweils gesetzten Normenkatalog ab und hat mit dem Hunger der Afrikaner nichts mehr zu tun. ***Dem Moralisten geht es immer um sich***, nicht um den Gegenstand, der ihm zufällig als Auslöser für seine Reflexionen dient.

8 g) Religion und Moral; Aushalteideologien; Trost

Die Moral ist keine Erfindung der Religion; der Grund der Moral soll hier nicht in der Religion behauptet werden. (Zu nicht-religiöser Moral siehe 13. Abschnitt.) Aber, wie schon erwähnt, eignen sich Religionen wegen ihrer automatisch eingebauten göttlichen Höchstinstanz, welche die Einteilung in Gut und Böse angeblich vornimmt, sehr gut als Rahmen für moralisches Denken. Umgekehrt müssen Religionen moralisch sein, weil sie Sanktionen verhängen wollen für Ungläubige und andere Sünder. Und die Verpflichtung der Menschheit auf höhere Werte, also die Vernebelung ihres Blicks auf das, was wirklich im diesseitigen Jammertal vor sich geht, ist der Hauptzweck der Religion. Durch die Moral gewinnt die Religion Macht über die Menschen: Sie droht ihnen mit Strafe vor dem oder nach dem Tod, mit der Hölle, dem jüngsten Gericht, dem Verstoß aus dem auserwählten Volk u.a.

Neben der Drohung mit Strafe steht natürlich die Verheißung einer Belohnung eines tugendhaften Lebens im Jenseits. Leid, Verzicht und Unglück werden im Jenseits kompensiert. Das macht Religionen zu ***Aushalteideologien*** gegenüber diesem irdischen Leid, das ja bekanntlich fast immer gesellschaftliche Gründe hat (sogar das jüngste Erdbeben in Haiti: Seine Ursache war zwar natürlich, aber die Tatsache, dass so viele Menschen genau an diesem bekanntermaßen gefährdeten Ort Port-au-Prince in so schlecht gebauten Häusern wohnen müssen, lässt sich mit keiner Naturwissenschaft erklären). Die Religionen dienen also dazu, sich nicht zu wehren, sondern sich die „irdischen Drangsale“ gefallen zu lassen.

Oft hört man dieses religionskritische Argument umgekehrt als Lob: Die Religion spende den Menschen ***Trost***. Wenn auch das Diesseits ein Jammertal sei, so käme man in diesem Tal doch besser zurecht, wenn man sich auf Kompensation im Jenseits vertrösten könne, oder wenn man sich zwar vom Leben

gebeutel, aber bei Gott gut aufgehoben fühlen könne. Dieses Argument rechtfertigt die Religion wegen einer *Funktion*, die sie habe. Es geht nicht mehr darum, ob sie wahr ist, sondern inwiefern sie nützlich ist. „Ich glaube an Gott, denn wenn ich das tue, geht es mir besser.“ Wobei mit „besser gehen“ nicht einmal eine wirkliche Verbesserung der Lage gemeint ist, sondern nur eine andere Sicht von ihr. (Wer zu seinem Abitur die Stellung hat, „Gelernt habe ich dabei zwar nichts, aber es ermöglicht mir eine Karriere“, wendet dieselbe Logik an, kalkuliert aber wenigstens materiell.) Wer sich das antun mag, der soll es eben tun, aber es anderen anempfehlen zu wollen, ist zynisch.

Wir kommen zum dritten Durchsetzungsmittel der Religion:

9. Gewalt

Die Drohung mit Strafe im Jenseits juckt denjenigen nicht, der sowieso nicht an Gott und das Jenseits glaubt. Daher drängt sich die Drohung mit Strafe im Diesseits auf, wobei wieder rein religiöse Strafen (z.B. Exkommunikation) nur wirken, wenn die Religion schon eine weltliche Macht darstellt. Es braucht, als drittes und letztes Mittel, die Gläubigen bei der Stange zu halten, also eine Drohung mit *Gewalt*. Wer sich mit Gottesbeweisen und Moral allein nicht überzeugen lässt, beweist damit sein eigenes Böse-Sein, womit *Gewaltmaßnahmen gegen ihn gerechtfertigt sind. Er hat es nicht anders verdient.* Auf Ungläubige darf also geschossen werden. Da die Religion per se keine Gewaltmittel hat, kommt es ihr gelegen, wenn eine Staatsgewalt sich ihrer moralischen Drohung annimmt und im Namen Gottes zu Felde zieht. Oder andersherum: Da die Gewalt sich meistens in Staatshand konzentriert, kommt den Staaten eine höhere, religiöse Rechtfertigung ihrer Gewalt öfters gelegen. Nicht nur Religion und Moral, auch Religion und Staatsgewalt passen jedenfalls gut zueinander. Das gilt auch für Möchte-Gern-Staatsgewalten à la al-Qaida.

10. Formalität, Symbole und kultische Handlungen

Das in der Regel ausreichende Mittel, als Individuum der Moral zu entsprechen und der Gewalt zu entgehen, ist übrigens genau das öffentliche Glaubensbekenntnis (Bsp. Islam: „Es ist kein wahrer Gott außer Gott [Allah], und Mohammed ist sein Prophet.“ Bezeichnend hier, dass der angebliche Vermittler gleich in den wichtigsten Bekenntnissatz mitaufgenommen wurde, denn wenn sich jeder von Allah direkt erleuchten lassen müsste, ginge jede Bestimmtheit des Islam verloren. Bsp. Judentum: „Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig.“ Bsp. Christentum: „Ich glaube an Gott Vater den Allmächtigen...“). Der Glaube ist zur *Formalität* geworden. Er ist damit auch geeignet, für ganz unreligiöse Zwecke instrumentalisiert zu wer-

den. Man kann ihn sich „auf die Fahnen schreiben“ (z.B. Politik im Namen einer Religion betreiben).

Wenn Glaube Formalität ist, kann für ihn auch ein Stellvertreter stehen, ein *Symbol*. Symbole sind nicht einfach Zeichen wie Verkehrszeichen, also Signale, die der praktischen Informationsvermittlung dienen. Sondern sie repräsentieren einen moralisch befrachteten Inhalt (Nationalfahne, Fußballvereinsfahne, Rote Fahne, ...). Von einer bestimmten Moral entsprechend radikal überzeugte Menschen bringen es fertig, für ein bloßes Symbol zu sterben. Daher ist es wieder kein Wunder, dass Symbole in der Religion eine große Rolle spielen, ebenso wie *kultische Handlungen*, d.h. Verrichtungen mit symbolisch präsentem Inhalt (Kreuz, Bekreuzigung, Fisch, Taufe, Abendmahl, Wandlung, Weihwasser, der siebenarmige Leuchter, ...). Es gibt gute und böse Symbole. Da nur ein moralisch überhöhter, d.h. konkreten Zwecken entthobener Inhalt symbolisiert werden kann, ist Vorsicht geboten beim Einsatz von irgendetwas, das durch ein Symbol repräsentiert wird. ***Eine Sache durch ein Symbol zu repräsentieren bzw. zu ersetzen heißt, einen konkreten Zweck durch Moral pur zu ersetzen.*** Auch ein Firmenzeichen (z.B. Mercedesstern) soll zumindest bei Kunden und Mitarbeitern eine positive, emotionale Identifikation mit dem Produkt erreichen, ganz jenseits von seinem sachlichen Wert (‘Mercedes ist gut’ soll man spontan empfinden beim Sichten des Sterns. Damit ist auch gut, wer einen Daimler fährt oder dort arbeitet).

Hier soll auch nicht eine Bemerkung zum *Ehering* fehlen. Er symbolisiert die Ehe oder die Liebe. Ein Symbol *kann* verselbständigt und gegen das gerichtet werden, was es symbolisiert. Eheringträger sollten, wenn sie schon den güldenen Reif nicht missen wollen, Obacht geben, dass nicht im Namen des Rings (bzw. im Namen des hohen moralischen Guts der Liebe) gegen das argumentiert wird, was wirklich zwischen den beiden Menschen geschieht. Die wirkliche Beziehung, die gut oder weniger gut geht, die Hochphasen und Krisen durchmacht, die andauert oder irgendwann vorbei ist, die ist mit einem Symbol nicht darstellbar. „Ich liebe meine/n Partner/in nicht mehr, aber weil ich einmal beschlossen habe, die Beziehung/die Liebe als Wert an sich hochzuhalten, halte ich auch jetzt an ihm/ihr fest.“ Oder: „Du vernachlässigst mich und vergehst dich damit an unserem Eheversprechen, das wir uns doch gegeben haben!“ Bei solchen Argumentationen wird sich auf die Liebe als höherer moralischer Wert berufen, und wenn es schief geht, fliegt der Ehering in den Rhein.

Dank Formalität und Symbolismus genügt es, sich eben auf dieser formellen, symbolischen Ebene mit dem jeweiligen Inhalt zu identifizieren. Es genügt a) von Seiten des ‘Konsumenten’ der Religion: Sich ein Kreuz um den Hals zu hängen reicht oft aus, um sich als Katholik zu fühlen. Gegenbeispiel: Ein konkreter Zweck wie Sommerurlaub in Tarifa zu machen ist nicht damit

erfüllbar, dass man sich die Fahne von Andalusien hinter den Spiegel steckt. Aber es genügt auch b) von Seiten der Religion selbst gegenüber ihren Anhängern (Hauptsache, sie sind dabei und verehren die Symbole).

11. Individuelle Stellungen zur Religion

Wenn Religion auf ein Symbol reduziert ist, kommt es nicht mehr darauf an, dass der Einzelne alle Einzelheiten der Religion kennt, versteht und teilt. Das gilt wieder von beiden Seiten. So gibt es z.B. Katholiken, die den Papst ablehnen, weil er ein 'Geldsack' sei, die aber trotzdem ihrer örtlichen Jungfrau Maria Kerzen anzünden. Solange sie nicht explizit einen Kirchenaustritt praktizieren, stört das weder den Papst noch sie selbst (hier ist natürlich nur die Rede von einfachen Gläubigen, nicht von kirchlichen Amtsinhabern. Wenn letztere abweichende Auffassungen öffentlich kundtun, gehört das schnell in die Abteilung Ketzerei, s.o.).

12. Toleranz und Dialog zwischen den Weltreligionen?

Religionen liegen einerseits im theoretischen Dauerzwist miteinander, oder die Leute gehen sogar gewaltsam im Namen der Religion aufeinander los. Andererseits gibt es auch ständig Bemühungen, die Differenzen zwischen den Religionen abzubauen, einander näher zu kommen und zu verstehen, einen Dialog zu führen (z.B. das bekannte Stück *Nathan der Weise* von Lessing, die Ökumene oder die Hamburger Lessingtage 2010). Was hat es damit auf sich? Was hat Toleranz mit Religion zu tun?

Wie wir gesehen haben, sind die religiösen Inhalte zwar willkürlich und ausgedacht, also in jedem Fall unsinnig und verkehrt. Aber sie sind auch immer bestimmt, werden als faktisch behauptet und betreffen das (für das moralische Denken) Wichtigste auf der Welt (die Fragen nach Woher, Wohin, Warum, Wozu, Gut und Böse). Also kann man (wie generell bei moralischen Standpunkten, s.o.) abweichende Vorstellungen nicht gelten lassen. Zumindest theoretisch, d.h. gedanklich nicht. Es kann nicht zwei Gedankengebäude geben, die Gut und Böse vollkommen unterschiedlich festlegen, und die einander dennoch theoretisch allen Ernstes in Ruhe lassen. **Religionen sind unversöhnlich.**

Andererseits haben die religiösen Führer meistens keine Gewalt verfügbar und müssen ihr Verhalten gegenüber ihren ideologischen Konkurrenten daher an den Zwecken relativieren, die die Machthaber (d.h. Staaten) haben, die sich die Religion als Ideologie halten. Und da gibt es dann **praktisch** viel zu relativieren. Manchmal aber auch gar nicht, wenn ideologische und (Möchtegern-)gewaltmäßige Federführung in eins fallen, wie z.B. bei al-Qaida. Beide Varianten sind prinzipiell bei allen Religionen möglich, die Religion selber

gibt nicht her, wie man genau das Verhältnis zu Konkurrenten oder zur Staatsgewalt, der man unterworfen ist, regelt und handhabt.

Jedenfalls ist das Ansinnen verkehrt, die Religionen versöhnen oder miteinander vereinbaren zu wollen. *Wenn jede einzelne von ihnen ein Irrtum ist, kann daraus, dass sie einander wechselseitig in Ruhe lassen, nichts Vernünftiges entspringen* (abgesehen davon, dass das, siehe oben, sowieso nicht wirklich gelingen kann). Wenn die Menschen aufhören sollen, einander im Namen Gottes zu bekriegen, müssen *alle* Beteiligten davon ablassen, an Gott zu glauben.

13. Moral ohne Religion

Selbst damit wäre aber noch nicht viel gewonnen. Denn das moralische Denken braucht nicht unbedingt eine göttliche Instanz zum Vorgeben der Normen. Besonders in neuerer Zeit kommt Moral oft unreligiös daher. Als Instanz, die über die moralischen Werte urteilt, wird dann das persönliche Gewissen, ein innerer moralischer Kompass oder ähnliches benannt. Natürlich haben solche Moralisten es nicht leichter, sich untereinander zu vereinheitlichen, als die Religionen, denn auch bei ihnen gilt, dass von der Maxime ausgehend, das 'Gute' zu wollen, kein logischer Weg zu bestimmten Normen führt. Der *Humanismus* ist z.B. ein Wertesystem, das ohne Bezug auf Gott auskommen kann und die Menschlichkeit in den Mittelpunkt stellt. Laut Wikipedia [↔ Humanismus. Alle Wikipedia-Zitate entsprechen dem Stand von 2010] beruht er auf folgenden fünf Grundüberzeugungen:

1. Das Glück und Wohlergehen des einzelnen Menschen und der Gesellschaft bilden den höchsten Wert, an dem sich jedes Handeln orientieren soll.
2. Die Würde des Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben müssen respektiert werden.
3. Der Mensch hat die Fähigkeit, sich zu bilden und weiterzuentwickeln.
4. Die schöpferischen Kräfte des Menschen sollen sich entfalten können.
5. Die menschliche Gesellschaft soll in einer fortschreitenden Höherentwicklung die Würde und Freiheit des einzelnen Menschen gewährleisten.

Die in dieser Liste aufgeführten Stichworte sind moralisch, daher abstrakt und können fast alle einfach durch 'das Gute' ersetzt werden. Ein paar Punkte zur Verdeutlichung:

'Glück' – was ist das? Nichts Konkretes, aber auf jeden Fall etwas Gutes. Niemand kann dagegen sein.

'Würde' – ihre Unantastbarkeit steht auch im deutschen Grundgesetz und heißt, dass bei allem materiellen Leid, das einem Menschen zugefügt werden

kann, doch niemals sein Mensch-Sein an sich, seine Anerkennung als Person gefährdet werden darf. Dummerweise lässt sich diese Norm nicht logisch in eine erforderliche Quadratmeterzahl für Gefängniszellen oder in einen Hartz-IV-Satz übersetzen oder umrechnen, der den Leuten das lässt, was sie zum Leben brauchen. Das heißt aber, dass wer die Macht besitzt, z.B. diese beiden Rechengrößen konkret per Gesetz festzulegen, und das im Namen der Menschenwürde tut, auf jeden Fall die Moral auf seiner Seite hat. Wenn die Gefängniszelle der gesetzlichen Vorschrift genügt, ist damit automatisch die Menschenwürde gewahrt. Den Betroffenen hilft es nicht. Denn der Standpunkt: „Ich brauche soundso viel m² und € zum Leben“ ist ihnen jetzt verboten, weil er sich nicht mit der Würde zufrieden gibt.

‘Schöpferische Kräfte des Menschen’ – auch das kann nichts Böses sein, doch wieder fehlt der konkrete Maßstab. Da hilft es dann doch, wenn man einfach den in der Gesellschaft geltenden Maßstab für Kreativität anlegt, nämlich ob sie umsatzsteigernd wirkt (Werbung) oder stückkostensenkend (Arbeitsproduktivität).

Der Humanismus ist eine moralische Ideologie, die es (wie die Religionen auch) den Staaten erlaubt, in seinem Namen konkrete Normen nach ihren ganz eigenen Kriterien durchzusetzen.

Die ausführliche Moralkritik im 8. Abschnitt trifft natürlich auch auf die nicht-religiöse Moral zu.

14. Religiöse versus staatliche Moral

Noch ein Hinweis auf den Stellenwert von religiöser Moral im laizistischen Rechtsstaat. Für viele Gläubige mögen die Moralvorschriften, die ihre jeweiligen Religionen vorgeben, die wichtigsten sein. Sofern sich die Religionen aber den staatlichen Gesetzen unterordnen – sei es eher freiwillig oder eher gezwungenermaßen –, halten sie ihre praktischen Normen eher zurück oder modifizieren und interpretieren sie so, dass sie mit dem Recht nicht in Konflikt kommen. Die religiösen Normen dienen dann eher dazu, dass die Gläubigen sich selbst ein Gewissen machen. Das praktische Leben dagegen, also das, worauf es faktisch ankommt in der Gesellschaft, wird geregelt durch staatliche Normen, die in der Demokratie durch ein verfassungsgemäßes Verfahren des Zustandekommens legitimiert sind und so über Gut und Böse entscheiden. Damit ist der Bürger dann in aller Regel zufrieden: Er weiß, dass seine ‘Privatreligion’ anerkannt ist und er sie pflegen und aus ihr ein moralisches Selbstbewusstsein ziehen darf, aber er sieht auch ein, dass sie nicht für alle gelten kann und man trotzdem moralische Normen braucht, die das tun. *Eine demokratische Verfassung*, die sich ja ganz offensichtlich bemüht, alle nur möglichen Moralvorstellungen auf gerechte Art und Weise unter einen Hut zu bringen, *ist der beste denkbare irdische Gottesersatz*.

Damit erweist sich umgekehrt die für den demokratischen Staat unverzichtbare 'Dienstleistung' der (religiösen oder weltlichen) Moral für den staatsbürgerlichen Gehorsam.

15. Sinn

Manche Mitmenschen scheinen auf den ersten Blick Religion *und* Moral abzulehnen und bestehen trotzdem darauf, dass das Leben einen *Sinn* haben müsse, „sonst könnte man sich ja gleich umbringen“. Wenn man dann nachfragt, was sie so als „Sinn“ akzeptieren würden, hört man Dinge wie Erfolg, Geld, Familie, Natur, Sport, Genuss allgemein, Reisen, Kunst, Selbstverwirklichung, Liebe, Glück, ... „Wer keinen Sinn im Leben sieht, ist nicht nur unglücklich, sondern kaum lebensfähig“, so Albert Einstein.

Was ist davon zu halten, wenn mehr oder weniger konkrete menschliche Zwecke als „Sinn“ bezeichnet werden?

Mit „sinnvoll“ ist gemeint: wertvoll, bedeutsam, anerkannt. Die Sinnsuche und die Ratschläge für Sinnsucher kommen oft sehr individuell daher, jedem persönlich soll zu seinem individuellen Sinn verholfen werden. Es bleibt aber trotzdem so: Es geht darum, das Leben 'gut' zu machen, ihm höhere Weihen zu verpassen. Auch Sinnsuche ist moralisch.

Moralische Menschen, Sinnsucher, können sich nicht vorstellen, keinen Sinn im Leben und damit womöglich gar kein Problem zu haben. Wer von sich selber sagt, er habe keinen Sinn im Leben und wolle auch keinen haben, den halten sie sofort für depressiv, mindestens aber für schwerkriminell. Und das gilt für fast alle Menschen. Die Vorstellung, das Leben einfach nach konkreten *Zwecken* auszurichten, ist fast vollständig verloren gegangen.

16. Nihilismus

...ist also das, was die Moralisten für Abwesenheit von Sinn halten. Eine Einstellung, die besagt: alles ist egal, nichts macht etwas aus. So weit ist die ideologische Vorherrschaft der Moral gediehen, dass man für selbstverständlich erachtet, dass eine Einstellung, welche die ihre kritisiert, eigentlich gar nichts mehr wollen könne.

17. Zum Abschluss: Kritik heißt Erfassung des Wesens einer Sache, nicht Klage über ihre Verfehlungen

Es hat sich im Lauf dieser Kritik erstens gezeigt, dass es fast gar nicht notwendig war, auf einzelne religiöse Inhalte, Dogmen, interne Widersprüche u. dergl. der verschiedenen Religionen einzugehen. D.h. das, was die Religionen unterscheidet, ist nicht entscheidend für die Kritik an ihnen. Sie sind schon

umfassend kritisiert durch einen kleinen Teil dessen, was sie gemeinsam haben.

Zweitens kam in dieser Kritik nichts von dem vor, was man normalerweise unter den 'Verfehlungen' der Religionen versteht (z.B. Folterexzesse der Heiligen Inquisition, Rechtfertigung von Kriegsverbrechen, wenn sie im Namen Gottes geschahen, Kindervergewaltigungen durch Priester, islamistischer Angriff auf die Twin Towers). Wer über Verfehlungen klagt, rechtfertigt die Sache selbst; wer Abweichungen von einem Ideal bemängelt, zementiert das Ideal selbst umso mehr. Wir dagegen haben das ideologische 'Kerngeschäft' der Religionen selbst aufs Korn genommen: Den Glauben, die Moral- und Sinnstiftung. Diese sind falsch, denn sie deuten Wirklichkeit um, sie machen aus Zwecken, die einem schaden und gegen die man vorgehen könnte, DAS BÖSE, das abstrakt-unbegreifbar-unbestimmt bleibt, und gegen das man nur DAS GUTE, ebenso undiskutierbar, setzen kann, so dass alles beim Alten bleibt: sich Abfinden, Fügen, Einordnen, Anpassen, auch und gerade für kritische, rebellische, aufmüpfige, mutige Kämpfer für das Gute. Ein solcher Kämpfer will 'gut' sein, es geht ihm also 'nur' um sich selbst und seine moralische Konstitution.

--

Nachtrag: Religion als Befriedigung eines gefühlsmäßigen Bedürfnisses?

In der Einleitung war der Anspruch formuliert, der „inneren Logik des religiösen Denkens“ auf die Spur zu kommen. In Abschnitt 5 haben wir die Beliebbarkeit der religiösen Glaubensinhalte gestreift, und in Abschnitt 8 g) war von dem Fehler die Rede, die Religion wegen ihrer Funktion, Trost zu spenden, zu verteidigen.

Man könnte nun einwenden: Die innere Logik des religiösen Denkens ist den Menschen schnuppe. Danach richten sie sich nicht. Sie nehmen kein „ganzes Welterklärungs-Gedankengebäude“ (1. Abschnitt) zur Kenntnis und entscheiden sich dann dafür. Sondern genau die erwähnte Funktion, Trost zu spenden, ist das, was die Menschen der Religion in die Arme treibt. Sie spüren mehr oder weniger artikuliert, dass das Leben schlecht ist, dass es nicht für sie eingerichtet ist, dass es eben trostlos ist, und suchen gerade deshalb etwas, das sie darüber hinwegtröstet. Und das kann nun mal die Religion am besten, denn sie verweist eben auf unnachahmliche Weise auf etwas außerhalb des Lebens, auf das Jenseits. Und dann kommt es trotz aller 'Beliebbarkeit' sehr genau auf bestimmte trostspendende Inhalte an.

Den trostspendenden Details der unterschiedlichen Religionen nachzugehen und sie womöglich einem kritischen Vergleich zu unterziehen, das wäre

jedoch ein ganz anderes Thema. Wir haben es nicht gewählt, denn wir haben uns von der bestätigenden Auflistung dessen, was der Gläubige in der Religion sucht und wie sie es schafft, ihn zu bedienen, nichts Erhellendes versprochen. Interessanter war es, zu erklären, welche Logik der Gläubige nachvollzieht, auch wenn sein persönliches Motiv die Trostsuche ist. Was tut man wenn man glaubt, war unsere Frage, und nicht: Warum glaubt der Gläubige? Auch wenn ein spanischer Katholik bei der Prozession für seine persönliche *virgen*, die er sich aus dem Massenangebot an Marienerscheinungen ausgesucht hat, vor lauter empfundenem Trostgefühl in Ekstase gerät, ist es richtig, über ihn beispielsweise zu sagen: Er „hat sich subjektiv, in seinem Glauben, einen objektiven Gott geschaffen, der ihn geschaffen habe.“ (3. Abschnitt). Unser Ansinnen war ja nicht, Motivforschung zu betreiben, sondern den Glauben auf den Begriff zu bringen.

Anmerkung für theologisch Interessierte
Der Glaube als Fundament der Religion aus der Sicht der Theologie,
am Beispiel von Joseph Ratzinger

Joseph Ratzinger hat 1968 das Buch *Einführung in das Christentum* [= R.] veröffentlicht. Es wurde ein Bestseller, und der Autor wurde später Papst. Wir beziehen uns also sozusagen auf die höchstmögliche Instanz, wenn wir dieses Buch als Beispiel dafür wählen, wie eine Religionsgemeinschaft von offizieller Seite, in diesem Fall die katholische Kirche, die Frage des Glaubens behandelt. (Die folgenden Zitate stammen aus der Internet-Version des Buches).

Ratzinger ist sich der alles entscheidenden Bedeutung des Glaubens für die Religion vollkommen bewusst. Seine *Einführung in das Christentum* ist im Grunde eine Erläuterung, was Glauben bedeutet. Das Buch ist ja auch hervorgegangen aus Vorlesungen über das apostolische Glaubensbekenntnis. Die Tatsache, dass es auf die Existenz Gottes keinen Hinweis gibt, streitet er nicht ab, im Gegenteil: Mit dieser Fundamentalfrage beschäftigt er sich gleich zu Anfang des Buches grundlegend und offensiv, und der ganze Rest baut darauf auf. Es gibt

„zwischen Gott und Mensch eine unendliche Kluft [...]; weil der Mensch so beschaffen ist, dass seine Augen nur das zu sehen vermögen, was nicht Gott ist“ [R. 14].

Ratzinger hält fest: Was auch immer die Menschen sehen (d.h. wahrnehmen, erkennen, spüren, denken, erschließen, ableiten, erklären) können – es ist nicht Gott. Aber zu diesen Menschen gehört natürlich auch Ratzinger selbst. Und dieser Mensch schreibt von einer „Kluft zwischen Gott und Mensch“. So eine Kluft kann es aber nur geben, wenn es beide Seiten davon gibt, also:

Wenn es nicht nur Mensch, sondern auch Gott gibt. Gleich ganz zu Anfang finden wir hier also den Grundfehler des Buches: Das, was eigentlich dem Leser auf irgendeine Weise nahegebracht werden sollte (sollte man meinen, in einer Einführung in die Religion), wird in seiner Existenz schlichtweg *unterstellt*. Man kann es nicht wahrnehmen oder wissen, aber es gibt es gleichwohl. Und der Mensch Ratzinger weiß das, obwohl es eigentlich kein Mensch wissen kann. (Man sollte an dieser Stelle nicht den Fehler machen, Ratzinger *persönliche* Arroganz oder Selbstvergötterung vorzuwerfen. Denn es ist ein Gedanke, den sich notwendig *jeder* Gläubige leistet.) Sehen wir zu, wie Ratzinger diesen Fehler konsequent weitertreibt:

„Gott ist wesentlich unsichtbar – diese Grundaussage biblischen Gottesglaubens im Nein zur Sichtbarkeit der Götter ist zugleich, ja zuerst, eine Aussage über den Menschen: Der Mensch ist das schauende Wesen, dem der Raum seiner Existenz durch den Raum seines Sehens und Greifens abgesteckt scheint. Aber in diesem Raum seines Sehens und Greifens, der den Daseinsort des Menschen bestimmt, kommt Gott nicht vor und wird er nie vorkommen, wie sehr auch immer dieser Raum ausgeweitet werden mag. Ich glaube, es ist wichtig, dass im Prinzip diese Aussage im Alten Testament gegeben ist: Gott ist nicht nur der, der jetzt tatsächlich außerhalb des Sehfeldes liegt, aber so, dass man ihn sehen könnte, wenn es möglich wäre weiterzugehen; nein, er ist der, der *wesentlich* außerhalb davon steht, wie sehr unser Blickfeld auch immer ausgeweitet werden wird.“ [R. 15]

Die Unterstellung der Existenz Gottes wird hier unterstrichen durch das Auffinden der Ursache für die „Kluft“ in einem Defizit des Menschen: Er kann eben einfach Gott nicht sehen, egal wie sehr er sozusagen sein Sehvermögen auch verbessert. Es liegt gar nicht an der Unsichtbarkeit Gottes, dass die Menschen ihn nicht sehen, sondern an der Blindheit der Menschen. Das heißt, Gott ist auf jeden Fall da, daran gibt es keinen Zweifel. Dass niemand ihn sieht, dafür kann *er* doch nichts. Der

„Glaube ist [...] dem Bereich der Grundentscheidungen [zugeordnet], deren Beantwortung dem Menschen unausweichlich ist und die von Wesen her nur in *einer* Form geschehen kann. Diese Form aber nennen wir Glaube. Es scheint mir unerlässlich, dies in voller Deutlichkeit zu sehen: Jeder Mensch muss in irgendeiner Form zum Bereich der Grundentscheidungen Stellung beziehen, und kein Mensch kann das anders als in einer Weise eines Glaubens tun. Es gibt einen Bezirk, der keine andere Antwort als die eines Glaubens zulässt, und gerade ihn kann kein Mensch ganz umgehen. Jeder Mensch muss auf irgendeine Art ‘glauben’.“ [R. 35]

Also: Laut Ratzinger *kann* man als Mensch von Gott nichts wissen, aber man *muss* sich zu ihm in Form des Glaubens stellen. Das Zitat klingt sogar so, als

sei auch die Entscheidung, nicht an Gott zu glauben, eine Form des Glaubens. Warum eigentlich? Die Frage „An Gott glauben oder nicht?“ mag man zwar als Grundentscheidung oder als die berühmte Gretchenfrage bezeichnen, und es gibt auch Atheisten, die ihren Atheismus als Quasi-Religion oder Glaubensbekenntnis vor sich her tragen, aber die Logik der *Sache* gibt das nicht her. Wer einfach nicht an Gott glaubt, weil er nicht weiß, warum er das tun sollte, oder weil er vielleicht noch nie von Gott gehört hat, der tut einfach eine Sache nicht, so wie er auch viele andere Dinge nicht tut. Durch all diese Dinge ist er nicht speziell gekennzeichnet. Ein Nichtschwimmer kann zwar nicht schwimmen, aber er ist durch diese Eigenschaft nicht bestimmt. So wie das bestimmende Merkmal eines Hundes nicht ist, dass er keine Katze ist. (Im *praktischen* Leben ist es zwar so, dass fast jeder Mensch mitbekommt, dass andere Menschen gläubig sind, und dass er dann versteht, dass es dabei natürlich um etwas Wichtiges geht, sofern diese Gläubigen „recht“ haben oder etwas „Wahres“ verstanden haben. Also befasst er sich damit und entscheidet sich aus irgendwelchen Gründen dafür oder dagegen. Das meint Ratzinger aber nicht.)

Logisch gesehen sagt ein gläubiger Mensch: „Ich glaube, dass es Gott gibt“, aber ein nichtgläubiger sagt eben nicht: „Ich glaube, dass es Gott nicht gibt“, sondern er sagt gar nichts. Er sagt nicht einmal, wie ein Agnostiker, „ich weiß nicht, ob es Gott gibt.“ Sondern er sieht einfach gar keinen Grund, sich mit einem Thema wie Gott zu befassen. Es kann also keine Rede davon sein, dass jeder Mensch „auf irgendeine Art ‘glauben‘“ müsse. Ratzinger *will* ganz einfach, dass den Menschen keine Alternative außer dem Glauben bleibe.

Nun erläutert er, warum die Menschen auch außerordentlich froh sein können, diese ‘alternativlose Möglichkeit’ des Glaubens zu haben:

„Das Glauben [...] ist die nicht auf Wissen reduzierbare, dem Wissen inkommensurable Form des Standfassens des Menschen im Ganzen der Wirklichkeit, die Sinnggebung, ohne die das Ganze des Menschen ortlos bliebe, die dem Rechnen und Handeln des Menschen vorausliegt und ohne die er letztlich auch nicht rechnen und handeln könnte, weil er es nur kann im Ort eines Sinnes, der ihn trägt. Denn in der Tat: der Mensch lebt nicht vom Brot der Machbarkeit allein, er lebt als Mensch und gerade in dem Eigentlichen seines Menschseins vom Wort, von der Liebe, vom Sinn. Der Sinn ist das Brot, wovon der Mensch im Eigentlichen seines Menschseins besteht. Ohne das Wort, ohne den Sinn, ohne die Liebe kommt er in die Situation des Nicht-mehr-leben-Könnens, selbst wenn irdischer Komfort im Überfluss vorhanden ist.“ [R. 36]

Also: Ohne Glauben ist das Leben der Menschen laut Ratzinger ort-, d.h. orientierungs-, lieb- und sinnlos. Das ist falsch, denn Orientierung und Liebe

gibt es auch ohne Glauben, und zum Fehler der Sinnsuche wurde schon oben im 15. Abschnitt alles Nötige gesagt.

An dieser Stelle ein kurzer Einschub zur Bedeutung des Wortes „Machbarkeit“ (s. letztes Zitat) bei Ratzinger: Er setzt interessegeleitetes Denken, d.h. Denken, das sich nicht an einem Gegenstand orientiert, sondern daran, was man als Denker von diesem Gegenstand praktisch will, also vorurteilsbehaftetes Denken, umstandslos gleich mit jedem Denken in der praktischen Welt, das sich einen Gegenstand getrennt vom Denker erklären will. Beides zusammen nennt er „Machbarkeitsdenken“:

„Das Machbarkeitswissen fragt [...] nicht nach den Dingen, wie sie an sich und in sich sind, sondern allein nach ihrer Funktionalisierbarkeit für uns“
[R. 39].

Darunter fällt bei ihm jedes praktische, technische, wissenschaftliche Denken. Diese Ineinsetzung ist verkehrt, denn es ist durchaus möglich und wird auch in der Wissenschaft (wenn auch nicht immer und überall) so gehandhabt, das Wissen über eine Sache (z.B. die Hebelgesetze in der Physik) gedanklich und praktisch zu trennen von ihrer praktischen Anwendung (z.B. Bau einer Steinschleudermaschine).

Ein schönes Beispiel für wirklich kritikables interessegeleitetes Denken ist übrigens Ratzinger selbst. Er will einfach, wie wir gesehen haben, dass die Menschen glauben müssen, wenn sie verortet, also sinnvoll leben wollen, weil er das Interesse hat, die vorgefasste Position des „Glauben ist gut“ zu rechtfertigen. Er fragt nicht unvoreingenommen: „Was ist Gott? Gibt es das überhaupt?“ sondern setzt ihn mitsamt seiner Unsichtbarkeit voraus.

Das Gegenstück zum Machbarkeitsdenken ist für Ratzinger das sinnhafte Denken, das Glauben. Es zeigt sich jetzt [s. Zitat R. 36], dass Ratzinger einfach alles normale irdische Denken, Tun und Trachten, sei es nun richtig oder falsch, theoretisch oder praktisch, analytisch/sachlich oder interessegeleitet, als „ortlos“ und diesseitig abqualifiziert und ihm ganz pauschal das Große Andere, den Sinn, das Glauben, das Jenseits gegenüberstellt. Es gelingt ihm aber nicht, aufzuzeigen, worin denn der grundsätzliche Mangel des Diesseitigen eigentlich besteht. Ein rein diesseitig orientiertes Leben, bei dem man z.B. das Gegebene versucht, sachlich zu analysieren, sich Lebenszwecke setzt und dann schaut, inwieweit ihre Verwirklichung durch die Gegebenheiten durchkreuzt werden, woraufhin die mögliche Veränderbarkeit der Gegebenheiten zum folgerichtigen Thema wird, etc. – ein solches Leben ist absolut möglich.

Am Schluss des Zitats darf natürlich ein Seitenhieb auf das angeblich im Diesseits herrschende materialistische Denken nicht fehlen, gerade so, als ob irgendwo „irdischer Komfort im Überfluss“ für größere Bevölkerungsteile herrschen würde, und vor allem, als ob „irdischer Komfort“ der Zweck

irgendwelcher weltlicher Herrschafts- und Wirtschaftsformen wäre, die sich ja bekanntlich im Gegenteil bei der Beschränkung von „irdischem Komfort“ des Segens der religiösen Institutionen sicher sein können. (Selbst in der Krise beklagen Kirchenvertreter höchstens die „Raffgier“ von Managern oder Banken, die Bestechlichkeit von Politikern oder die zunehmend ungleiche Reichumsverteilung, aber niemals die institutionellen Ursachen, die diese Phänomene unter den herrschenden Verhältnissen unausweichlich machen.)

Doch zurück zur Argumentationslinie Ratzingers. Er erläutert uns jetzt, wie sich Glaube als Geistesinhalt vom „Machbarkeitswissen“ unterscheidet:

„Die Form, wie der Mensch mit der Wahrheit des Seins zu tun erhält, ist nicht *Wissen*, sondern *Verstehen*: Verstehen des Sinnes, dem er sich anvertraut hat. Und freilich werden wir hinzufügen müssen, dass nur im Stehen sich das Verstehen eröffnet, nicht außerhalb davon. Eines geschieht nicht ohne das andere, denn Verstehen bedeutet, den Sinn, den man als *Grund* empfangen hat, als *Sinn* zu ergreifen und zu begreifen. Ich denke, dies sei die genaue Bedeutung dessen, was wir mit Verstehen meinen: dass wir den Grund, worauf wir uns gestellt haben, als Sinn und als Wahrheit ergreifen lernen; dass wir erkennen lernen, dass der *Grund Sinn* darstellt.“ [R. 41]

Also: Man muss sich laut Ratzinger auf den Boden des Glaubens stellen. Dann versteht man ihn auch. Der Sinn stellt sich ein. Und wenn man sich nicht auf den Boden des Glaubens stellt (weil man gar nicht weiß, warum man das tun sollte, und einem auch niemand einen Grund liefert, zuallerletzt die Gläubigen)? Na, dann natürlich nicht. Der tautologische Aberwitz der theologischen Argumentationsweise wird so klar, dass man sie eigentlich nur noch paraphrasieren kann: Für den, der glaubt, macht der Glauben Sinn. Für andere „freilich“ nicht. (Genau das ist gemeint, wenn es oben im 2. Abschnitt heißt: Glauben ist der **grundlose, willentliche und willkürliche Entschluss**, von der Existenz Gottes auszugehen. Man weiß nicht, dass es Gott gibt, sondern man glaubt an ihn. Gegen jede Vernunft, Erfahrung, Wissen, Logik entscheidet man sich dazu.)

Noch ein letztes Zitat zur Erläuterung dessen, was Ratzinger für die Logik seiner eigenen Argumentation hält. In der Mitte des Buches nimmt die Dreieinigkeit Gottes breiten Raum ein. Hier heißt es zum Verhältnis von Gott Vater und Sohn:

„Versuchen wir nur ganz kurz, die Linienführung, die damit sichtbar geworden ist, in ihrer Bedeutung zu bedenken. Der Sohn ist als Sohn und insoweit er Sohn ist, ganz und gar nicht aus sich und so eben ganz eins mit dem Vater; da er nichts neben ihm ist, nichts Eigenes behauptet, das nur Er wäre, nichts nur ihm Gehörendes dem Vater entgegenstellt, keinen Vorbehaltsraum des bloß Eigenen behält, darum ist er ganz dem Vater

gleich. *Die Logik ist zwingend: Wenn* es nichts gibt, worin er bloß Er ist, keinerlei abgegrenztes Privatum, *dann* fällt er mit Jenem zusammen, ist 'eins' mit ihm. Gerade diese Totalität des Ineinander will das Wort 'Sohn' ausdrücken. 'Sohn' bedeutet für Johannes das Sein-vom-andern-her; mit diesem Wort definiert er also das Sein dieses Menschen als ein Sein vom andern her und auf die andern hin, als ein Sein, das ganz und gar nach beiden Seiten geöffnet ist, keinen Vorbehaltsraum des bloßen Ich kennt. *Wenn* so deutlich wird, dass das Sein Jesu als des Christus ein gänzlich offenes Sein ist, ein Sein 'von-her' und 'auf-zu', das nirgendwo an sich selber festhält und nirgendwo nur auf sich selber steht, *dann* ist zugleich deutlich, dass dieses Sein reine Beziehung ist (nicht Substantialität) und als reine Beziehung reine Einheit.“ [R. 144; kurs. Hvhg. H.B.]

Man beachte die Wenn-dann-Logik: **Wenn** man alle bisherigen Annahmen über das Wesen von Gott Vater akzeptiert, die aber alle letztlich auf der bloß unterstellten Existenz Gottes überhaupt fußen, **dann** muss das Wesen des Sohnes als Konsequenz irgendwelche anderen Qualitäten haben. Aber auch nur dann.

Literatur

- articulos* = www.cadaestudiante.com/articulos/hayundios.html, Stand 2010
gottesbeweis = www.kathpedia.com/index.php/Gottesbeweis, Stand: 2010
FR 2010 = Ex-Schüler im Gespräch, „Alle haben es gewusst“; *Frankfurter Rundschau*, Online-Ausgabe, 10. 03.;
<http://www.fr-online.de/missbrauch/ex-schueler-im-gespraech--alle-haben-es-gewusst-,1477336,2817484.html>
kathpedia = (www.kathpedia.com/index.php/Erscheinung)
Kirchhoff, Bodo (2010): Sprachloses Kind. Was damals im Internat wirklich geschah; *SPIEGEL* 11/2010, S. 150, 15. 03.;
<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-69518884.html>)
Ratzinger, Josef Kardinal (1968): *Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis*; München
<http://de.scribd.com/doc/53689311/Einfuehrung-in-das-Christentum-Benedikt-XVI>
(Kösel, ISBN 3-466-20455-0), wie am 30. 05. 2013 im Internet einsehbar
Schult, Christoph (2010): Entschädigung. Im Zweifel gegen die Opfer; *SPIEGEL* Nr. 10/2010, S. 81, 08. 03.; <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-69407363.html>
Wikipedia → Artikel, alle entsprechend dem Stand von 2010

Vermutungen zum Thema *Emergenz*

von Robert Zuberbühler

Zum Beispiel zur Rolle der Hebräer als Pfadsucher und Pfadfinder beim Entstehen der Eigentümer-Sozialform als einer neuen sozialen „Ganzheit“ resp. EMERGENZ – jener erstaunlichen Eigenschaft verschiedenster kollektiver Sozialformen, in sich sinnvoll zusammenzuhängen. Vielleicht erwahren sich dann weitere Vermutungen zum Entstehen, Verändern und Vergehen solcher Emergenzen.

„Ich behaupte, die verlässlichen Zusammenhänge von Ursache und Wirkung in der natürlichen Welt würden insofern etwas *über uns selbst* aussagen, als diese Verlässlichkeit *eher kollektiven Ordnungsprinzipien* geschuldet ist als Regeln im mikroskopischen Maßstab.“

Robert B. Laughlin, Physiker

Mein Vermuten ist noch fragmentarisch, *also auch eine Art von Pfadsuche*: Zuviel gehört zum ganzen Thema und die „Emergenz“ kollektiver Vorgänge ist anscheinend noch immer zu wenig erforscht. Aber diese Narrenfreiheit will ich mir gestatten: Bin 1920 geboren, bald 93 Jahre alt und habe dabei – auch mich selber überraschende! – alte, persönliche Verbindungen zum ganzen Gebiet entdeckt. Und wie es sich dabei oft zeigt: Plötzlich sieht man fast überall ähnliche.

Darum beginne ich mit eigenen, zuerst ganz indirekten Begegnungen mit den *Hebräern*: Über die *patriarchalisch-christliche Bibellehre*, mit einer frommen, lieben Mutter und der späteren Mühe mit dieser Lehre in der Realität der eigenen drängenden Pubertät. Damit bin ich nur noch halb im Heimatdorf Wald im Zürcher Oberland und 1936 sehr interessiert in der Stadt Zürich und in der Kunstgewerbeschule. Auch mitten in einem wahren Sturm von neuen Eindrücken, selber gern mitmachend, nachahmend und neuschaffend – lernend eher durch *selber Versuchen*, im klärenden Gespräch mit Fachleuten als Lehrern und den Schülern und Schülerinnen als Kollegen. *Keinerlei Einpauken* (kein Gymnasiumsstil). *Vieles selber herausfinden*, oft mühsam und doch schön. Sogar die Fehler passten dann zu uns, waren halt „typisch“ (ein kollektiver Begriff), von *Eigenwesen und Herkunft immer mitbedingt*. Wir lernten in einem Werk der Kunst, etwa einer Zeichnung, einem Bild (dann selber auch in einem Gedicht, Buch, Lied) *seine „Ganzheit“*, *diese dichte, gegenseitige Beziehung zwischen allen Teilen, auch den gegensätzlichen und*

kleinen, bewusst zu fühlen und zu sehen, selber beim Schaffen zu erspüren – das erwies sich als eigentliche neue Sichtweise. Sie wurde für mich immer mehr zum Prüfpunkt des Gelingens aller Versuche. Wir nannten damals dieses nicht recht fassbare Phänomen (*ein Miteinander von realer Welt samt ihren als zusammengehörig gefühlten Beziehungen*) **das Ganze**. Das wissenschaftliche Wort **Emergenz** für diese *kollektive Eigenschaft* lernte ich erst etwa fünfzig Jahre später kennen. Aber das zauberhaft Verknüpfte hatte ich seit Kindertagen schon in den Liedern und gereimten Sprüchen der eigenen Großmutter *gespürt und aufgenommen*.

In unser aller Leben kam ungerufen die *Weltwirtschaftskrise*; im Zürcher Oberland die der Textilindustrie. Dann um 1933 „der Hitler“ in Deutschland, und in Zürich traf ich bei Lehrern und Schülern bereits Emigranten. Wir wurden aufmerksamer, manche sogar kritisch gegenüber der Gesellschaft, der Politik und Moral. 1939/40 Krieg in der Nähe, nicht nur im fernen China. Ich musste in die Rekrutenschule und von dort sofort zum „Aktivdienst“ der Armee, konnte erst 1942 meine Grafikerlehre beenden und erlebte zwischen den Diensten die Schwierigkeiten des Erwerbslebens – meist als Zeichner für Zeitungen und Zeitschriften und für wenig Entgelt, nur selten einen größeren Auftrag ergatternd. Lebte, mit Unterstützung durch die Eltern, in Untermiete im Arbeiterquartier von Zürich – und immer im engen Kontakt mit einer kleinen Gruppe von Künstlern und Kolleginnen, Anarchisten, enttäuschten Kommunisten, jungen frechen Kerlen und alten Vielerfahrenen, speziell dem Logiker und ehemaligen Komintern-Agenten **Hans Itschner** (1882–1962). Der lehrte mich: *Unterscheiden und erinnerndes Vergleichen sind das sog. Denken*. Er fügte der klassischen Logik, als ihr nötige Ergänzung, die *Libido Sigmund Freuds* bei. Das leuchtete mir als Grafiker sofort ein. Erst zehn Jahre später lernte ich von **Luc Ciompi**, einem Professor für Psychiatrie, dass gerade diese ‘Libiden’ als *antreibende Emotionen* der Logik *die eigentliche Tat-Kraft mit allen, dann ebenso tatähnlichen Folgen* liefern. Das hatte ich schon zuvor bei *Goethe* in seinem Gedicht *Dämon* sozusagen gehört: „Nach dem Gesetz wonach du angetreten...“ Wie sich etwas zusammen findet!

Itschner kritisierte auch *Karl Marx*: „Der wollte nur revolutionieren, aber wusste nicht, *wie* das Neue funktionieren solle.“ Er verspottete die klassischen Tauschtheorien und lobte einen gewissen *Keynes*. Das interessierte mich sehr, besonders als anscheinend beide an das mir vertraute *Ganze* anknüpften und *Itschner* behauptete, die Schulden eines Staates seien keine wirklichen Schulden, weil die Wirtschaft des ganzen Landes dafür hafte – der Staat könne und solle nach Bedarf Geld ausgeben und so die Wirtschaft ankurbeln. Das vertrat ich auch in einem Zeitungsartikel – erst später klärten mich ein Vizedirektor der *Swissair* und noch später Prof. **Gunnar Heinsohn** auf, dass *nur als Haftung deponiertes, handelbares Eigentum für Schulden*

haften könne **resp. müsse**. Das war (hier) die gesetzliche Steuerpflicht der Einkommen und Vermögen der Schweizer. Itschner und ich waren leider auf einer falschen Fährte. *Keynes* verschwand deshalb für mich (aber doch nicht für Andere).

Intensiv liebte ich neben Malerei und Plastik auch Musik, Literatur und Gedichte. Eines von *Hugo von Hofmannsthal* mit dem Titel *Inschrift* traf mich wachmachend wie kaltes Wasser:

„Entzieh’ dich nicht dem einzigen Geschäfte!
Vor dem dich schaudert, dieses ist das Deine:
Nicht anders sagt das Leben was es meine
Und schnell verwirft das Chaos Deine Kräfte.“

Bei den Gedichten gab es die sehr anziehenden Galgenlieder von *Christian Morgenstern* und kurze witzige von *Ringelnatz*, Sprüche von *Klabund* über Brake, einen brandenburgischen Eulenspiegel: „Er sagte die Wahrheit, indem er log, aber niemand glaubte sie ihm.“

Und traf in diesem linken Milieu lebende Abkömmlinge von Hebräern, **Juden**. Auffallend und sehr erfrischend war ihre *Selbstironie*: Dieser kritische Abstand auch zu sich selber! Sie lachten über jüdische Anpassungsversuche ans Schweizerische: „Hoch die Arme, hoch das Bein! Wir sind der jüdische Turnverein!“ Sie, wie wir, träumten und redeten von der Freien Liebe, hatten dieselben Befürchtungen von noch ungewollten Folgen, aber sie prägten daraus einen eigenen Spruch: „Die beste Prophylaxis ist die Theorie anstatt der Praxis“. Man sprach darum mit ihnen offener über eigene Schwierigkeiten.

Einer verwies mich auf einen alten jüdisch-russischen Emigranten und Psychologen, **Leo Kaplan** (1876–1956), der mir vielleicht raten könnte, auch wenn ich fast kein Geld habe. Das war ein Glücks-Zufall, offenbar steuerte mich ein Gefühl für das mir Fehlende und Nötige. So kam meine Verfassung etwas ins eigene Lot, und mit Kaplan kamen freundliche Gespräche in Gang, das war seine Form von Therapie. Ich wurde mit den osteuropäisch-jüdischen **Chassidim** bekannt, diesen Gemeinden armer Juden in andersartiger, halbfeudaler polnisch-russischer Umwelt, mit ihren Rabbis, Lebensweisen und Glaubenslehren (siehe z.B. *Martin Buber: Die Erzählungen der Chassidim*) – und so, mit neuer Nähe und doch mit Abstand, konnte ich mich auch mit der christlichen Glaubenswelt meiner Mutter etwas versöhnen. Kaplan seinerseits (er spielte Klavier und hatte Beziehungen zu ‘modernen’ Musikern) drängte mir keine psychoanalytischen Deutungen meiner jetzt entstehenden phantastischen Zeichnungen auf – und ich baute selber Brücken von **Carl Spitteler** zu **Carl Gustav Jung** und ‘seinen’ antiken Alchemisten, den **Kabiren** („Klein an Gestalt – groß an Gewalt“) – und bemerkte erst letztthin deren direkte Verbindung zu den *Khabiru* und so zu den Hebräern!

In diesem sozusagen elektrisch geladenen Umfeld wurde ich durch den Maler-Freund Walter Hess mit dem Emigrant aus Königsberg und Bildhauer **Hans Josepsohn** bekannt. Er erzählte mir offen, wie er die Nazis beneidet hatte um ihre gemeinsamen Fackelzüge, weil er mit seiner Kunst *sehr isoliert* war. Da fragte ich mich erstmals: „Und wie verbunden sind *unsere* Kunstwerke und Künstler mit *unseren* Schweizern?“

Dann lernte ich den Zahnarzt **Detmar Haymann** samt seiner **Gattin**, einer ehemaligen Sängerin und ihrem **Sohn Walter**, dem Maler, kennen. Erlebte ihre Gastfreundschaft und hörte von andern Leuten von ihren Hilfeleistungen für Flüchtlinge. Jene erzählten mir von Einreiseverweigerung durch einen sturen Zürcher Beamten – ein Kind aus Singen/ D betreffend, das dann halt doch deportiert wurde. Davon kam nichts in die Zeitungen, die Selbstzensur war so strikt wie die offizielle aus unsrer realen Furcht: Jetzt rings ums Land diese Nazis mit ihrem Spruch von „der Schweiz, dem kleinen Stachelschwein, das nehmen wir auf dem Rückweg ein“. Kritik äußerte sich anders. Der Unternehmer und Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler spottete, er sei kein Antisemit, er fühle sich den Juden durchaus geschäftlich gewachsen.

Nach Kriegsende und nun offenen Grenzen traf ich unter den vielseitig Interessierten, die sich „irgendwie“ (!) in unserem Kreis zusammenfanden, eine Germanistik-Studentin, **Beryl Honor Rees aus Cardiff/ GB**; nach einiger Bekanntschaft als ersehnte Freundin („Beryll“ heißt auch ein Edelstein) und 1952 Gattin und dann Mutter unserer Kinder. Vieles änderte sich rapid: Ich wechselte vom fast brotlosen ‘freien’ Illustrator, notwendig und notwendigend, zum ‘Festangestellten’ bei der Swissair (wurde auch merkbar dicker). Ein neuer Lebensabschnitt! Ein neues „Ganzes“ begann innerhalb des eigenen Lebensganzen. Dies mag auch als persönlicher Einstieg gelten.

Doch woher kommen die Vorfahren der Chassidim, die Hebräer?

Wir kennen *Hebräer* aus der Bibel, als bereits verändertes Wort samt sehr zurechtgebogener Erzählung. In bronzezeitlich-nahöstlich entstandenen Keilschrifttafeln der damaligen feudalen Menschenverwaltung wurden sie *ibri*, *apiru*, *habiru* genannt. Genaueres erfahren wir (u. a.) von **Günter Lüling** [2000]: *Das Problem Hebräer, als Einleitung zu einem seither entstehenden Werk*, uns vermittelt durch *Zainab A. Müller*. Details der wissenschaftlichen Suche lieferte schon früher **Karl Günther** [1990]: *Abraham der Hebräer – ein Habiru der Amarnazeit*; man war unsicher, ob die ägyptischen Meldungen soziale oder ethnische Gruppen beschrieben.

Dazu einige Bemerkungen: Ich vermute betreffs der *ibri*, *habiru* etc., dass sie, wie Lüling berichtet, aus bereits dual formierten *neolithischen* Stämmen kamen; d.h., dass sie aus ihrer früheren Wander-Vorzeit der Sippen und der

neuen Sesshaftigkeit ein praktisches Zusammenleben von sesshaften Bauern und beweglichen Beisassen gefunden haben, so die Vorteile beider Lebensweisen verbindend (jener Übergang führte allgemein ins Rationalere). *Aber* weil es vorher keinerlei herrschaftliche Verwaltung mit **Schriftzeugnissen** gab, ist es für uns unsicher, ob diese ibri, apiru bereits so genannt wurden oder erst nach der epochentrennenden **Sintflut-Katastrophe** (biblisch „Als man Altäre baute“ = *als die Menschheit erstmals gewaltige Götter phantasierte*), also in den vielen Wirren und Katastrophen der nachfolgenden feudalen Kriege der sog. Bronzezeit. Wobei viele Stämme teilweise oder ganz untergingen oder total unter Königsherrschaft gerieten, dabei *registriert und nutzbar gemacht wurden* als männliche Kriegerverbände und gewaltsam unterworfenen Bauernfamilien.

In diesen Keilschrift-Texten sind neben identifizierbaren Völkern auch *ibri, apiru, chabiru* unbekannter Herkunft notiert, eingesetzt für *diverse* Aufgaben. Sie konnten von den Archäologen weder nach Herkunft noch Beruf klassifiziert werden. Vermutlich waren es **Stammes-Reste**, die sich *als versprengte Einzelne, Familien und ganze Sippen durchschlugen*, wobei die Frauen und Kinder von den Männern notdürftig beschützt und geleitet wurden. Aber weil sie ohne Land und agrarische Lebensbasis waren, *mussten sie* fortan als **Fremdlinge** für übermächtige Herrschaften arbeiten und gehorchen und waren *von diesen gänzlich abhängig*. Woher ihre Bezeichnungen kamen, ist für uns ungewiss; vielleicht waren es nur *irgendwie passend* angehängte. *Das reale Ergebnis war eine Vermischung verschiedener Völkerreste, Herkünfte, Sprachen, Kenntnisse und Handwerke, mit gemeinsamen Problemen und ihrer erzwungenen 'Lösung'*. Zwar erinnerte man sich noch an die Lebensart der Stämme, *aber* musste sich ständig auf andere Verhaltensformen einstellen. Vielleicht waren restliche *Beisassen* am besten an die neue Lage angepasst und leiteten die Verunsicherten?

Damals wurde (erstmal!) ganzen *Völkern* von selbsternannten „Königen“ das *erzwungene Tun* befohlen (*germ. arobot/ arebeit*). **Eine völlig neue menschliche Lebensweise** (bei Hirtenstämmen *bereits tierische*) samt neuem Wort und knapper Macher- und Befehls-Sprache, rangmäßig gestuft von zuoberst bis ganz unten. Mit absoluten Herrschern und hoherpriesterlicher Beglaubigung. *Teilweise noch heute gut spürbare Emergenz*: „**Ab Bronzezeit**“ *müssen wir das organisierte und befohlene Arbeiten mitdenken, mit allen neuen davon abgeleiteten, bereits quasi mechanisch-kollektiven Produktionsformen*. Seitdem galt, statt dem lässig-lockeren Sammeln der Sippen und dem selber gewollten Pflanzen der Stämme: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Mit dem Schrecken der Himmelskatastrophen entstand notwendig eine erste *Astronomie, resp. eher Astrologie*. Wie dann auch gleichzeitig unsere **Religionen und Götter** entstanden sind,

beschreibt uns **Gunnar Heinsohn** [1997]: *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion.*

Damals entstand schubweise *Vieles unserer heutigen Welt.* Auch von selbst, „wie es sich so fügt“, das absolut *Neue* einer **Symbiose von Erpressen mit ihren Herren:** Zuerst einseitig aus ultimativen herrschaftlichen Bedürfnissen, Wünschen und Befehlen, *mit Kriegsdienst, Errichtung von Großbauten und Produktion von Nahrung, jetzt mit Pflügen und kastrierten Büffeln auf großen Ackerfeldern* (statt der gemeinsamen Gärten der Frauen und Kinder).

Dann speziell im *direkten Kontakt* mit den Herrschaften und deren Bedienung durch die **ibri, habiru etc.**, der jetzt vorhandenen wehrlosen *Schicht* passend gemischter, mehrsprachiger Handwerker und Kenner fremder Techniken, Materialien, Sitten und Länder. *Nun mit Zwang eingesetzt als Fachleute und Wert-Beurteiler beim diplomatischen „Geschenk-Verkehr“* (weder „Tausch“ noch „Handel“ – bitte endlich zu beachten) zwischen hochempfindlichen stolzen Herrschaften; da ging es um *fremde* Kostbarkeiten, die man aktuell leider nicht einfach gewaltsam mitnehmen konnte. *Diese neue unbewaffnete Vermittlerschicht* (keine „Beisassen“!) lernte hier, immer unter existentiellem Druck, manches zu nutzen, was erst viel später, unter Eigentümern, *Fernhandel* und *Vertrag* wird oder noch viel später *Psychologie*. So entstanden geistig bewegliche Spezialisten, von den Herren schrift- und zahlenkundig gemacht, dadurch noch vielfältiger, etwa als Begutachter, Verwalter oder Sprecher verwendbar, mit geschärftem Sinn sowohl für das je Einzelne wie das komplex Zusammengehörende. Die Mächtigen befahlen und organisierten im eigenen Interesse geschützte Transportwege mit Rastplätzen und Verpflegung. Es sah fast aus – aber eben nur fast – wie altes freundschaftlich-gegenseitiges Brauchtum der Stämme. *Solch einzelnes Umgruppieren ist gegenseitiges Verfestigen und schnelles Emergentwerden.*

Die ibri, habiru etc. wurden deshalb bald als spezielle *Fremdlinge* wahrgenommen, verachtet, beneidet oder gehasst. Sie waren aber nicht wie ein ursprünglicher Stamm, ersichtlich gegründet aus dem Schoß von unter sich verwandten Frauen (diese waren *jetzt* auffallend oft ‘fremde’), sie hatten wohl *keine gemeinsame*, sie kennzeichnende Stammestracht wie noch immer die Kriegerverbände und Feldarbeiter. Jetzt erst *entstand* innerhalb der *sog. Semiten ein Volk der „Juden“* (wahrscheinlich auch der „Araber“ und späteren Moslems) als andersartiger, *notwendig bereits patriarchalisch geführter Quasi-„Stamm“*. Dazu erfahren wir aus ihren gemeinsamen Mythen, d.h. auch aus der Bibel [1.Buch Mose, 17] eine zwar offensichtlich erfundene und trotzdem wesentlich-wahre Nachricht:

„Als Abraham neunundneunzig Jahre alt war, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: Ich bin Gott der Allmächtige. Geh deinen Weg vor mir,

und sei rechtschaffen! Ich will einen Bund stiften zwischen mir und dir und dich sehr zahlreich machen. Abram fiel auf sein Gesicht nieder; Gott redete mit ihm und sprach: Das ist mein Bund mit dir: Du wirst Stammvater einer Menge von Völkern. [...] Dir und deinen Nachkommen gebe ich ganz Kanaan, das Land, in dem du als Fremdling weilst, für immer zu eigen und ich will ihnen Gott sein. [...] Du aber halte meinen Bund, du und deine Nachkommen, Generation um Generation. Das ist mein Bund zwischen mir und euch samt deinen Nachkommen, den ihr halten sollt: Alles, was männlich ist unter euch, muss beschnitten werden. Am Fleisch eurer Vorhaut müsst ihr euch beschneiden lassen. Das soll geschehen zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch.“

Das war nun ein **unlösbares Kennzeichen**, wie es nur absolute Herrscher durchsetzen konnten (noch brutaler eingreifend damals üblich bei „Kastraten“ und „Eunuchen“). Man kann den Bibeltext nahezu wörtlich nehmen, nur statt Gott dem Allmächtigen (und in dieser wohl sehr späten Fassung ohne die Aschera/ Venus), die damals allmächtigen Herren und Herrinnen setzen.

Diese schafften es somit, dass die noch buntscheckige Herde nun *klar kennlich war und blieb*. Ihr Gestaltwerden ging von selbst weiter, sie entwickelte aus ihren speziellen Funktionen bald ein stolzes *Eigenbewusstsein*, fast ähnlich dem ihrer Herrschaften, aber anders begründet: Man ‘sah’ nun die **Männer als ihre verantwortlichen Repräsentanten**, den brutalen Eingriff als *eigenes Einverständnis und eigenen Stammesbrauch*, sogar als Auszeichnung vor allen Völkern, und vom Herrgott angeboten, nicht bloß geboten. Doch es ist und bleibt ein künstliches Merkmal: *Wirklich geprägt* wurden sie durch ihre Erfahrungen und die noch folgenden, sehr gefördert gerade durch ihre vielfältige Zusammensetzung und derart intensiv, **dass wir sogar ein charakteristisches Volk sehen!** Erst nachher entstanden das Hut-Tragen als Schutz vor Jahwes Zorn und viele andere „jüdische“ Kennzeichen; aber auch die diversen Mythen, welche heute von ihren eigenen Archäologen als fiktiv erkannt werden [s. Illig 2010]. Aber auch was *ich* hier vorbringe, sind bloß **Vermutungen** – statt eindrücklicher *Mythen*.

Zu erwähnen ist, dass zur anderswo praktizierten *Beschneidung der Mädchen* ganz andere Gründe als bei den Knaben vorliegen: *kombiniert patriarchalische mit gezielt sadistischen*. Darüber hinaus wird oft das sog. *Mutterrecht patriarchalisch missverstanden*, schon bei seinem ‘Entdecker’ *J.J. Bachofen* – einem Juristen –, und mit dem Begriff *Recht* ungewollt *entscheidend verfälscht*. Er, wie auch *Darwin* und viele Nachfolger sahen nicht, dass die Mädchen und Frauen bei den ‘Naturvölkern’ offensichtlich (!) als *die eigentliche Quelle aller Nachkommen* galten. Weshalb sie ihre Gatten auch selber wählten, zuließen oder auch mal wechselten – Gewalt und Prügel gegen Frauen und Kinder waren erst seit dem Terror der Bronzezeit denkbar

und dann üblich. Die oben Genannten bezeichneten die ursprüngliche weibliche Selbständigkeit als *Hetärismus* und *wilde Ehen*, wo doch Liebes-Kauf und Ehe in unserem Sinn noch ganz unbekannt waren. Denn auch bei der „Versöhnung“ eines Totschlägers, durch seine Aufnahme in den Stamm (wie es uns einmal *Günter Lüling* berichtet hat), brauchte es früher unbedingt die Zustimmung der Frauen (und dann auch der Männer) und das Umlegen eines Mantels der Stammestracht als symbolische *Geburtshaut*. Sogar noch mitten in den Kriegen der Bronzezeit *musste* ein Königssohn eine königliche *Prinzessin* finden (oder rauben wie Helena), um ein eigenes Königreich *zu gründen*. Feudale *Herrschaft* vertrug sich bis in die Neuzeit mit machtvollen Königinnen und selbstverständlich mit Frauen-Ratschlag.

Wie lange dauerte jener brutale Terror *Bronzezeit*? 1988 publizierte *Gunnar Heinsohn* *Die Sumerer gab es nicht* (sie sind die „unauffindbaren“, von den Griechen etc. präzis bezeugten *Chaldäer des ersten vorchristlichen Jahrtausends*). Und er schrieb zusammen mit *Heribert Illig* 1990 *Wann lebten die Pharaonen?* und *Illig* hatte 1988 *Die veraltete Vorzeit* publiziert. So wurden noch viele Untersuchungen gemacht und publiziert, die erweisen, dass jene Periode *sehr viel kürzer war* (kein drittes und zweites Jahrtausend „Hochkultur“), und in Griechenland etwa zweieinhalb Jahrhunderte dauerte; wie *Specht Heidrich* [2004] in *Mykenische Geschichten* in einem Lebenswerk von Vergleichen durch Verbinden der griechischen Sagengestalten, fast ungewollt, herausfand. Zwar überstanden Könige diese Periode, aber nur mit Hilfe der jetzt neuen, zwangsläufig viel produktiveren ‘Eigentums’-Unterfütterung, was vielen Historikern das chrono- und soziologische Einordnen sichtlich erschwert hat.

Neuer Umbruch

Wir sind in diesem Text zeitlich ca. 600 Jahre *vor* Julius Cäsars Kalenderkorrektur (erst nachher offiziell „vor Chr.“). Sind wieder bei *plötzlichen Zusammenbrüchen*, aber nun vieler *Feudalherrschaften und restlicher Stämme*, mitten in einer weiteren *großen Naturkatastrophe*. Sind im *Eisernen Zeitalter* angekommen und damit auf historisch schon besser erforschtem Boden, d.h. mit mehr gesicherten Fakten und mit Faktoren, die z.T. massiv bis in den heutigen Alltag hineinwirken.

Die Schmerzen und Neuorientierungen in allen neuen Situationen bewirken *intensiveres Nachdenken*, machen eigenes *neues Verhalten bewusster*; was damals auch einen *neuen Typus hervorbrachte*: Weil es sehr viele erfasste, entstand ein *neuer*, sogar weit übergreifender *Menschentyp*: *Der seiner selbst bewusste Macher bei Herren und dann Knechten (und sogar Göttern!)*, *samt neuen spezifischen Sprachformen*. Er stammt aus jener Um-

bruchszeit, aber erst in unserer Gegenwart wurde er ganz dominant – und ist uns jetzt, vielleicht gerade deswegen, auch befragungswürdiger geworden.

Katastrophen räumen Vieles ab und schaffen Platz für Neues. In unserem Beispiel wurde wieder vom Eingreifen der Götter berichtet: Als die übermütigen Atriden dem Zeus ein Opfermahl aus dem Fleisch ihrer Kinder vorsetzten, stieß Zeus im Zorn den Tisch um (wurde den Erzählern das Kinderopfer bereits zweifelhaft?). ‘Etwas’ gab der Erdrotation eine zeitweise Beschleunigung wie durch ein Stoßen oder Ziehen. Stärkste Burgmauern barsten, Paläste und Vorrathshäuser verbrannten und wurden nie wieder aufgebaut. *Die Herrschaften waren teilweise plötzlich tot und die Unterworfenen ganz frei.* Das damals aktuelle Sternbild als gewohnter Merkpunkt für den regelmäßigen Beginn einer Jahreszeit, Taurus/ Stier, wurde *übersprungen*, „durch Mithras geopfert“, wie man erst später ‘erkannte’.

„**WIR SIND FREI!**“ *schrieten damals fast alle.* Aber sogleich zeigte sich die dazugehörige Kehrseite: *Alle* mussten sich jetzt **selber** irgendwie *antreiben und ernähren*, nebst den Herren auch die ibri, apiru, khabiru. Mussten miteinander mitten im Zusammenbruch Land besetzen, Geräte, Saatgut, Vieh rauben (auch Frauen). *Alles nun sicher und dauerhaft persönlich zu besitzen war dringendst nötig: Als dann alle Männer es als ‘eigen’ sich sofort gegenseitig garantierten, entstand neu das Eigentum als einzige Sicherheit* (statt wie vorher bloßes Besetzen, eventuell Rauben und „Besitz“). *Und auch sofort die tödlich scharf durchgesetzte patriarchalische Ehe zur Sicherung des männlichen Erbes und kostbaren Eigentums: Keine Seitensprünge der Frauen!* Wenn sie sich nicht fügten oder sich sogar bewaffnet wehrten, kämpften sie erfolglos als „Amazonen“: **Das Ende ihrer Selbstbestimmung, für eine sehr lange Zeit – bis in unsere Gegenwart hinein.**

Das Entstehen der neuen Emergenz

Eigentum wäre eine wesentlichere Kennzeichnung für das **entscheidend Neue** im damals entstehenden Zeitalter, statt *Eisen* (nach den *steinzeitlichen* Bodenfunden und der *Bronze*). Das wird erst heute ganz klar. Es ist seltsam, dass wir diese unsere *Wirtschaft so schlecht kennen und so wenig verstehen*, wie mir schon 1942 der ehemalige Marxist *Hans Itschner* gesagt hatte. Doch zum Glück gibt es immer wieder Wundernasen, die sich selber solche Fragen stellen – und uns Antworten liefern. Auf sie können wir uns stützen: 1984 publizierte **Gunnar Heinsohn** seine *Rekonstruktion Privateigentum Patriarchat Geldwirtschaft* (dann 1996, zusammen mit **Otto Steiger** *Eigentum, Zins und Geld*). Die Autoren wiederholten absichtlich bereits im Titel *die historische Reihenfolge des Entstehens*. Denn es geht, wie sie schrieben, um unge löste Rätsel der *Wirtschafts-Wissenschaft*. Welche sich ja erst im 17. Jh. ent-

wickelte, wie der Historiker *Finley* mit Erstaunen merkte (was normal geworden ist, ist banal unauffällig).

Das Neue entstand aus Rat suchen und finden, bei Klügeren, Erfahrenen, wie den früheren *habiru* und Herren (der alte Theseus wird namentlich erwähnt): Leute mit Weltkenntnis und Eigenbewusstsein.

Wo man gerade ist, schließt man sich örtlich zusammen und teilt nun das fruchtbare Ackerland durch (göttliches) Los-Ziehen „**gerecht in gleiche Teile**“, auch das Bauland. Der Rest ist gemeinsam Weide, Wald und Wildnis (später germ. Allmend). *Polis* heißt in Attika die neue „Gemeinschaft der Gleichen und Freien“. Für die *ibri* etc. die lang ersehnte Wunscherfüllung. Damit erklärt sich auch das ‘rätselhafte Verschwinden’ der *ibri* und *habiru*. *Sie waren aktive Mitgründer der brandneuen Vaterländer. Sie waren jetzt drin!* Und die vorherigen Allmächtigen hatten ihnen nichts mehr zu bieten. Das auffallend *abstrakt Gleichgroße* des doch *unterschiedlich nutzbaren* Bodens hatte *Z. A. Müller* irritiert; sie schrieb mir: „Die müssen bekloppt gewesen sein, das waren *keine wirklichen Bauern* – dieser Rat kam von den Hebräern“. Bekloppt waren unter den katastrophischen Umständen wohl alle, aber man fürchtete sicher neuen, bösen und *endlosen Nachbar-Streit*. Man hat damals offensichtlich gerade diesen „gesetzlichen und gleichen“ Rat angenommen, wie nachher auch im republikanischen Rom: ROMA QUADRATA (Damit gab mir *Zainab* den Anstoß zu diesem ganzen Text!)

Wir sind frei – aber nur dank strikten, *jetzt gegenseitigen Sicherungen*, wie sich rasch zeigte. Also erneut Bindungen wie schon bei den Herren. Notgedrungen, nicht freiwillig. Das wurde mit dem *separierten Eigentum* und allen seinen Folgeformen schnell klar. *Weil jetzt alle gezwungen waren, zuerst für sich selber zu sorgen – aber dies auch den Anderen zu garantieren*. Zwangsweise folgerichtig, auch ohne Herren: *logisch*. Samt diesem neuen Wort. Solch *sachliches* Denken hat sicher große Meriten und ist ebenso sicher doch einseitig. Nicht ganz friedlich und schon gar nicht freundschaftlich wie vorher bei den Stämmen, wo das vertraute Verwandtsein und der männliche Ehrgeiz geboten hatten, eher etwas mehr zu geben als man bekam. Diese *Gleichen* waren *deshalb* bald nicht so gleich, bloß *vor dem Gesetz*, also ziemlich *abstrakt*. Auch ein neues Wort, dazugehörig. Jetzt verlangte man für eine Gabe eine gleichwertige Gegengabe als **Bezahlung** oder als **Zins** für etwas zeitweise Geliehenes. Als dann einzelne Eigentümer größere Mengen von (verderblichen) Naturalien hatten, gaben sie geschriebene *Wechsel* für Scheffel von Gerste (= immer klar messbar) heraus, die dann auch anderswo als Bezahlung dienen konnten. Tempelverwalter ahmten es nach und erfanden gestanzte Metallscheiben mit dem geprägten Symbol ihres Gottes: die *Münze*. Sie *galt nun für das* im Tempel **Hinterlegte**. (Im *Geld* hört

man noch das *gilt*). Da hilft bloßer Brauch nicht, da braucht es **zwingend schützendes Gesetz**.

Denn unter gleichartig zusammenlebenden **Männern** entsteht irgendwie *Geregeltes instinktiv fast sofort* (lange vorher schon bei den männlichen Säugtieren). Also auch etwas ähnliches wie *natürliche Vertragsformen als Dämpfung der sprengenden Konkurrenz. Wie schon wirksam bei den Kampftruppen*. Und am Ursprung aller Erfahrungen stehen immer **antreibende Emotionen**. Und die *Männer* bestimmten es nun aktuell **allein**. Auch damit hatten diese ibri, apiru etc. ihre schon unter sich erprobten Erfahrungen samt jenen zwischen den diversen Herren, immer kombiniert mit dem uralten instinktiven männlichen Brunst-Konkurrenz-Formen des Vermeidens schwerer Verletzungen mit Zähnen, Klauen und Geweihen, und stattdessen Ausweichen oder Verlassen des Kampfplatzes – also stummen und doch sehr sicheren unbewussten und automatischen *Regeln*.

Das gehört jetzt durchgehend zusammen mit dem simplen, ur-uralten entweder *Passen oder Nichtpassen*, samt seiner möglichen *Ergebnisse*, dem erstaunlichen **Zusammenhalten, Verfestigen, der Emergenz**, wie die Physiker heute dieses rätselhafte *universelle* Phänomen benennen. Es ist auffallend noch zu wenig erforscht, sagt der Nobelpreisträger *Robert Betts Laughlin*. Die Gelehrten zielen vorwiegend auf das *je Einzelne* und suchen mit gigantischem Aufwand das Aller kleinste, *statt das komplex vielschichtig Zusammenhängende, Emergente*. Einzelne separate Atome zeigen, wie wenn sie unsere Wissenschaftler verspotten wollten, *keinerlei Eigenschaften* (es braucht *viele* Eisenatome, damit sie *leiten*). Mich wundert dieser Spott nicht, ich vermute, das heute vorwiegende Denken sei eben selber emergent (!) und habe direkt mit der *heute allgemein nötigen Konzentration auf das jeweils Eigene, das Eigentum* zu tun. Dieses An-sich-selber-denken-Müssen steckt längst so **vital** in uns, dass wir ganz auffallend alles *vereinzelnd* und dann seinen eigentlichen Nährgrund, das Biotop noch *separat dazu beifügen müssen*. Sogar das Selbstverständlichste: dass wir ohne Umgebung weder entstehen noch philosophieren könnten, müssen wir uns hie und da selber ausdrücklich sagen. Es ist vermutlich unsere *eigentümliche* Blindheit. Das Gefühl fürs Gemeinsame, einst mächtig nachwirkend weit über die Stammeszeit hinaus, braucht seither einen *Fremden* und oft sogar Gegner – wie man es bei jedem Fußballspiel miterleben kann.

Speziell sind *unserer* Wissenschaft die **Gefühle und Empfindungen**, wie auch **Ganzheit**, nicht recht fassbar. Immerhin redet man jetzt darüber (und merkt, dass auch die teilweise physische Nichtfassbarkeit eine notwendig dazugehörige Eigenschaft von Emergenz ist). **Ohne antreibende Emotionen geht eben in der Welt des Lebenden nichts. Capito?**

Anstöße und Folgerungen

Die Not der verbrannten Vorräte, zerstörten Hütten und Paläste *war für Alle gleich*, wie nach jeder großen Naturkatastrophe. Der Neuanfang sehr schwierig, *aber folgerichtig*. Heinsohns *Rekonstruktion* liest sich deshalb auch wie ein Lehrstück vom **Werden einer neuen Emergenz aus einer früheren, als Mitnahme einiger alter Teile samt Um- und Neubildungen in neuen Zusammenhängen, d.h. also auch als eine Metamorphose.**

Hier könnte sich vielleicht auch eine *Erweiterung* unserer Kenntnisse von **Neubildungen** entwickeln, am Beispielen von *selbsterlebbaren*, menschlichen, sozialen (kollektiven) Umformierungen, die wir bei Pflanzen und Tieren bestenfalls nur von außen beobachten und beschreiben können.

Selbst solche *Gedanken* brauchen *ein Biotop*. Das ist kein Wunder, ich stolpere ja laufend über mich selber: Hatte ich doch in einem Gratulationsbrief anlässlich Heinsohns Emeritierung [2008, 662] ihm einen Vorschlag gemacht, was alles „wir“ noch angehen sollten! Nachträglich denke ich, ich hätte ebenso gut sagen können „Hannemann, geh *Du* voran“, oder noch richtiger, es als auch eigene Aufgabe erkennen. Es ist dann wie beim *Bildermalen*: Man ist selber auch ein Teil des Ackerfelds und Biotops. In jenem Text zitierte ich *Gregory Bateson*, der gesagt hatte, auch Werke der *Kunst*, sogar *Theorien* könnten uns Beispiele für Neubildungen sein: Ich denke an ihr selbsterlebtes Entstehen, wie sie ein Ganzes werden – *werden wollten!* Ja, so ist es: ‘Es’ drängt selber, man ist gewählt, von der Gelegenheit wie von einem Anruf. Der Ruf ist stets deutlich „*Jetzt oder nie!*“

Und so war es auch bei allen großen sozialen Umbrüchen, mit dem Zusammenbrechen der bisherigen Sicherungen *von Außen her*. Das muss hier nicht wiederholt werden, und ich brauche auch kein Miniatur-Beispiel aus der eigenen Kunstpraxis vorzulegen. Aber es gibt noch Vieles zu erforschen. Glücklicherweise!

*Vater, dir drohet nichts,
Siehe, es schwindet schon
Mutter, das Ängstliche,
Das dich beirrte!*

*Wäre denn je ein Fest,
Wären nicht insgeheim
Wir die Geladenen,
Wir auch die Wirte?*

Hugo von Hofmannsthal, Schlussverse von *Die Frau ohne Schatten*.

Literatur

- Ciampi, Luc (1997): *Die emotionalen Grundlagen des Denkens*, Göttingen
- Günther, Karl (1990): Abraham der Hebräer – ein habiru der Amarnazeit. Eine Bestandsaufnahme der habiru-Forschung in der Ägyptologie, *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (2-3) 41-52
- Heidrich, Specht (2004): *Mykenische Geschichten*, Gräfelting
- Heinsohn, Gunnar (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft*, Frankfurt/M.
- (1997): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*, Reinbek
- Heinsohn, Gunnar / Illig Heribert (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting
- Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1996): *Eigentum, Zins und Geld*, Reinbek
- Illig, Heribert (?2005): *Die veraltete Vorzeit*, Gräfelting
- (2010): *Die Erfindung des jüdischen Volkes*. Eine Rezension, *Zeitensprünge* 22 (2) 303-309
- Lüling, Günter (2000): Das Problem Hebräer, *Zeitensprünge* 22 (2) 180-193
- Laughlin, Robert B. (2007): *Abschied von der Weltformel*, München
- Zuberbühler, Robert (2008): Lieber Gunnar, wer uns schon so viel gab wie Du, der wird auch beschenkt..., *Zeitensprünge* 29 (3) 662-665
- (2010): Vorschlag für ein erweitertes Konzept, *Zeitensprünge* 22 (2) 321-338
- Robert Zuberbühler, CH-8185 Winkel, Huserstr. 1

Kleinfunde, Randbefunde

Wie zackig darf ein Stern sein? Das Wappen von *Papst Johannes Paul I.* (1978) machte ab seiner Ernennung zum Bischof zwei Wandlungen durch.

„Zeigte das Bischofswappen noch drei achtzackige Sterne, das Patriarchen- und Kardinalswappen drei sechszackige, wies das Papstwappen plötzlich drei fünfzackige Sterne auf. Wie dieser Wandel zu einer so ungewöhnlichen Symbolik geschehen konnte, ist nicht ganz klar“ [wappen]. Der fünfzackige Stern, der Drudenfuß ist der Venus vorbehalten und wird von Freimauren, Kommunisten, der US-Armee oder dem NSA geschätzt. Warum ihn Johannes Paul I. kurz vor seinem jähen Ende präferiert hat, ist unbekannt.

Beim neuen *Papst Franziskus* lief es gewissermaßen umgekehrt. Sein Bischofs- wie sein Kardinalswappen trug einen silbernen Drudenfuß, der in goldener Fassung auch in sein Papstwappen rückte. Erst durch eine schnelle Korrektur wurde er zum offiziellen achtzackigen Marienstern. Er hat als erster Papst seinen Wappenspruch beibehalten. Das „Miserando atque eligendo“ (Aus Erbarmen erwählt) entstammt einer Predigt des von uns immer wieder aufmerksam betrachteten Beda Venerabilis.

wappen = <http://www.katholisches.info/2013/03/27/wappen-von-papst-franziskus-korrigiert-kein-funfzackiger-stern-mehr-im-papstwappen/>

*

Einer ging verschütt: Das letzte *Zeitensprünge*-Heft mit einem langen Artikel über die Archäologische Zone und Zweifeln an ihrem Grabungsleiter Sven Schütte war noch nicht ausgeliefert, als die Stadt Köln mitteilte:

„Oberbürgermeister Jürgen Roters hat am heutigen Mittwoch, 10. April 2013, entschieden, Herrn Dr. Schütte die Projektleitung für die Archäologische Zone/Jüdisches Museum mit sofortiger Wirkung zu entziehen. Ihm wird ab dem 11. April 2013 ein anderes amtsangemessenes Aufgabengebiet übertragen, er soll befristet die wissenschaftliche Auswertung der Grabungsbefunde im Bereich der U-Bahnbaustelle Pipinstraße (künftige Haltestelle Heumarkt) übernehmen.

Weiter hat die Stadt Köln gegen den bisherigen Projektleiter der Archäologischen Zone/Jüdisches Museum, Herrn Dr. Sven Schütte, ein Disziplinarverfahren eingeleitet.“ [stadt köln]

So endete zunächst für den im 60. Lebensjahr stehenden Schütte die Grabungstätigkeit im Schatten des Rathauses, die ihm im November 2006 übertragen worden war. Seit damals gab es Querelen zuhauf [vgl. Illig 2013]. Aktueller Auslöser für die Versetzung war sein Interview in der israelischen Tages-

zeitung *Haaretz*, in dem er den Gegnern des von ihm projektierten Jüdischen Museums „latenten Antisemitismus“ vorwarf [Baumanns]. Nun geht es – wie schon einmal [vgl. Illig, 100] – vor Gericht weiter:

„Die Stadt Köln verlangt 18.000 Euro Schadenersatz vom abberufenen Projektleiter der Archäologischen Zone, Sven Schütte. Dieser wehrt sich gegen die Geldforderung und klagt nicht nur gegen den Zahlungsbescheid, sondern auch gegen seine Versetzung“ [Damm].

2012 wurde als neuer Leiter des Römisch-Germanischen Museums nicht der auch kandidierende Sven Schütte gewählt, sondern Dr. Marcus Trier, dem nun die Grabungsleitung übertragen wurde. Er verkürzte die Grabungsdauer auf Ende 2014 und reduzierte kostensparend den Grabungsbereich [Deppe1]. Im Mai wurde als Nachfolger für Georg Quander die neue Kulturdezernentin Susanne Laugwitz-Aulbach gewählt, die aus Stuttgart kommt [Hoffmans] – sie wird, anders als ihr Vorgänger, Schütte nicht den Rücken stärken.

Kürzlich forderte IHK-Präsident Paul Bauwens-Adenauer eine Planungspause, weil das Projekt Jüdisches Museum dem Rathausplatz „bei weitem noch nicht angemessen“ sei [Bauwens-Adenauer]. Auf die Frage, ob hier ein Endlos-Projekt entstehe, weil es bereits 2010 abgeschlossen sein sollte, meinte er: „Besser eine Lücke als eine Krücke“. Aber am 19. 07. wurde die CDU im Stadtrat überstimmt und Museumsbau samt Zone abgeseget [Deppe2].

Baumanns, Robert (2013): Streit um Jüdisches Museum. OB Roters feuert Sven Schütte als Grabungsleiter; *express.de*, 10. 04.

Bauwens-Adenauer, Paul (2013): Planungspause fürs Jüdische Museum; Interview im *Kölner Stadt-Anzeiger*, 16. 06.

Damm, Andreas (2013): Schütte klagt gegen Forderung; *Kölner Stadt-Anz.*, 10. 05.

Deppe, Christian 1/(2013): Planung gewinnt an Fahrt; *Kölnische Rundschau*; 27. 05.

- (2/2013): Jüdisches Museum auf dem Weg; *Kölnische Rundschau*, 18. 07.

Hoffmans, Christiane (2013): „Die Kultur darf keine Insel sein“; *Welt am Sonntag*, 05. 05.

Illig, Heribert (2013): Kölner Geklüngel anno 2013; *Zeitensprünge* 25 (1) 95-112
stadt köln = <http://www.stadt-koeln.de/1/presseservice/mitteilungen/2013/08060/>

*

Paderborn: Das dortige Erzbischöfliche Diözesanmuseum, dessen damaliger und jetziger Leiter Christoph Stiegemann bei der Ausstellung *799 · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn* mit Arglist zu verhindern wusste, dass der Herausgeber mit einem Exponat gefilmt wird – der eigentlich Düpierte war damals der Regisseur Helge Cramer –, zeigt nun doch Entgegenkommen. Die neu gestaltete Dauerausstellung der eigenen Bestände erhielt im Juli die Bezeichnung *Zeitsprung ...*

Ein Fund von Dieter Helbig, Horn-Bad Meinberg

www.dioezesanmuseum-paderborn.de

*

Offenbar immer wieder eine schlagzeilenträchtige Entdeckung: Die alten **Römer** haben mit **Beton** gebaut! Und ihr *opus caementitium* aus Kalk, Sand, Vulkanasche und Kieselstein war und ist sogar haltbarer als heutiger Beton. Aufwändigste Forschungsarbeiten lassen einen Grund dafür in den Kristallen des Aluminium-Tobermorit vermuten. Hätte man diese Ingredienz (bekanntlich $\text{Ca}_5[\text{Si}_3\text{O}_8(\text{OH})_2 \cdot 3.5\text{H}_2\text{O}]$) rechtzeitig gekannt, würde z.B. das neue *Ägyptische Museum* in München (vgl. S. 305-308) nicht nur Jahrzehnte, sondern Jahrtausende überdauern.

Hoferichter, Andrea (2013): Die Betonmeister. Auf der Suche nach neuen Rezepturen entdecken Zementhersteller ein antikes Vorbild: Die alten Römer mischten einen härteren Baustoff, als er in modernen Wolkenkratzern steckt; *SZ*, 20. 06.

*

Mykerinos (2551–2523) **hebelt Chronologie aus:** In Tell Hazor (Galilea) fanden Archäologen der Jerusalemer Universität das Fragment eines granitenen Sphinx, der Menkaure, also Mykerinos gewidmet war, der einzige Sphinx, der ihm bislang zugerechnet werden kann. Aber wie kann das ursprünglich rund 500 kg schwere Mischwesen von Mykerinos stammen? Amnon Ben-Tor und Sharon Zuckerman rätseln:

„Da direkte Beziehungen zwischen den Bewohnern Kanaans und den alt-ägyptischen Dynastien im dritten Jahrtausend nirgends dokumentiert sind, geschah dies wahrscheinlich erst Jahrhunderte nach dem Tod Menkaures. Denkbar wäre, dass die Sphinx zwischen dem 15. und 13. Jahrhundert vor Christus, als sich die Herrschaft des Alten Ägypten auch über Kanaan erstreckte, dem König von Hazor seitens der Pharaonen zum Geschenk gemacht wurde“ [Croitoru].

Laut AT wurde Hazor von Josua (Joschua) zerstört, damals könnte auch die Sphinx zerstört worden sein. Doch die beiden Archäologen bezweifeln die biblische Aussage.

Auch wir tun das, lebt doch gemäß unserer Chronologie Ägyptens Mykerinos im -6. Jh. Das beseitigt die mindestens 1000 Jahre lange Lücke zwischen -2523 und dem -15. Jh. und lässt an viel spätere Eroberer denken. Ansonsten haben wir wieder eine jener ägyptischen Antiquitäten vor uns, die bis zu 1.500 Jahre später in nördlichen Ländern aufgetaucht sind [vgl. Heinsohn/Illig, 225 f., 249-252], ohne Ägyptologen ins Grubeln zu bringen.

Ein Fund von Bernhard Deutinger, Sidney

Croitoru, Joseph (2013): Wie kam die Sphinx nach Galiläa? *FAZ*, 16. 07.

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2005): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting (1990 Frankfurt/M.)

*

Wer der **Pyramidologie** zuneigt, wird manchmal Kräfte bemerken, die auch den Pyramidenbau hätten beschleunigen können: „Wissenschaftler ratlos: 4.000 Jahre alte Statue bewegt sich in Museum von alleine.“

„Vor kurzem sorgte eine Statue [20 cm hoch; HI] im Ägyptischen Museum an der Manchester University für Aufsehen, weil diese sich wie von Geisterhand selbst zu drehen scheint (ShortNews berichtete).“

<http://www.shortnews.de/id/1034695/statue-die-sich-wie-von-geisterhand-selbst-bewegt-video-aufgetaucht>

*

Wie oft starb der 1991 aufgefundene **Ötzi**? Sicher mehr als zweimal. Das erste Mal – unter Innsbrucker Ägide – den Kältetot nach völliger Erschöpfung [Spindler, 221 f.], das zweite Mal – unter Bozener Observanz, 2001, – an einem Pfeilwunde in der Schulter. Neuerdings gibt es einen „»Meilenstein« der Ötzi-Forschung“ [sz]: Blutergüsse im Gehirn! Unklar ist nur noch, ob durch einen finalen Schlag auf die Stirn oder durch einen Sturz nach dem Pfeiltreffer. Als gesichert gilt, dass er tot ist. Ob der Siegfried-Mythos samt Lindenblatt auf dem Schulterblatt auf ihn zurückgeht, wird lebhaft diskutiert. Nur die Frage, ob er eigentlich eine Salzleiche aus einem vorzeitlichen Bergwerksstollen ist, bleibt unbearbeitet.

Spindler, Konrad (2000): *Der Mann im Eis*; München

sz (2013): Hirntrauma. Ötzi hatte Blutergüsse im Kopf; SZ, 11. 06.

*

Aurornis xui: Das von Xu Xing entdeckte fossile Tier *Aurornis* (*Erwachen der Vögel*) lässt den Schluss zu, dass Archaeopteryx kein Vogelsaurier, sondern ein Sauriervogel ist. Für den Forscher Pascal Godefroit aus Brüssel sieht die Entwicklungslinie von den Raubsauriern hin zu den Vögeln nun so aus:

Aurornis → Anchiornis → Archaeopteryx

Der neue Ahnherr hatte Zähne im Schnabel und Federn an Hals, Brust und Schwanz, aber keine Deckfedern; er konnte wohl nur gleiten und flattern. Mit ihm dürfte zugunsten von Darwin klargestellt sein: Es gab missing links!

Kaulen, H. (2013): Sensationsfund in China rehabilitiert Archaeopteryx; FAZ, 05. 06.

*

Dr. **Ulrich Voigt**, Hamburg, bietet seine mnemotechnischen, chronologischen, zahlenkundlichen und anderen Bücher mittlerweile unter www.likanas.de an, zum Teil auch als E-books.

*

Neu im Mantis Verlag von Heribert Illig: **Gräfeljing & Pasing-Buch 1250 Jahre? Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte**; 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 € (mit den ‘Highlights’ des erfundenen Mittelalters)

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2013 Illig, Heribert: **Gräufeling & Pasing 1250 Jahre?** Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus.** 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abonnenten 25,- €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter.** Das Opfer als Ursprung der Religion. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ²2012 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen.** Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- ³2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen.** Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- ²2009 Kerner, Martin: **Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., 78 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher.** Neue Sicht auf alte Kunst 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalenderik. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten.** Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- ⁶2003 Illig, Heribert · Löhner, Franz: **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- ³1996 Illig, Heribert: **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., 74 Abb., Pb., Vorläufer des Erfundenen Mittelalters, für Abo. 5,- €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften.** 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5 €
- Zeitensprünge**, Tertialzeitschrift, 25. Jahrgang, im Inland 40,- €, im Ausland 45,- €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 25, Heft 2, August 2013

- 259 Editorial
260 Illig, Heribert: Neue Pyramidenbauvorschläge. Bücher von Horst Leidel und Frank Müller-Römer
282 Löhner, Franz: Kupfer gegen Granit? Eine Anmerkung
285 Ernst, Otto: Echnaton und Nofretete. Tutanchamuns mögliche Eltern
297 Illig, H.: Ägyptische Tempel – griechisch-römisch kopiert
305 Illig, H. Das neue Ägyptische Museum München. Eine Sichtung
309 Otte, Andreas: *Forgotten Civilization*. Rezension, Zusammenschau und Spekulation
335 Illig, H.: Kraggewölbe bis zur Gegenwart
342 Günther, Karl: Wann war und was ist Javne? Das rabbinische Judentum schafft seinen Gründungsmythos
353 Illig, H.: Aquileia und Grado. Zwei konkurrierende Bistümer vom frühen Christentum bis zum Hochmittelalter
383 Laszlo, Renate: Die altenglische Literatur bestätigt die Phantomzeit
400 Laszlo, R.: Die Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) oder das Rätsel über den Panzer
413 Illig, H.: Unvereinbare Königskinder
415 Otte, A.: Ein sicherlich gut gemeinter Versuch: Thomas Hattner – *Die verfälschte Antike*
426 Illig, H.: Erstmals ein Archäologe! *Das erfundene Mittelalter* wird in Graz diskutiert
444 Illig, H.: Von Graz nach Gräffling durch etliche Untiefen
448 Bonaventura: Zeitensprünge um Darwin, 1804 publiziert
453 Illig, H.: Karl Popper und Charles Darwin. Zur Diskussion
456 Birken, Andreas: Leserbrief zu Karl Popper
460 Haumann, Raphael: Zu Werner Franks Kritik an meinem Buch *Die Physik des Nichts* - mit einer Antwort von H. Illig
465 Illig, H.: Abschluss der zehnbändigen *Kriminalgeschichte des Christentums* von Karlheinz Deschner. Ein Dank
469 Bangerter, Hans: Was tut man eigentlich, wenn man glaubt? Ein Beitrag zur Religions- und Moralkritik
498 Zuberbühler, Robert: Vermutungen zum Thema *Emergenz*
511 Kleinfunde, Randbefunde
515 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233